

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Repräsentation und Darstellung der indigenen Bevölkerung
des Kaiser Wilhelms-Landes durch Dr. Otto Finsch

Verfasserin

Miriam Reiter

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt

A307

Studienrichtung lt. Studienblatt

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler

Danksagung

Ich danke Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Hermann Mückler für die Betreuung meiner Diplomarbeit und die Prüfungsabnahme. Auch dem Zweitprüfer Ao. Univ.-Prof. Dr. Manfred Kremser gilt mein Dank.

Weiter bedanke ich mich bei Mag. Ildiko Cazan und Hofrat Prof. Dr. Gabriele Weiß vom Museum für Völkerkunde Wien. Im Archiv bei Mag. Cazan konnte ich mein Praktikum machen und sie gewährte mir Zugriff auf Dr. Otto Finschs Nachlass. Hofrat Prof. Dr. Weiß zeigte mir einige von Finschs Sammelobjekte, die im Besitz des Museums sind.

Sehr dankbar bin ich auch Mag. Michaela Kempter und Mag. Saskia Lipburger, die mir während des gesamten Studiums halfen mich im universitären Dschungel zurecht zu finden.

Ebenfalls gebührt Milan Stankovic Dank, der mich auch in stressigen Zeiten ertragen und unterstützt hat.

Am meisten möchte ich meinen Eltern danken, die mir das Studium ermöglicht haben. Sie haben mich stets unterstützt und ermutigt, meinen Interessen nachzugehen und das Studium nach diesem Kriterium auszuwählen. Insbesondere bin ich meinem Vater sehr dankbar, dass er sämtliche Seminararbeiten sowie die Diplomarbeit korrekturgelesen hat und dadurch Unklarheiten bereinigen half.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	3
Einleitung.....	9
Thema und Fragestellung.....	9
Zugang	9
Ansatz	10
Aufbau der Arbeit.....	11
Methode und Theorie	12
Methodenwahl.....	12
Methodische Vorgehensweise	12
Dokumentenanalyse	13
Diskursanalyse.....	15
Gütekriterien	16
Theorie	17
Repräsentation	18
Der Koloniale Diskurs	21
Die Südsee und ihre Kolonialgeschichte	27
Zu Ozeanien.....	27
Teilregionen.....	28
Die Kolonialisierung Ozeaniens	30
Missionierungen.....	32
Das Deutsche Reich als Kolonialmacht	34
Die deutsche Südsee	34
Die Lage im Deutschen Reich	36
Inbesitznahme	38
Namensgebung	41
Verwaltung und Verlust der Kolonien	43
Otto Finsch	47
Biographische Daten	47
Seine Werke zur Südsee	48
Seine Südseereisen und deren Ergebnisse.....	50
Zur Forschungsarbeit.....	57

Kaiser Wilhelms-Land	59
Geschichte und Entdeckung nach Finsch	59
Forschungen zu Kaiser Wilhelms-Land.....	60
Ethnologische Erfahrungen	61
Anthropologische Kenntnisse	61
Ethnologische Kenntnisse	64
Ethnologische Einteilung.....	97
Beschreibungen.....	98
Analyse	111
Dokumentenanalyse und Gütekriterien.....	111
Diskursanalyse.....	115
Eindruck der Eingeborenen nach Finschs Lektüre	115
Subjekte des Textes, deren Rechte und Verantwortlichkeiten	120
Subjektpositionen	122
Darstellung der Beziehungen in Finschs Werken.....	125
Darstellungsstrategien und Kritik daran	127
Werke im Vergleich	127
Widersprüche, Ambivalenzen, Stereotypen & Co	128
Machtbeziehungen.....	133
Rechtfertigung.....	137
Aufwertung der Arbeiten	138
Folgerung.....	141
Problematik und Relevanz.....	141
Abschließende Worte.....	145
Literaturverzeichnis.....	149
Internetquellen	151
Abbildungsverzeichnis.....	153
Abbildungsnachweis.....	154
Anhang	157
Abstract	157
Fragestellung	157
Methodischer Zugang	157

Theoretische Einbettung	157
Lebenslauf	161

Einleitung

Thema und Fragestellung

In dieser Arbeit widme ich mich den Themen Repräsentation und Darstellung. Ich möchte die Wichtigkeit von Repräsentationen und Darstellungen aufzeigen, welche ihnen im Umgang der Menschen miteinander zukommt. Dies soll zeigen, dass Darstellungen, auch wissenschaftliche, weder objektiv noch neutral sind. Denn mit ihnen gehen immer Bedeutungsproduktionen einher, welche den zwischenmenschlichen Umgang regeln. Der Quellenkritik kommt somit eine entscheidende Bedeutung zu.

Um das Gesagte aufzuzeigen, werde ich darauf eingehen, welcher Eindruck durch Repräsentationen hervorgerufen werden kann und was die Konsequenzen davon sein können. Dies zeige ich anhand von Otto Finschs Arbeiten zur indigenen Bevölkerung des Kaiser Wilhelms-Landes auf. Meine Fragestellung lautet:

- Welchen Eindruck gewinnt man durch Otto Finschs Beschreibungen von der indigenen Bevölkerung?
- Inwieweit sind Finschs Darstellungen aus heutiger Sicht problematisch, inwiefern relevant?

Zugang

Auf das Thema kam ich einerseits durch mein reges Interesse an der Problematik der Kolonialisierung und vor allem den damit einhergehenden Repräsentationen 'des Anderen' und den meist diskriminierenden Auswirkungen davon. Andererseits hatte ich während eines Praktikums im Museum für Völkerkunde Wien die Möglichkeit den Nachlass von Otto Finsch zu untersuchen. Dabei las ich einige seiner Tagebücher, Völkerkunde-Bücher und begutachtete zahlreiche seiner Skizzen und einige seiner Bilder.¹ Bei einer Führung durch den Keller des Museums wurden mir von Hofrat Prof. Dr. Weiß außerdem einige der von Finsch gesammelten Objekte gezeigt. Das Vorgefundene hat mich sehr fasziniert und gleichzeitig etwas 'schockiert'. Denn neben sehr wissenschaftlichen und 'fortschrittlichen' Aussagen fand ich ebenso viele abwertende Bemerkungen und Mutmaßungen vor. So entschloss ich mich diese Arbeiten zu analysieren. In der Folge suchte ich nach weiteren Werken von Finsch, welche öffentlich leicht zugänglich sind. Da Finschs Publikationen sehr zahlreich sind wählte ich jene aus, die für meine Fragestellung interessant waren. In einem ersten Schritt waren das Darstellungen der indigenen Bevölkerung der deutschen Südsee. Da das ausgewählte Material immer noch enorm umfangreich war, entschied ich mich für einen Teil davon, um genauer arbeiten zu können. Ich beschloss, mich dem Thema Kaiser Wilhelms-Land zu widmen, da Finsch viel Zeit dort verbrachte. Deshalb gibt es dazu genaue und zahlreiche Beschreibungen von ihm. Bezüglich des unveröffentlichten Materials konzentrierte ich mich auf

¹ Da ich seine Handschrift nicht lesen konnte, musste ich mich mit den vorhandenen, schreibmaschinengeschriebenen Transkripten der Tagebücher und Völkerkund-Bücher begnügen. Ich hatte jedoch stets das Original daneben und blätterte darin mit. Dies war allein schon wegen der Skizzen von Interesse, da diese nicht in die Transkripte übertragen wurden.

die Völkerkunde-Bücher, da sie alle Beschreibungen der indigenen Bevölkerung aus den Tagebüchern enthalten. Andere Beschreibungen, welche für meine Absichten nebensächlich schienen (wie die der Fauna), wurden weggelassen. Abbildungen habe ich, mit Ausnahme der Ozeanienkarte und der Karte des Deutschen Schutzgebietes in der Südsee, alle Finschs Werken entnommen. Der Grund dafür ist, dass es in meiner Arbeit darum geht seine Darstellungen aufzuzeigen und zu hinterfragen. Des Weiteren entschied ich mich für Halls und Bhabhas Theorien zu *Repräsentationen* bzw. dem *Kolonialen Diskurs*. Ich kannte beide bereits und fand sie sehr hilfreich in Bezug auf meine Fragestellung. Dadurch stieß ich auf die Foucault'sche Diskursanalyse, welche als methodisches Werkzeug meinen Zwecken dienlich schien.

Ansatz

Meiner Meinung nach kann es sehr problematisch sein, wenn (alte) Ansichten und Werke eins zu eins übernommen/zitiert werden ohne dass man sich Gedanken darüber macht bzw. sie nicht hinterfragt. Denn Repräsentationen transportieren immer Bedeutungen mit. Übernimmt man also eine Beschreibung, so übernimmt man die implizierten Werte gleich mit – es gibt sie nämlich nur als Set.

Leider wird die Quellenkritik vielfach vernachlässigt bzw. fehlt häufig gänzlich. Dies gilt sowohl für wissenschaftliche Arbeiten als auch für populistische Schriften. Dadurch kann es zu sehr veralteten und oft verzerrten oder falschen Eindrücken kommen. Deshalb ist es für mich sehr wichtig, Quellen kritisch zu betrachten, sie in ihren zeitlichen Kontext einzubetten, zu hinterfragen, analysieren und auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu überprüfen. Die Diskursanalyse ist sehr hilfreich, wenn es darum geht, die dahinterstehenden (politischen/wirtschaftlichen) Interessen aufzuzeigen.

Bei meiner Kritik geht es mir nicht darum Finsch oder anderen Entdeckern und frühen Reisenden zu unterstellen, dass sie (absichtlich oder unabsichtlich) das Bild der Eingeborenen verzerrt haben. Dass es häufig der Fall war, dass die Beschreibungen als Mittel zum Zweck dienten und es viele problematische Arbeiten gibt, steht für mich außer Frage. Aber die Kritik an Finschs Arbeiten dient nicht dazu ihn schlecht zu machen. Vielmehr geht es mir in erster Linie darum, die damit einhergehenden Strategien (und Diskurse) aufzuzeigen. Dadurch soll die Problematik von direkten Übernahmen, ohne kritische Hinterfragung, deutlich werden. Denn je länger diese Eindrücke tradiert werden, umso länger bleiben sie samt problematischen Punkten erhalten und desto weniger Platz bleibt für neuere (zeitgemäßere?) Eindrücke.

Ich halte die Ergebnisse meiner Analyse nicht für die einzig wahren. Es handelt sich vielmehr um einen, nämlich meinen, Versuch einer Analyse, mit Hilfe einer gewählten Methode von vielen. Kurz: es ist eine von vielen möglichen Vorgehens- und Sichtweisen die hier aufgezeigt werden soll. Denn was wäre die Wissenschaft ohne die vielen Wege und Theorien, die sich längst nicht alle gehalten oder bewahrheitet haben?!

Aufbau der Arbeit

Als ersten Schritt werde ich Methoden und Theorien vorstellen, welche dieser Arbeit zugrunde liegen. Der zweite Abschnitt ist der Kolonisierung gewidmet: zuerst möchte ich kurz allgemein auf Ozeanien und die Kolonialisierung dieses Gebietes eingehen, da das Kaiser Wilhelms-Land in diesen geographischen sowie geschichtlichen Kontext eingebettet ist. Darauf folgt eine allgemeine Schilderung der kolonialen Tätigkeiten Deutschlands in der Südsee und der damaligen Situation in Deutschland. Beides spielt als Hintergrund für Finsch eine wichtige Rolle. Anschließend – im dritten Teil – komme ich zu Finschs biographischen Daten, seinen Werken und Südseereisen. Danach folgt der vierte Teil, in dem seine Beschreibungen der Bewohner des Kaiser Wilhelms-Landes wiedergegeben werden. Im fünften Teil werde ich diese mit Hilfe der gewählten Methoden analysieren, kritisch betrachten und hinterfragen, um letztlich eine Folgerung daraus zu ziehen.

Methode und Theorie

Methodenwahl

Methodische Vorgehensweise

Durch die Beschäftigung mit Finschs Nachlass während meines Praktikums im Archiv des Museums für Völkerkunde Wien, wusste ich bereits welches Material dort vorhanden war. Da ich es sehr interessant fand beschloss ich nach weiteren Unterlagen von und zu Finsch, außerhalb des Museums zu suchen. Um einen Überblick zu bekommen habe ich zu allererst in sämtlichen Online- und anderen Bibliothekskatalogen zum Begriff Finsch gesucht. Dabei fand ich immer wieder dieselben Titel, namentlich die von ihm veröffentlichten Werke. Sekundärliteratur fand ich praktisch keine. Was ich im Internet fand waren Informationen zu Finschs biographischen Daten, allerdings nicht sehr viele. Nach der Literatursuche fragte ich mich was ich eigentlich wissen wollte bzw. herauszufinden hoffte. Ich kam zu dem Schluss, dass ich vor allem seine Beschreibungen der Eingeborenen interessant fand.

Aufgrund des gefundenen Materials entschied ich mich für eine Dokumentenanalyse. In erster Linie aus logischen und praktischen Gründen: Da Finsch vor rund 100 Jahren lebte, hätte ich mit Interviews maximal Personen interviewen können die sich, wie ich, mit seinen veröffentlichten und unveröffentlichten Dokumenten und Objektsammlungen beschäftigt haben. Mein Fokus liegt aber auf seinen Beschreibungen, deshalb kamen solche Interviews nicht in Frage. Es handelt sich sozusagen um ein historisches und abgeschlossenes Thema, da Finschs Niederschrift von Notizen mit seinem Ableben endete. Feldforschung ist daher nicht möglich. Man könnte aber sagen, dass seine Bücher und das Archiv des Museums für Völkerkunde Wien, mit seinem Anteil von Finschs Nachlass, mein 'Feld' sind. Als Dokument gilt für mich so ziemlich alles was mir für die Arbeit behilflich war. Dabei handelt es sich sowohl um die von Finsch veröffentlichten Bücher seiner Reisen und Sammlungen, als auch seine unveröffentlichten Reisetagebücher, Völkerkundebüchlein und weitere schriftliche Notizen. Ebenso seine Skizzen, welche zum Teil in den Tage- bzw. Völkerkundebüchlein enthalten sind und zum Teil aus seinen Katalogisierungen der gesammelten Objekte stammen und/oder als einzelne Blätter vorhanden sind.

In der Folge verschaffte ich mir mit Hilfe der sogenannten Globalauswertung einen Überblick über das gefundene Material. Das Ziel der Globalauswertung ist „eine Übersicht über das thematische Spektrum des zu interpretierenden Textes zu gewinnen“ (Flick 2009: 417). In einem weiteren Schritt sortierte ich durch Überfliegen der Dokumente grob aus, welche für meine Themen- und Fragestellung von Interesse waren und in der Folge genau gelesen werden sollten bzw. welche gleich auszuschneiden waren. Daraufhin ging ich genauer auf die als interessant empfundenen Dokumente ein und versuchte den Umfang des Materials durch Anwendung der qualitativen Inhaltsanalyse zu reduzieren bzw. konkretisieren. Denn das Ziel der qualitativen Inhaltsanalyse ist „die systematische Bearbeitung von Kommunikationsmaterial“ (Mayring 2000: 468) und dabei „vor allem die Reduktion des Materials“ (Flick 2009:

409). Die von Mayring (nach Flick ebd.) festgelegten Punkte (Materialauswahl, Analyse der Erhebungssituation, formale Charakterisierung des Materials, Festlegung der Analyserichtung, Differenzierung der Fragestellung, Festlegung der Analysetechnik und der Analyseeinheit, Durchführung der Analyse, Interpretation der Ergebnisse in Bezug auf die Fragestellung, Anwendung der Gütekriterien) wendete ich, auf mein Bedürfnis angepasst, auf Finschs einzelne Werke an. So fragte ich mich wie das jeweilige Werk zustande gekommen war (Analyse der Erhebungssituation), wie Finsch die Daten erhoben und aufbereitet hatte (formale Charakterisierung) und nahm den Inhalt, d.h. Finschs Aussagen unter die Lupe: was schreibt er, was scheint ihm wichtig, was ist nebensächlich etc. Dazu stellte sich mir die Frage: was ist für mich wichtig, was will ich herausfinden. Um dies beantworten zu können, musste ich erst meine Fragestellung spezifizieren. So kam ich zu dem Schluss, dass ich mich dafür interessiere welchen Eindruck man durch Finschs Beschreibungen von den Eingeborenen gewinnt. Ich war mir sicher, dass die zugrundeliegenden Diskurse von großer Bedeutung sind. Deshalb war es nur logisch für mich die Diskursanalyse zu wählen. Somit war die Analyserichtung festgelegt. Doch vor der Durchführung der Analyse hatte ich herauszufinden welche Textstellen, d.h. Aussagen ich aussuchen wollte. Dafür bediente ich mich der zusammenfassenden Inhaltsanalyse als Technik. Sie sollte mir durch Kodierungen und Kategorisierungen (siehe Flick 2009: 386-393) herauszufinden helfen, welche Kategorien in Finschs Beschreibungen vorzufinden und in Bezug auf meine Fragestellung von Bedeutung sind (z.B. Physiognomie, Kleidung). Das Ziel davon war es diese wichtigen Textstellen so zusammenzuschreiben, dass ein fließender Text entsteht der sowohl einen Gesamteindruck von Finschs Darstellungen als auch detaillierte Beschreibungen der Eingeborenen wiedergeben soll. Daraufhin erfolgt der Analyseteil der Arbeit, welchen ich mit der Quellenkritik beginnen möchte. Anhand dieser Methode sollen Finschs Absichten, die hinter seinen Werken lagen, herausgefunden werden und erläutert werden wie Nahe er seinen Beforschten war. Die Gütekriterien nach Mayring (2002: 140-148) wende ich auf Finschs Arbeiten an um das Vorgehen seiner Forschung bzw. dieselbe zu hinterfragen.

Darauf erfolgt die tatsächliche Analyse, wobei auch die Diskursanalyse Anwendung findet. Mit Hilfe der Diskursanalyse möchte ich die Produktion von Macht durch Finschs Konstruktion bestimmter Darstellungen aufzeigen, wobei sein sozio-kultureller Hintergrund mit einbezogen werden soll. Das heißt die zugrundeliegenden Machtstrukturen und Diskurse sollen herauskristallisiert werden. Dann interpretiere ich die Ergebnisse der Analyse und möchte die Problematik und Relevanz von Finschs Beschreibungen aus heutiger Sicht aufzeigen. Darauf folgen abschließende Worte.

Dokumentenanalyse

Philipp Mayring (2002: 47) ist der Meinung, dass die Dokumentenanalyse sehr breit definiert werden muss. Sie inkludiert ihm zufolge „sämtliche gegenständliche Zeugnisse, die als Quelle zur Erklärung menschlichen Verhaltens dienen können“. Dazu zählen nicht nur Urkunden, Schriftstücke etc. sondern auch Filme, Texte, Tonbänder und Alltagsgegenstände wie Werkzeuge und Bauten. „Sie müssen nur interessante Schlüssel auf menschliches Denken, Fühlen

und Handeln zulassen, das heißt, sie müssen interpretierbar sein. Denn Dokumente werden als Objektivationen (Vergegenständlichungen) der Psyche des Urhebers (Ballstaedt 1987) angesehen“ (Mayring 2002: 47). Diese Vielfalt an Material ist von großem Vorteil, genauso wie die Tatsache, dass es sich dabei um bereits 'fertige', erhobene Daten handelt. Methodisch handelt es sich bei meiner Dokumentenanalyse um eine qualitative Interpretation von Daten.

Stephan Wolff (2000: 504) plädiert dafür, dass „Dokumente als eigenständige methodische und situativ eingebettete Leistungen ihrer Verfasser (bei der Rezeption auch ihrer Leser)“ anerkannt und „als solche zum Gegenstand der Untersuchung“ gemacht werden sollen. Sie stellen eine eigenständige Datenebene dar (Wolff 2000: 511). „Die qualitative Dokumentenanalyse zielt auf die Erforschung der strukturellen Probleme und des methodischen Instrumentariums, mit denen sich Dokumentenersteller und ihre Rezipienten auseinander zu setzen haben, und versucht, die Implikationen unterschiedlicher Gestaltungsformen und Darstellungsstrategien zu explizieren“ (Wolff 2000: 513).

Wolff (2000: 509) meint, dass es von Texten/Sachverhalten grundsätzlich unendlich viele Versionen gibt die alle formal korrekt sind. Deshalb „muss über die konkrete Form der Beschreibung entschieden werden“. Dass Texte trotz der Vielzahl an möglichen Lesarten meist in ähnlicher Weise verstanden werden liegt daran, dass es gesellschaftlich institutionalisierte Kategorisierungs- und Schlussfolgerungsregeln gibt. So zielen Beschreibungen (und Texte im allgemeinen) auf ein bestimmtes Publikum ab. Die Autoren überlegen sich wie sie Texte gestalten müssen um ihre Zielgruppe zu erreichen und sie von der Authentizität ihres Inhaltes zu überzeugen. Selektivität kann allerdings nicht verhindert werden: Beschreibungen, egal von wem oder was, können nie vollständig sein, sie sind immer nur ein Ausschnitt von etwas. Genauso wenig wie sie objektiv sein können. Dazu kommt auch die Selektivität der Leser. Auch wenn Sachverhalte ähnlich rezipiert werden, so doch nicht ident. Wolff (2000: 510) meint, dass Beschreibungen etc. reflexiv sein sollten: „Die Kunst besteht darin, die Interpretation weder ganz dem Leser zu überlassen [...] den Text aber auch nicht durch Instruktionen gegen Interpretationsversuche hermetisch abzuschließen“. Weiter gibt er zu bedenken, dass in den Dokumenten ihre Produziertheit nicht mehr erkennbar ist (Wolff 2000: 505). Vielmehr versuchen sie beim Leser einen Eindruck von Objektivität und Realität zu erwecken und „gleichzeitig aber die Tatsache und die Mechanismen ihrer textlichen Vermitteltheit unsichtbar werden zu lassen“ (Wolff 2000: 508).

Laut Uwe Flick (2009: 324) sollten Dokumente als Mittel der Kommunikation gesehen werden, weshalb immer gefragt werden muss wer das betroffene Dokument für wen/was bzw. zu welchem Zweck erstellt hat: ist es öffentlich, für die Aufbewahrung, für die Nachwelt etc. gedacht oder nur als persönliches Dokument für den eigenen Gebrauch. Denn „Dokumente sind Mittel zur Konstruktion einer spezifischen Version von Ereignissen oder Prozessen“ (Flick 2009: 330). Deshalb ist bei einer Dokumentenanalyse die Quellenkritik von großer Bedeutung. Folgende Punkte sollten überlegt und somit Authentizität, Glaubwürdigkeit, Reprä-

sentativität und Bedeutung von Dokumenten hinterfragt werden (siehe Flick 2009: 325f; Mayring 2002: 48):

- Art des Dokuments (Urkunde, Akte, Zeitungsartikel)
- Äußere Merkmale desselben (Zustand)
- Innere Merkmale (Inhalt)
- Intendiertheit des Dokuments (wer hat es für wen/welchen Zweck erschaffen)
- Nähe des Dokumentes zum Gegenstand, welchen es dokumentieren soll (zeitliche, räumliche und soziale Nähe)
- Herkunft (wo wurde es gefunden, wo kommt es her, wie wurde es überliefert)

Ablaufen sollte die Dokumentenanalyse laut Mayring (2002: 48) nach folgenden vier Schritten:

1. Die Fragestellung sollte klar formuliert werden.
2. Es sollte definiert werden was als Dokument gilt und dementsprechend gesammelt werden.
3. Dann erfolgt die Quellenkritik, um herauszufinden welchen Wert die Dokumente für die Beantwortung der Fragestellung haben.
4. Zu guter Letzt geht es an die Interpretation der Dokumente. Hier sollten vor allem interpretative Methoden gewählt werden.

Diskursanalyse

Der theoretische Hintergrund der Diskursanalyse ist, laut Flick (2009: 430), der soziale Konstruktivismus. Es gilt herauszufinden „wie die Herstellung sozialer Wirklichkeit an den Diskursen über bestimmte Gegenstände oder Prozesse untersucht werden kann“ (ebd.). Die Diskursanalyse ist sowohl auf Alltagsgespräche, Interviews, Medienberichte, Dokumente usw. anwendbar.

Sie will die „Konstruktion von Versionen des Geschehens in Berichten und Darstellungen“ aufzeigen und die „in solchen Konstruktionen verwendeten »interpretativen Repertoires«“ analysieren (Flick 2009: 428). Auch hier ist der Forschungsprozess in unterschiedliche Schritte aufgeteilt. Zuerst entscheidet man welche Texte/Gespräche man analysieren möchte, um dann das Dokument/Transkript sorgfältig zu lesen. Das für die Fragestellung relevante Material wird im nächsten Schritt kodiert und schließlich analysiert. Die Leitfragen sind nach Flick (2009: 429): Warum lese ich diese Passage in dieser Art und Weise? Welche Charakteristika der Texterzeugung bringt diese Lesart hervor? „Die Analyse richtet sich auf den Kontext, die Variabilität und Konstruktionen im Text und schließlich auf die interpretativen Repertoires, die im Text verwendet werden“ (Flick 2009: 429).

Mit der Zeit wurden verschiedene Richtungen der Diskursanalyse entwickelt, die je nach Theorie unterschiedliche Schwerpunktsetzungen hatte. Für diese Arbeit ist die von Parker entwickelte, auf Foucaults Theorien basierende und daher auch als „Foucaultsche Diskursanalyse“ bezeichnete Version von Interesse (Flick 2009: 430). Der Fokus dieser Diskursanaly-

se liegt, wie bei Foucault, auf Kritik, Ideologie und Macht. Wesentlich hierbei ist, dass der Text selbst zum Untersuchungsobjekt wird und nicht wie sonst so oft die „von ihm <bezeichneten> Gegenstände“. Somit wird Inhalt/Aussage des Textes hinterfragt und gleichzeitig Distanz bewahrt. Dann werden die 'Subjekte' (laut Flick meint dies Charaktere, Personen und Rollen) des Textes herausgefiltert um dann „die angenommenen Rechte und Verantwortlichkeiten der jeweiligen im Text erwähnten <Subjekte>“ zu rekonstruieren und „das Muster der Beziehungen“ darzustellen. Die Diskursanalyse, so Parker (2000: 554) weiter, sieht Ereignisse etc. als „Handlungsfeld, in dem Individuen sowohl ein Selbst- wie auch ein Fremdverständnis entwickeln“.

„Die Analyse der Diskursregeln, denen eine spezifische soziale Formation unterworfen ist, muss folglich klären, wie Individuen schöpferisch mit diesen Regeln umgehen, welche Machtstrukturen die Akteure bei der Teilnahme am Interaktionsgeschehen rekonstruieren und welche Widerstandsformen sie verwirklichen können. Die Makroebene erweist sich damit als etwas, das auf die Mikroebene abfärbt und sich dort manifestiert“ (ebd.).

Die bereits erwähnten „Muster der Beziehungen“ stellen die Diskurse dar und „lassen sich in den Beziehungen von Ideologie, Macht und Institutionen verorten“ (Parker nach Flick 2009: 430). Hierbei muss beachtet werden, dass die Diskurse von Paradoxien geprägt sind und die Aufmerksamkeit darauf gerichtet wird „wie machtstabilisierende und machtunterminierende Objekte durch widersprüchliche Bedeutung konstituiert werden“ (Parker 2000: 555).

Gütekriterien

Vor dem endgültigen Abschließen einer Arbeit sollten die Ergebnisse laut Mayring (2002: 140-148) anhand von Gütekriterien auf ihre Validität, Gültigkeit, Reliabilität und Genauigkeit hin überprüft werden. Für die qualitative Forschung definiert er „sechs allgemeine Gütekriterien“ (Mayring 2002: 144-148):

1. Verfahrensdokumentation: Das Forschungsvorgehen sollte genau dokumentiert werden, damit es für andere Personen nachvollziehbar und in gewisser Weise überprüfbar wird. Dazu gehören Angaben über Vorverständnis, Zusammenstellung des Analyseinstrumentariums, Durchführung sowie Auswertung der Datenerhebung.
2. Argumentative Interpretationsabsicherung: Die vorgenommenen Interpretationen müssen durch Argumente begründet werden. Hierbei spielt wieder das Vorverständnis der Interpretationen eine Rolle. Es muss „adäquat sein; dadurch wird die Deutung sinnvoll theoriegeleitet“. Die Interpretation sollte natürlich schlüssig sein und außerdem eine Alternativdeutung gesucht und diese überprüft werden.
3. Regelgeleitetheit: Trotz notwendiger Offenheit qualitativer Forschungen muss es bestimmte Regeln und somit Ordnungen in der Vorgehensweise geben.
4. Nähe zum Gegenstand: Hier geht es darum möglichst nahe am/mit dem Gegenstand zu arbeiten. In der Feldforschung ist dies die teilnehmende Beobachtung, bei Literaturarbeiten Primärliteratur im Gegensatz zu Sekundärliteratur.
5. Kommunikative Validierung: Die Beforschten werden als dem Forscher gleichwertige Akteure gesehen und nicht als Datenlieferanten oder Forschungsobjekte.

6. Triangulation: Durch die Triangulation sollen unterschiedliche Herangehensweisen/„Analysegänge“ ausprobiert werden. Zum Beispiel durch heranziehen unterschiedlicher Datenquellen, Theorien oder Methoden. Die Ergebnisse müssen dabei nicht völlig übereinstimmen, sollten aber stimmig sein.

Theorie

Das theoretische Hauptaugenmerk dieser Arbeit gilt – wie der Titel nahelegt – Repräsentationen und Darstellungen. Mein Interesse an diesem Thema hat sich während des Studiums durch Seminare und Literatur im Zusammenhang mit meinen Vorstellungen und meiner Einstellung zu diesem Thema ergeben. Ebenso hat mich das Thema Stereotypisierung, welches stark mit Repräsentationen, Macht und Diskriminierung verknüpft ist, sehr interessiert. Vor allem haben mich die (meist diskriminierenden) Auswirkungen, welche mit der Produktion des Stereotyps und Repräsentationen des Anderen verknüpft sind, stets beschäftigt.

Mein theoretisches Vorwissen und meine Meinung bezüglich Repräsentationen sind stark von Stuart Hall und seiner Theorie von Repräsentation, wie er sie in seinen Artikeln *The Work of Representation* und *The Spectacle of the Other* darlegt, geprägt. Mit ihm bin ich der Meinung, dass Repräsentationen immer konstruiert sind und immer eine gewisse Absicht dahinter steckt – egal ob bewusst oder unbewusst. Sie sind niemals objektiv oder unschuldig, sondern immer mit Macht verbunden. Dies ist was auch Homi K. Bhabha in seiner Theorie des Kolonialen Diskurses im Artikel *Die Frage des Anderen* aufzeigt. Um diese Ansicht näherzubringen erläutere ich im Folgenden Halls Theorie von Repräsentationen und deren Herleitung genauer. Danach gehe ich auf Bhabhas Theorie des Kolonialen Diskurses ein. Sowohl für diese Theorie als auch für Halls Repräsentationstheorie spielt das Stereotyp eine zentrale Rolle. Deshalb werde ich in der Darlegung des Stereotyps Halls und Bhabhas Theorien verbinden.

Doch zuallererst zum Konstruktivismus, denn auf dieser Theorie basieren Halls wie Bhabhas Theorien zu Repräsentation und Stereotyp.

Für den Konstruktivismus gibt es verschiedene Ansätze, denen jedoch allen gemeinsam ist, „dass sie das Verhältnis zur Wirklichkeit problematisieren, indem sie konstruktive Prozesse beim Zugang zu dieser behandeln“ (Flick 2000: 151). Es geht beim Konstruktivismus darum wie Wissen entsteht, „welcher Wissensbegriff angemessen ist und welche Kriterien zur Bewertung von Wissen herangezogen werden können“ (Flick 2000: 152). Nicht die äußere Realität selbst wird angezweifelt, sondern die Frage gestellt wie diese unmittelbar zugänglich ist, „d.h. unabhängig von Wahrnehmungen und Begriffen, die wir verwenden und konstruieren“ (ebd.). Schütz (nach Flick 2009: 102) geht davon aus, dass „jede Form des Wissens durch Selektion und Strukturierung konstruiert“ ist. Daher kann „die Bildung des Wissens über die Welt“ nicht als Abbildung von gegebenen Fakten gesehen werden. Vielmehr wird das Wissen „in einem aktiven Herstellungsprozess“, nämlich sozialem Austausch, konstruiert und hat soziale Funktionen (ebd.: 102, 103). Wirklichkeit wird von den Beteiligten über die Bedeutung, die Ereignissen und Gegenständen zugeschrieben wird, aktiv hergestellt (ebd.: 109).

Wissen wiederum organisiert Erfahrungen „die erst die Erkenntnis der Welt außerhalb des erkennenden Subjektes oder Organismus ermöglichen. Erfahrungen werden durch die Begriffe und Zusammenhänge, die das erkennende Subjekt konstruiert, strukturiert und verstanden“ (ebd.: 103). Die Herstellung von Wirklichkeit und Wissen durch Akteure wird als Konstruktion ersten Grades bezeichnet. Demnach fabriziert die Wissenschaft Konstruktionen zweiten Grades, da sie die konstruierten Wirklichkeiten (Lebenswelten) der Akteure erforscht und daraus wiederum eine Wirklichkeit schafft (vgl. Flick 2009: 110).

Repräsentation

Repräsentation ist laut Hall der Prozess der Bedeutungsproduktion. Bedeutung wiederum ist entscheidend für den Umgang mit Dingen und Menschen, die symbolische Ordnung und das (kulturell spezifische) Weltverständnis: “Meaning is what gives us a sense of our own identity, of who we are and with whom we belong – so it is tied up with questions of how culture is used to mark out and maintain identity within and differences between groups [...]. Meaning is constantly being produced and exchanged in every personal and social interaction in which we take part” (Hall 1997: 3). Die Bedeutungsproduktion findet Großteils durch Sprache statt: Indem man mit anderen Menschen kommuniziert, ihnen eigene, persönliche Vorstellungen und Konzepte weitergibt, schreibt man Dingen/Menschen/Ereignissen Bedeutung zu, diskutiert und verhandelt diese (siehe Hall 1997: 1). Um aber erfolgreich mit anderen Personen kommunizieren zu können und Vorstellungen etc. zu teilen muss man dieselbe Sprache sprechen, ähnliche Konzepte und Vorstellungen haben wie die Person gegenüber. Hierbei wird der Begriff Sprache im weiten Sinn gebraucht und meint nicht nur die gesprochene Sprache.² Kultur spielt dabei eine wichtige Rolle, denn es wird hier davon ausgegangen, dass Mitglieder einer Kultur diese Voraussetzung erfüllen, dass sie „kulturelle Codes“ teilen und deshalb ähnliche Vorstellungen und Verständnisse haben (Hall 1997: 4). Auch sind es die Mitglieder/Teilnehmer (participants) einer Kultur, die Leuten, Objekten und Events Bedeutung geben und zwar indem sie sie interpretieren und repräsentieren, sagt Hall (1997: 3):

„It is by our use of things, and what we say, think and feel about them – how we represent them – that we give them a meaning. In part, we give objects, people and events meaning by the frameworks of interpretation which we bring to them. In part, we give things meaning by how we use them, or integrate them into our everyday practices. [...] In part, we give things meaning by how we represent them – the words we use about them, the stories we tell about them, the images of them we produce, the emotions we associate with them, the ways we classify and conceptualize them, the values we place on them.”

Mit der Repräsentation und der Produktion von Bedeutung geht auch die Bildung von Regeln, Gesetzen und Wahrheit einher. All diese Faktoren sind miteinander verbunden, im Diskurs aktiv.

² „We mean language here in a much wider sense. Our partners must speak enough of the same 'language' to be able to 'translate' what 'you' say into what 'I' understand, and vice versa. They must also be able to read visual images in roughly similar ways. They must be familiar with broadly the same ways of producing sounds to make what they would both recognize as music. [...] Meaning is a dialogue – always only partially understood, always an unequal exchange” (Hall 1997: 4).

Sprache und Bedeutung

Diese Theorie geht auf Ferdinand de Saussures Sprachtheorie von sign/signifier/signified zurück. Saussure ging davon aus, dass Bedeutungsproduktion in der Sprache stattfindet. Er meinte, dass in der Sprache alles – real oder unreal – in signifier und signified aufgespalten werden kann. Bei ersterem handelt es sich um das Bezeichnende, das Wort/Bild an sich, d.h. als graphisches/phonetisches Zeichen. Letzteres dagegen meint das Bezeichnete, das Tier, den Menschen oder auch die Fantasiefigur als Lebewesen/Phantasiegestalt bzw. das Konzept/Vorstellung davon. Signifier und signified existieren jedoch nur gemeinsam (als sign) und haben keine eigenständige Existenz.

In der Sprache werden also Zeichen und Symbole verwendet um Dinge zu bezeichnen, diese zu repräsentieren, um Vorstellungen/Ideen auszudrücken (siehe Hall 1997: 5). Dabei sind die Zeichen/Symbole völlig willkürlich ausgewählt und haben an sich weder Bedeutung noch einen logischen Bezug zu dem, wofür sie stehen. Daher werden sie durch (kulturell spezifische!) Regeln und Codes festgelegt. Ein bestimmtes Wort repräsentiert z.B. ein bestimmtes Objekt/Subjekt. Somit ist für jeden, der die Sprache beherrscht, im weitesten Sinne klar wovon die Rede ist. Jemand der die Sprache nicht beherrscht, kann mit dem Wort nichts anfangen. Es könnte alles meinen.

Zeichen und Symbole können Bedeutung daher nicht festlegen (Hall 1997: 27) und auch Dinge an sich haben kaum, wenn überhaupt, eine Bedeutung und schon gar keine fixe. Bedeutungen werden also produziert. Sie ändern sich daher je nach Zuschreibungen, Interesse, Kontext. Die einfachste Art von Beschreibungen und Bedeutungszuweisungen sind solche durch binäre Oppositionen, Differenzierungen von und Vergleiche mit anderen Dingen/Menschen/Ereignissen. Daher spielt nicht nur die Beziehung zwischen Zeichen und Konzept eine tragende Rolle, sondern auch die Beziehung zwischen Dingen (signs). Bedeutung ist daher relational, so Hall (1997: 27). Weiter müssen Zeichen und Symbole interpretiert werden – sowohl vom Sender als auch vom Empfänger: The 'taking of meaning' is as much a signifying practice as the 'putting into meaning'. Speaker and hearer or writer and reader are active participants in a process which – since they often exchange roles – is always double-sided, always interactive. Representation functions [...] like the model of a dialogue – it is, as they say, *dialogic*." (Hall 1997: 10)

Kultur

Roland Barthes griff Saussures Theorie auf und verlegte den Fokus von Sprache auf Kultur. Er erweiterte das Konzept von signifier und signified um eine zweite Ebene, auf welcher die sekundäre, kulturelle Bedeutung von Objekten/Subjekten/Ereignissen bezeichnet wird. Diese sekundäre Bedeutungsebene bezeichnet Barthes auch als Mythos (Hall 1997: 10). Barthes (1964: 113) sagt, dass das Prinzip des Mythos die Verwandlung von Geschichte in Natur ist. Der Sinn bleibt dabei interpretierbar – es gibt keinen endgültigen Sinn, sondern mehrere Möglichkeiten (ebd.: 116). Hier geht es darum, dass durch den Mythos kulturelle Bedeutungen naturalisiert werden, d.h. als natürlich und somit unveränderlich (statt kulturell konstruiert) dargestellt werden. „Da der Mythos die Welt nicht direkt zu widerspiegeln behauptet,

sondern sich vielmehr als selbstverständlich anmutende Sicht der Dinge hinterrücks ins Sprechen einschleicht, ist er einer der wirkungsvollsten Hebel der Ideologie“ (Parker 2000: 551).

Dabei reguliert die Bedeutung, die Dingen/Menschen/Ereignissen zugeschrieben wird, den Umgang damit. Und obwohl Bedeutungen nicht fixiert sind (bzw. nicht fixiert werden können), wird durch die Festlegung von Bedeutung, durch Repräsentationen etc. entschieden was gilt und was nicht, d.h. was gut/schlecht ist, was normal/anormal ist. Es werden Regeln und Gesetze aufgestellt. Auch wenn Dinge innerhalb einer 'Kultur'/'Gemeinschaft' – übertrieben gesagt – völlig willkürlich Bedeutungen zugeschrieben werden und Regeln/Normen entwickelt werden, die damit verbundenen Konsequenzen sind umso realer (siehe Hall 1997: 10).

Wissen und Macht in der Diskurstheorie

Das Moment von Macht und Wissen wurde von Foucault in diese Theorie eingebracht. Ihm ging es in erster Linie um den Diskurs. Denn er war der Ansicht, dass Codes, Regeln und Bedeutung im Diskurs und nicht in der Sprache produziert werden: „Discourse, Foucault argues, constructs the topic. It defines and produces the objects of our knowledge. It governs the way that a topic can be meaningfully talked about and reasoned about. It also influences how ideas are put into practice and used to regulate the conduct of others“ (Hall 1997: 44). Weiter interessierte sich Foucault vielmehr für das im Diskurs produzierte Wissen und die damit verbundene Macht, als für die Bedeutungsproduktion. Seiner Meinung nach existiert außerhalb des Diskurses keine Bedeutung, d.h. es gibt natürlich die Dinge an sich, sie sind aber bedeutungslos. Folglich existiert auch Wissen, welches mit der Bedeutung von Dingen zusammenhängt – “we can only have knowledge of things if they have a meaning”, Hall 1997: 45) – nur innerhalb des Diskurses. Weiter betonte er, neben der kulturellen Gebundenheit, die Historizität des Diskurses: die Bedeutung und das Wissen über die Welt ist nicht allgemein gültig, sondern historisch und kontextabhängig. Im Zusammenhang mit Bedeutung und Wissen wird laut Foucault (siehe Hall 1997: 49) Macht produziert:

“Foucault argued that not only is knowledge always a form of power, but power is implicated in the question of whether and in what circumstances knowledge is to be applied or not. [...] Knowledge linked to power, not only assumes the authority of 'the truth' but has the power to *make itself true*. All knowledge, once applied in the real world, has real effects, and in that sense at least, 'becomes true'. Knowledge, once used to regulate the conduct of others, entails constraint, regulation and the disciplining of practices. Thus, 'There is no power relation without the correlative constitution of a field of knowledge, nor any knowledge that does not presuppose and constitute at the same time, power relations'” (Hall 1997: 48f).

Auch Wahrheit existiert nicht ohne Macht, da sie ebenfalls im Diskurs produziert wird: “Each society has its regime of truth, its 'general politics' of truth; that is, the types of discourse which it accepts and makes function as true, the mechanisms and instances which enable one to distinguish true and false statements, the means by which each is sanctioned ... the status of those who are charged with saying what counts as true” (Foucault nach Hall 1997: 49). Foucault war der Meinung, dass Macht zirkuliert und zwar auf allen Ebenen eines Dis-

kurses. Damit beeinflusste er den sonst meist als von oben nach unten agierend definierten Machtbegriff: Für Foucault sind alle Mitglieder/Beteiligten eines Diskurses an der Machtkonstruktion beteiligt. Auch wenn die oberen Schichten dominieren, sind Machtverhältnisse auch in den untersten vorhanden, sowohl im privaten, familiären als auch im öffentlichen, politischen Bereich. Weiter sah er Macht nicht als rein negativ, sondern durchaus auch als positiv und produktiv (Hall 1997: 50).

Das Subjekt wird bei Foucault ebenfalls im Diskurs produziert und kann außerhalb des Diskurses nicht handeln, da es immer nach den Regeln etc. des Diskurses handelt. Es werden durch den Diskurs also nicht nur die Subjekte geschaffen, sondern auch die Subjektpositionen von denen aus die Subjekte handeln:

„This approach has radical implications for a theory of representation. For it suggests that discourses themselves construct the subject-positions from which they become meaningful and have effects. Individuals may differ as to their social class, gendered, racial and ethnic characters (among other factors), but they will not be able to take meaning until they have identified its rules, and hence become the subjects of its power/knowledge“ (Hall 1997: 56).

Der Koloniale Diskurs

Bhabha geht in seinem Artikel *Die Frage des Anderen* auf den Kolonialen Diskurs und seine Konstruktionen ein. Vereinfacht gesagt gibt es Kolonialherren und Kolonisierte, wobei erstere letztere 'beherrschen'. Durch die Konstruktionen des kolonialen Diskurses erscheint das von Macht und Herrschaft geprägte Verhältnis zwischen Kolonialherren und Kolonisierten als natürlich, normal und gar notwendig. Die Beherrschung ist nicht (eindeutig) als solche erkennbar, weil die Machtverhältnisse (Beherrschung/Unterdrückung, Marginalisierung etc.) durch die verschiedenen Prozesse, die Teil des kolonialen Diskurses sind, verschleiert werden. Bhabha bezeichnet dies als „die Schaffung eines Raumes für ein Untertanvolk“ (Bhabha 2000: 104) und meint: „Die Zielsetzung des kolonialen Diskurses besteht darin, die Kolonisierten auf der Basis ihrer ethnischen Herkunft als aus lauter Degenerierten bestehenden Bevölkerung darzustellen, um die Eroberung zu rechtfertigen und Systeme der Administration und Belehrung zu etablieren“ (ebd.). Etwas anders verhält es sich mit den Kolonisierten, die den Vorstellungen/Wünschen der Kolonialherren entsprechen. Sie erhalten eine Sonderstellung/-behandlung und werden zu den 'Guten' gezählt. Als den Kolonialherren gleichrangig gelten sie jedoch nicht (oder nur in seltensten Fällen). Dies zeigt, dass sich die Subjektpositionen und Machtverhältnisse im kolonialen Diskurs verschieben und verändern können.

Bhabha (2000: 122) meint, dass diese Machtverhältnisse mit einer Trennung 1. zwischen Ethnien/Kulturen innerhalb von Geschichten und 2. zwischen davor und danach einhergehen. Ein Beispiel für erstere Trennung wäre die aufgrund unterschiedlicher Hautfarbe in Weiß und Schwarz. Ebenso kann das Geschlecht als Differenzierungsgrund fungieren. Beispiel für zweite Trennung ist in vor und nach der Kolonialisierung/Missionierung. Vorher waren die 'Eingeborenen' wild, kannibalisch etc. und nachher sind sie naiv, kindlich usw. Einerseits suggeriert die koloniale Phantasie also (durch die Trennungen), dass die Anderen (z.B. 'Eingeborene'/'Schwarze') reformiert, missioniert etc. werden können. Andererseits werden die Differenzen zwischen Kolonialherren und Kolonisierten unterstrichen und sichtbar

gemacht. Aufgrund dessen wird letzteren ihre Eigenständigkeit abgesprochen und somit eine Legitimierung für die Beherrschung geschaffen bzw. diese als nötig postuliert (ebd.). Diese Differenzen, die als Grundlage für die Beherrschung dienen, werden im kolonialen Diskurs durch die Konstruktion des Anderen und Stereotypen, meist auf Basis der ethnischen Herkunft, geschaffen:

„Da man die Einheimischen vermittlels dieser Ideologien 'kennt', werden diskriminierende und autoritäre Formen der politischen Kontrolle als angemessen angesehen. Die kolonisierte Bevölkerung wird dann sowohl als Ursache als auch als Resultat des Systems angesehen, das auf diese Weise in einem interpretatorischen Zirkel gefangen ist. Was sichtbar bleibt, ist lediglich die Notwendigkeit einer solchen Herrschaft, die durch jene moralisierenden und normativen Besserungsideologien gerechtfertigt wird“ (Bhabha 2000: 123).

Hinter der Konstruktion dieser ganzen Ideologien (Repräsentation des Anderen, Stereotypen) sieht Bhabha politische und wirtschaftliche Interessen: Es handelt sich „um eine Form der Regierungstätigkeit [...], bei welcher der 'ideologische Raum' auf offenere Weise mit politischen und wirtschaftlichen Erfordernissen kollaboriert“ (Bhabha 2000: 123). Die Verwaltung der kolonialen Gesellschaft wird je nach Bedürfnis der Kolonialmacht, entsprechend der Nützlichkeit für die Wirtschaft, gehandhabt.

Doch wie funktionieren solche Diskurse, wie werden solche Machtstrukturen aufgebaut, sodass sie akzeptiert werden? Vieles hier geht über Formen von Repräsentationen, welche wiederum mit der Produktion von Differenzen, Stereotypen, Fantasien und Fetischismus zusammenhängen bzw. über diese funktionieren.

Differenzen

Zunächst einmal geht es sowohl nach Bhabha (2000: 112) als auch nach Hall (1997: 234-238) um Differenzen. Genauer gesagt um die Produktion und Sichtbarmachung von Differenzen. Diese werden geschaffen um Dinge/Menschen einfach unterscheiden und Kategorien zuordnen zu können. So wird beispielsweise auf kultureller Ebene eine symbolische Ordnung geschaffen, welche hilft die Vielfalt und Komplexität der Welt zu vereinfachen. Mit Hilfe der Markierung von Differenzen werden also Typisierungen, sowohl an Dingen als auch an Menschen, vorgenommen. Sie sind an sich nichts schlechtes, sondern wie Differenzen etwas für den Alltag notwendiges: „we understand 'the particular' in terms of its 'type'“, wie Hall (1997: 257) sagt. Menschen werden bestimmten Gruppen und/oder Persönlichkeitstypen zugeordnet: „a type is any simple, vivid, memorable, easily grasped and widely recognized characterization in which a few traits are foregrounded and change or development is kept to a minimum“ (Dyer nach Hall 1997: 257). So wird Wissen über Fremde(s) produziert, welches dabei hilft das Fremde und Unbekannte in bekannte Kategorien einzuordnen und somit einschätzbar zu machen. Kurz: Die Zuschreibungen und Einordnungen helfen Beziehungen zu stabilisieren.

Im kolonialen Diskurs werden meist ethnische und kulturelle Differenzen konstruiert. Die Andersheit von 'den Anderen' wurde und wird häufig an deren ethnische/kulturelle Herkunft geknüpft und diese am Aussehen festgemacht: “The body itself and its differences were vi-

sible for all to see, and thus provided 'the incontrovertible evidence' for a naturalization of racial difference. The representation of 'difference' through the body became the discursive site through which much of this 'racialized knowledge' was produced and circulated" (Hall 1997: 244). Das Festmachen von Differenzen am Aussehen dient dazu Differenz offensichtlich erscheinen zu lassen. Es ist für jeden sichtbar, dass z.B. Schwarze eine andere Hautfarbe haben als Weiße. Basierend auf dieser scheinbar natürlichen Differenz werden 'den Anderen' bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben. Diese machen meist nur in Bezug auf die eigene 'Identität' Sinn, denn fast immer handelt es sich um Eigenschaften, die den Eigenen entgegengesetzt sind: Einheimische sind primitiv, dumm und faul während Weiße zivilisiert, intelligent und fleißig sind. Diese Unterschiede werden naturalisiert und damit fixiert: Einheimische sind von Natur aus wie sie sind, nämlich primitiv, dumm und faul. Es liegt in ihrer Natur und auch in ihrer Kultur (da bei ihnen das eine mit dem anderen einhergeht – im Gegensatz zur weißen Zivilisation wo Kultur im Gegensatz zu Natur existiert), dass sie so sind (vgl. Hall 1997: 243-245). „'Naturalization' is therefore a representational strategy designed to fix 'difference', and thus *secure it forever*. It is an attempt to halt the inevitable 'slide' of meaning, to secure discursive or ideological 'closure'" (Hall 1997: 245). Womit man beim Stereotyp wäre.

Stereotypisierungen

Das Stereotyp hat zwar Parallelen zu Typisierungen, ist jedoch in seinem Vorgehen viel radikaler (Hall 1997: 258f). Hier werden Personen komplett auf bestimmte, ihnen zugeschriebene Eigenschaften reduziert, diese dann völlig vereinfacht und übertrieben dargestellt und in einen unnatürlichen Zusammengang gebracht, um schließlich fixiert zu werden und Veränderungen (durch Naturalisierungen) unmöglich erscheinen zu lassen. Durch das Aufzeigen von Differenzen und dem Markieren des 'Anderen' wird eine Spaltung vorgenommen und ein Einschluss- und Ausschluss-verfahren betrieben. Alles was anders ist und somit nicht 'passt', wird durch symbolische Grenzen ausgeschlossen. So wird die soziale und symbolische Ordnung aufrechterhalten. Damit einher gehen Hierarchisierungen, welche 'das Andere' meist degradieren indem sie suggerieren, dass 'das Eigene' normal/gut bzw. besser ist und 'das Andere' anormal/schlecht bzw. weniger gut. Auch Idealisierungen, wie z.B. der „edle Wilde“, sind häufig, aber nicht minder diskriminierend. Beide Darstellungsweisen sind Stereotypisierungen in denen Personen auf wenige, einfache, essentielle Charakteristika reduziert werden, welche dann als natürlich, durch die Natur fixiert, dargestellt werden (Hall 1997: 257, 249).

Am häufigsten treten Stereotypen da auf, wo gravierende Unterschiede in Machtverhältnissen vorzufinden sind. Bhabha geht davon aus, dass das Stereotyp eine verschleiende Darstellung der von Macht geprägten Beziehungen zwischen dem Fremden und dem Eigenen ist (Reiter 29.04.09). Dies gelingt ihm zufolge durch die Schaffung des Untertanvolkes: Die Differenz der 'Anderen' wird aufgezeigt und markiert, wodurch sie als optisch, sozial, kulturell anders stigmatisiert werden. Somit werden sie vom 'Eigenen', 'Normalen' ausgeschlossen, da sie 'anormal' sind. Die eigenen Normen und Regeln gelten als richtig und erstrebenswert,

werden den Anderen aufgedrückt und deren Lebensweisen und –weisheiten als minderwertig proklamiert und dargestellt. Dies wiederum bestätigt die Berechtigung der Vorherrschaft der 'Normalen' und ihre Pflicht die 'Anormalen' so weit wie möglich zu normalisieren, ihnen aus ihrer Misere zu verhelfen. Bei diesem Vorhaben ist es auch erlaubt sich der Mittel, wie Gewalt und Unterdrückung, zu bedienen. Schließlich ist das Ganze zum Wohl der Primitiven, da sie sich selbst nicht helfen können und ewig in ihrer Entwicklung stehen bleiben würden. Somit wird die Ausübung von Macht verschleiert, denn die Machtverhältnisse wirken notwendig und natürlich. Es wird ausgeblendet, dass Differenzen von Anfang an konstruiert sind, dadurch dass sie als offensichtlich, natürlich und einleuchtend dargestellt werden. Es wird ein neues Wahrheitssystem geschaffen, so Bhabha (2000: 105).

Im Machtapparat des kolonialen Diskurses wird sowohl Wissen über 'Andere' produziert – ein stereotypes Wissen, das starr und begrenzt ist und im Grunde kein wirkliches Wissen, sondern nur konstruiertes, das Ersatz für fehlendes Wissen ist. Gleichzeitig wird aber auch Wissen über 'Andere' eingedämmt – nämlich dadurch, dass vorgegeben wird, dass Wissen vorhanden ist und weiteres nicht nötig sei bzw. kein weiteres, dynamisches zugelassen wird. Deshalb bezeichnet Bhabha (2000: 115) das Stereotyp als „beschränkte Form der Andersheit“. Das Stereotyp muss daher immer wiederholt werden und benötigt immer weitere Stereotypen die alle ständig wiederholt werden müssen, um Glaubwürdigkeit zu erzeugen.

Laut Bhabha (2000: 107; Hall 1997: 261) herrscht ein Wechselverhältnis zwischen den Dominanten und den Dominierten. Letztere sind ebenfalls Akteure und beeinflussen den Diskurs auch, jedoch auf andere Art und Weise. Beide sind Subjekte des kolonialen Diskurses und können nur gemeinsam und innerhalb des Diskurses gesehen werden – keiner der beiden kann den Diskurs 'verlassen'. Weiter ist wichtig zu beachten, dass der ganze Diskurs, die Ideologien, die Repräsentationen von Macht geprägt und durchdrungen sind, denn Macht zirkuliert (Bhabha 2000: 107; Hall 1997: 261). Die hier gemeinte Macht ist nicht nur ökonomischer Natur: „power also involves knowledge, representation, ideas, cultural leadership and authority, as well as economic constraint and physical coercion“ (Hall 1997: 261). Weiter ist Macht auch produktiv: Sie produziert neue Diskurse, neue Arten des Wissens, neue Objekte des Wissens, es formt neue Praktiken und Institutionen.

Ambivalenzen

Die Akzeptanz und Verbreitung des Stereotyps ist, so Bhabha (2000: 105), nur durch die Ambivalenz möglich. Der ganze Diskurs in seinem Vorgehen ist von einer Ambivalenz durchdrungen: Repräsentationen funktionieren gleichzeitig auf zwei völlig unterschiedlichen Ebenen. Einerseits auf einer bewussten, offenkundigen Ebene und andererseits auf einer unbewussten, unterdrückten. Erstere fungiert oft als Deckmantel für letztere. Denn auf unbewusster, unterdrückter Ebene handelt es sich meist um Fantasien in denen Andere für etwas bewundert und beneidet werden. Da man dies nicht zugeben will/kann wird eine andere Eigenschaft vorgeschoben: „The important point is that stereotypes refer as much to what is imagined in fantasy as to what is perceived as real. And, what is visually produced, by the practices of representation, is only half the story. The other half – the deeper meaning – lies

in what is not being said, but is being fantasized, what is implied but cannot be shown" (Hall 1997: 263). Meist handelt es sich dabei um völlig unterschiedliche, gegensätzliche Zuschreibungen; die eine offensichtlich, meist negativ, welche die Abneigung und Überlegenheit gegenüber dem Anderen zeigt. Die andere eine verdeckte, heimliche Faszination vom bzw. Zuneigung zum Anderen. Das Problem welches hierbei für die Stereotypisierten entsteht ist, dass sie in den Stereotypisierungen und ihren ambivalenten, binären Systemen von Zuschreibungen gefangen sind: Einheimische werden z.B. als kindlich, einfältig und dumm dargestellt, andererseits aber auch als hinterlistig, grausam und gerissen. Und oft sogar beides gleichzeitig. Wenn nun der Stereotypisierte zeigen will, dass er ersteres nicht ist, fällt er in die zweite Kategorie und bestätigt das Stereotyp ungewollt, obwohl er es zu widerlegen versucht (vgl. Hall 1997: 263).

Lust und Angst, Begehren und Ablehnung gehen mit Macht und Unterdrückung einher, was dazu führt, dass es im kolonialen Diskurs, der Konstruktion des Stereotyps zu Widersprüchlichkeiten kommt. Daher bezeichnet Bhabha (2000: 120) das Stereotyp als ein unmögliches, äußerst ambivalentes Objekt. Um diese Widersprüche und Gegensätzlichkeiten zu überspielen wird im Diskurs die Fantasie benötigt. Die koloniale Fantasie ist zentral für das Funktionieren und die Glaubwürdigkeit des Stereotyps und des kolonialen Diskurses, und um die Macht- und Herrschaftsverhältnisse berechtigt erscheinen zu lassen und aufrechtzuerhalten.

Fetisch

Hier spielt der Fetisch mit ein. Er ist der Bereich, wo Fantasie mit Repräsentation interveniert: Das Objekt/Subjekt der Begierde wird durch ein Substitut ersetzt oder ein Teil eines Subjektes/Objektes zum Substitut für das Ganze (Hall 1997: 266). Durch das Substitut wird vom eigentlich begehrten, aber 'verbotenen' (weil gefährlich, unsittlich etc.) Objekt/Subjekt/Teil abgelenkt und auf ein anderes, harmloses umgelenkt. Die Repräsentation/das Gezeigte kann dann nur in Relation zum Nicht-Gezeigten verstanden werden, da sie unweigerlich zusammenhängen und jeweils nur die halbe Wahrheit sind (vgl. Hall 1997: 266). Durch die Nicht-Anerkennung der Faszination des Anderen, die durch den Fetisch auf das Substitut gelenkt wird, wird die Faszination/das Verlangen gleichzeitig bestritten und dennoch ausgelebt. Der Fetisch ermöglicht, dass das Tabuisierte, Verheimlichte dennoch repräsentiert werden kann; In Form des Substituts (Hall 1997: 267). So konnten z.B. Ethnologen und Anthropologen, unter dem Deckmantel alles für die Wissenschaft zu tun, ungeniert Eingeborene aller Orte bis ins kleinste Detail (inklusive Genitalbereich) begutachten, abmessen, abzeichnen und zwar ohne dass man sie in der selbsternannten zivilisierten Gesellschaft als pervers, unsittlich etc. bezeichnet hätte. Voyeurismus ging hier (und geht heute noch) als wissenschaftliches Arbeiten durch.

"Fetishism, then, is a strategy for having-it-both-ways: for both representing and not-representing the tabooed, dangerous or forbidden object of pleasure and desire. It provides [...] an alibi. [...] It allows a double focus to be maintained – looking and not looking – an ambivalent desire to be satisfied. What is declared to be different, hideous, primitive, deformed, is at the same time being obsessively enjoyed and lingered over because it is strange, different, exotic" (Hall 1997 268).

Im kolonialen Diskurs ist also der Fetisch – anders als der sexuelle bei Freud – kein Geheimnis. Seine Offensichtlichkeit speist die Sichtbarkeit der Differenzen. Die Hautfarbe ist der sichtbarste aller Fetische und für das Stereotyp entscheidender Signifikant für Differenzen (siehe Bhabha 2000: 116). Das Objekt des Fetisch wird als allgemeines Wissen, offensichtlicher Unterschied, offenkundiges Merkmal angesehen und ist entscheidend für Differenzgestaltung, Ausgrenzung und Identifikation. Dies ist oft die Grundlage für Diskriminierungen im Kolonialen Diskurs.

Diskriminierung

Bhabha (2000: 117) meint, dass diese Substitute, die als Unterscheidungsmerkmale dienen, als Signifikanten „von Diskriminierung als Sichtbares produziert oder verarbeitet werden“ müssen. Im Gegensatz zur Verdrängung – wo das Objekt ins Unbewusste verbannt wird und alles, inklusive dem Vergessen, verdrängt werden soll – wird bei Diskriminierung die Repräsentation des Objektes (Stereotyp) ständig ins Bewusstsein geholt. Dadurch werden die Differenzen gefestigt, anerkannt, reproduziert und so immer wieder wahrgenommen (ebd.: 117f). Ein Mensch wird z.B. auf seine ethnische Herkunft reduziert, wobei die Hautfarbe das Merkmal dafür sein kann. Oder eine 'krumme' Nase wird als Nachweis für eine jüdische Herkunft festgeschrieben. Beide Merkmale (Hautfarbe, Nasenform) werden als Zeichen der Minderwertigkeit propagiert, wobei die Haut bzw. die Nase deren natürliche Identität sind. Durch den stereotypen Diskurs wird das Subjekt jedoch nicht nur einfach festgeschrieben, sondern zugleich primordial festgelegt und dennoch in Körper/Ethnie/Vorfahren aufgespalten (Fanon nach Bhabha 2000: 119). Dies meint, dass man z.B. als Frau eingeordnet und durch die stereotypen Zuschreibungen festgelegt wird. Zugleich wird aber die Kategorie Frau entsprechend der 'ethnischen Herkunft' aufgespalten in z.B. mitteleuropäische Frauen die fortschrittlich und frei sind im Gegensatz zu islamischen die unterdrückt und abergläubisch sind.

Bhabha betont, dass im kolonialen Diskurs nichts 'unschuldig' oder 'unbewusst' ist: das Handeln der Kolonialherren geschieht nicht unbewusst oder aus 'Natürlichkeit' heraus, sondern bewusst aus Eigeninteresse. Weiter haben Repräsentationen und Ideologien – egal wie unreal sie auch sein mögen – reale politische, soziale und andere Auswirkungen. Oder wie Müller-Funk in seiner Vorrede zu Bhabhas Vortrag in Wien sagte: „an understanding of culture is not a politically innocent positive field of human acting, but a place of symbolic constructions, of resulting in differences, a 'battlefield' as Edward Said has pointed out“ (Müller-Funk 09.11.2007).

Die Südsee und ihre Kolonialgeschichte

Zu Ozeanien

„Ozeanien erstreckt sich räumlich zwischen Australien, den Philippinen und Teilen Südost- und Ostasiens im Westen und dem amerikanischen Doppelkontinent im Osten, weiters von den Molukken im Westen [...] bis zur Osterinsel (Rapa Nui) bzw. den vor Südamerika liegenden Juan-Fernandes-Inseln im Osten, sowie von Midway im Norden bis Macquarie Island im Süden. Alle innerhalb dieses Bereiches gelegenen Inseln zählen zu Ozeanien“ (Mückler 2008: 8).

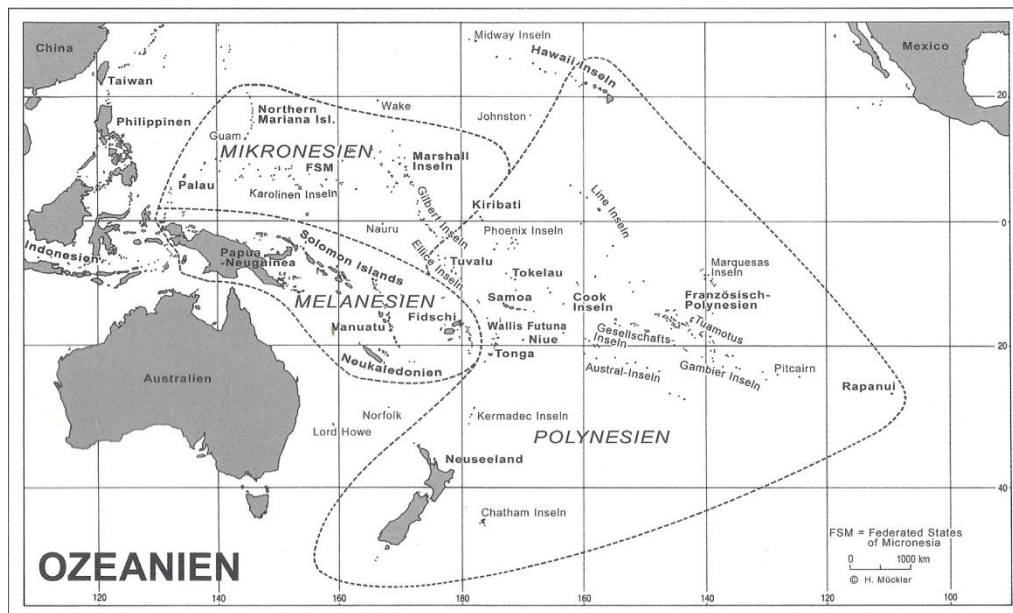


Abb. 1: Ozeanien und seine Teilregionen

Es handelt sich dabei um ca. 7.500 Inseln verschiedenster Größenordnungen, welche in die Teilregionen Melanesien, Mikronesien und Polynesien aufgeteilt sind (siehe Mückler 2008: 8; Bellwood 1975: 9). Das gesamte Gebiet Ozeanien erstreckt sich auf ca. 70 Millionen km², wovon lediglich um die 1,3 Millionen km² Landfläche sind. Weite Teile dieser Fläche sind unbewohnbar. So werden von den 7.500 Inseln nur etwa 2.100 bewohnt. Auf diese Inseln verteilt leben etwa 15 Millionen Menschen (siehe Mückler 2008: 9).

„Ozeanien ist von der Situation geprägt, dass relativ wenige Menschen über ein weit ausgedehntes Gebiet verstreut, aber gleichzeitig relativ konzentriert auf wenigen Landflächen leben. Diese spezifischen Umweltbedingungen haben die soziale Organisation der Menschen Ozeaniens stark beeinflusst. Es gibt sehr weitreichende Netzwerke zwischen den Inseln und Inselgruppen wie etwa den [...] Kula-Handel“ (Wolfsberger 2008: 153).

In diesen Meeresweiten, wo sich, wie Mückler (2008: 9) sagt, „die weltweit größte Meeres-tiefe und der größte Abstand eines Punktes zu den jeweils nächsten Landflächen [Point Nemo]“ befinden, herrschen ganz andere Vorstellungen und ein ganz anderes Verständnis von Entfernung. Das Meer und die dadurch voneinander getrennten Inseln werden nicht als Isolierung empfunden, sondern ersteres mehr als „dichte(s) Geflecht von Wegen zwischen den Inseln“ und die Inseln als „(Netzwerk-)Knoten“ darin (Mückler 2008: 11).

Dinge wie Knappheit an nutzbarem Land oder die zum Teil fast lebensfeindliche Beschaffenheit der Natur führen zu anderen (Über-)Lebensstrategien, gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen und Interessensschwerpunkten als auf großen Kontinenten. Land hat hier eine andere Bedeutung als beispielsweise auf einem landflächenmäßig weiten Kontinent wie Europa. Land ist teilweise sehr rar und auch „lebensfeindlich“. Das heißt nur wenige Nutzpflanzen können angebaut werden, die Ressourcen sind knapp. So ist es nicht verwunderlich, dass dem vorhandenen Land eine besondere Bedeutung zukommt, die sich vielfach in Traditionen, Kult und Glaubensvorstellungen, der Organisation von Gemeinschaften etc. widerspiegeln (vgl. Mückler 2008: 9). Die gemeinsame und nachhaltige Bewirtschaftung sowie der Zusammenhalt sind überlebenswichtig. Genauso steht es mit der Kenntnis und der Fertigkeit um den Bootsbau, Techniken der Seefahrt, der Nautik und der Navigation. Die Astrologie und die Einschätzung der Wetterverhältnisse spielen ebenso eine entscheidende Rolle im alltäglichen Leben (z.B. als Orientierungshilfe bei Seefahrten, da diese bei den großen Entfernungen oft mehrere Tage dauern) – wenn auch heute nicht mehr so sehr wie früher. Ebenfalls sehr wichtig ist eine gute Beziehung zu den Bewohnern der benachbarten Inseln, damit im Notfall – beispielsweise bei Umweltkatastrophen – Nahrung und Unterkunft gewährt werden. Nicht zuletzt um diese Beziehungen zu festigen wurden (mehr oder weniger) komplexe Riten zu Tauschgaben, Handel und Heiratssystemen entwickelt (vgl. Mückler 2008: 10). Es kommt jedoch auch vielfach zu Konflikten und Kriegen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen, zum Teil mit verheerenden Folgen für die Verlierer (vgl. Mückler 2008: 11). Denn Überlebenskämpfe, Interessenskonflikte und dergleichen können sehr bitter sein.

Teilregionen

Die Aufteilung in die drei Regionen Melanesien, Mikronesien und Polynesien geht auf Jules Dumont d'Urville zurück, der 1829 in Ozeanien war. 1832 publizierte er einen Artikel in dem er das Gebiet auf diese recht willkürliche Weise einteilte (siehe Grijp/Meijl 1994: 3). Diese Teilung ist nur bedingt sinnvoll, da es Überlappungen gibt und sich die Differenzen von Sprachen, Kulturen, Lebensweisen, Aussehen uvm. nicht starr voneinander trennen und einteilen lassen (siehe Grijp/Meijl 1994: 3; Ozeanienskript: 4) Dennoch sind z.T. deutliche Unterschiede zwischen den Bewohnern verschiedener Gebiete erkennbar, welche die Teilung wiederum rechtfertigt. Sie darf jedoch nicht als scharfe, klare Trennung gedeutet werden, sondern vielmehr als ungefähre Grenze mit fließenden Übergängen, Überlappungen und gegenseitigen Beeinflussungen.

- Bei Polynesien handelt es sich um die größte der drei Regionen, die quasi aus „dem Dreieck zwischen Neuseeland, Hawaii und den Osterinseln“ besteht. Der Name kommt vom Griechischen „poli“ was „viel“ und „nèsoi“ was „Inseln“ heißt und meint „Viel-Inseln“ (Grijp/Meijl 1994: 2; Ozeanienskript: 3). Meist handelt es sich um kleinere Inseln. Folgende gehören dazu: Neuseeland, Samoa, Tonga, Cook-Inseln, Französisch Polynesien, Tokelau, Tuvalu, Hawaii-Inseln, Osterinseln, Pitcairn-Inseln, Wallis Futuna, Niue (vgl. ebd.). Laut Bellwood (1975: 10) herrscht

unter den Polynesiern die größte Homogenität sowohl kulturell als auch sprachlich. Meist handelt es sich um hellhäutigere Menschen, deren Sozialformen patrilinear und genealogisch organisiert sind und die meist in größeren Einheiten zusammenleben. Es sind elaborierte, hierarchische Rang- und Klassensysteme entwickelt worden, besonders auf Hawaii und Tonga. Es gab also starke Differenzierungen innerhalb der Gesellschaften, in der Arbeitsteilung und der Gewaltentrennung und kam so zur Staatenbildung (vgl. Ozeanienskript: 4f; und genaueres bei Seib 2008: 137ff).

- Mikronesien ist die nördlichste der drei Regionen und hat die Inseln mit den kleinsten Landflächen Ozeaniens. Daher die Bezeichnung „micros“ für „klein“, also „Klein-Inseln“ (Grijp/Meijl 1994: 2; Ozeanienskript: 3). Hierzu zählen: Palau, Guam, Marianen, Marshall-Inseln, Föderierte Staaten von Mikronesien und Kiribati. Auch wenn matrilineare Gesellschaften dominieren (außer auf Yap und den Gilbert-Inseln), ist Mikronesien mehr heterogen (Bellwood 1975: 10). Es herrschen hier kulturelle Mischformen vor und „ethnic patterns [...] may reflect more varied origins“ (ebd.). Es sind Einflüsse aus Südostasien – vorwiegend bei den westlich gelegenen Inseln wie Palau und den Marianen –, aber auch aus Polynesien – z.B. Marshall- und Gilbert-Inseln – erkennbar (siehe Bellwood 1975: 10; Ozeanienskript: 5; Seib 2008: 139).
- Melanesien hat die größte Landmasse und allgemein größere Inseln. Der Name kommt von „melas“ was „schwarz“, also „Schwarz-Inseln“ bedeutet und – wie angenommen wird – auf die üppige, dunkle Vegetation sowie die dunkelhäutigere Bevölkerung anspielt (Grijp/Meijl 1994: 2; Ozeanienskript: 3). Teil Melanesiens sind: Papua Neuguinea, Salomon-Inseln, Neukaledonien, Vanuatu und Fiji. Wie erwähnt, werden die Bewohner als physiognomisch stärker negroid bezeichnet und leben meistens in kleineren Gruppen von ca. 100 – 150 Personen zusammen (ebd.). Bellwood (1975: 10) meint, Melanesien sei „both racially and culturally the most diverse area of all“. Während im westlichen Teil egalitäre Strukturen herrschen, wo Status und Macht durch Leistungen erlangt werden kann und muss (big men), ist Machtstellung an anderen Orten, z.B. Fiji, vererbbar. In Neuguinea sind die ethnischen Gruppen meist patrilinear organisiert, während sie auf anderen melanesischen Inseln matrilinear sind usw. (genaueres siehe Seib 2008: 134ff).

Ozeanien mit seinen Teilregionen ist also von Vielfalt und Diversität geprägt, zum Beispiel die sozialen Organisationsformen, wie Verwandtschafts-, Heiratssysteme, Herrschafts- und Regierungsformen. Besonders bekannt ist Ozeanien aber für die große Sprachenvielfalt. Laut Voeste (2008: 229) wurden im Jahr 2005 1.310 lebende Sprachen gezählt, was vor allem angesichts der geringen Sprecherzahl bemerkenswert ist: „In Ozeanien [Voeste rechnet hier allerdings Australien dazu] ist etwa ein Fünftel (19%) aller Sprachen zuhause, während hier nur ca. ein Tausendstel (0,1%) der Weltbevölkerung lebt.“ Das bedeutet konkret, dass die Sprechergemeinschaften Ozeaniens sehr klein sind, also dass die meisten Sprachen von sehr wenigen Personen gesprochen werden. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die Kommu-

nikation zwischen benachbarten Dörfern oder größeren Einheiten wie Inseln etc. nicht funktioniert. Die meisten Pazifikinsulaner sprechen zwei oder mehrere der Sprachen bzw. gibt es sogenannte Kontakt- oder Verkehrssprachen. Letztere haben sich in ihrer Form oft erst durch den Kontakt gebildet und sind zweckmäßig recht einfach (siehe Voeste 2008: 236). Der Kontakt bedeutet aber auch, dass viele der Sprachen stark voneinander beeinflusst und zum Teil nicht sehr verschieden sind. Linguisten haben dabei oft Unterscheidungsschwierigkeiten und sind sich häufig uneinig wann es sich um unterschiedliche Sprachen handelt und wann um verschiedene Dialekte. Dies führt unter anderem zu den sehr unterschiedlichen Angaben über die Anzahl der vorhandenen Sprachen, welche in der Literatur vorzufinden sind.

Einige der heute verwendeten Sprachen, z.T. auch jene die als Amtssprachen gelten (z.B. Tok Pisin), entwickelten sich erst durch den Kontakt mit Entdeckern. Dadurch sind viele Sprachen von denen der (meist europäischen) Entdecker beeinflusst. Vor allem die Verschriftlichung von Sprachen wurde häufig bzw. fast ausschließlich, von Europäern (meist Missionaren) durchgeführt. So spielt(e) die Kolonialisierung in vielerlei Hinsicht eine gravierende Rolle in der Geschichte Ozeaniens.

Die Kolonialisierung Ozeaniens

Ozeanien wurde erst recht spät interessant für Europas Kolonialmächte. Auch die Entdeckung dieser Region durch Europäer begann verhältnismäßig spät. Vasco Núñez de Balboa soll 1513 der erste gewesen sein der den Pazifik sah und ihn „Mar del Sur“ (Südsee) nannte (Mückler 2008: 13). 1521 befuhr Ferdinand Magellan dieses Meer und taufte es „Mar Pacifico“ (Grijp/Meijl 1994: 2). Das Interesse an diesem 'neu entdeckten' Gebiet blieb aber bis Mitte des nächsten Jahrhunderts sehr gering und die doch zahlreichen Schifffahrten von Spaniern und Holländern beeinflussten die Pazifikinsulaner wenig bis gar nicht. Einzig die Marianen-Inseln wurden bereits 1668 von spanischen Siedlern kontinuierlich bewohnt und beherrscht, was als „Anfang der europäischen Kolonialherrschaft im Pazifik“ bezeichnet werden kann (Hiery 2008: 33). 1731 nahmen die Spanier auch die Karolinen in Besitz. Diese Herrschaft existierte aber nach Zwischenfällen, bei denen die Spanier von Einheimischen getötet wurden, mehr oder weniger nur auf dem Papier (Hiery 2008: 37).

„Im 18. Jahrhundert begann man allmählich die Entdeckung der exotischen in vieler Hinsicht oft als archaisch empfundenen Menschen als ein Ereignis von unabsehbarer kulturgeschichtlicher Tragweite zu begreifen und in aktuelle Diskussionen einzubeziehen. Davor, im 15. und 16. Jahrhundert, hatten exotische und manchmal verstörende Informationen, welche Reisende mit sich brachten, überwiegend in die damals im Entstehen begriffene Literaturgattung der Abenteuer- und Reiseberichte Eingang gefunden und vornehmlich der Unterhaltung gedient. Das Interesse ging jedoch über ein Staunen über exotische Eigenheiten kaum hinaus und die Existenz anderer Kulturregionen wurde nicht als unmittelbare Herausforderung empfunden“ (Mückler 2008: 15).

Zur intensiveren Erkundung und Erforschung Ozeaniens kam es erst in den 1760ern und 1770ern. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich in Europa vieles verändert: von einer Verbesserung der Schiffe und Ausrüstung der Reisenden, über Forschungsvorhaben und -ziele, sowie der wissenschaftlichen Strömungen, des Standes der Wissenschaft, bis hin zur Motivation der Reisen und Einstellung gegenüber den 'Fremden'. Auch die Herkunft der Entdecker hatte

sich zunehmend von Spaniern und Portugiesen auf Niederländer, Engländer und Franzosen verschoben (Mückler 2008: 16). Die Reisen in den Pazifik wurden zahlreicher und es wurde eifrig geschaut, gesammelt, notiert, gehandelt. Denn man wollte mehr erfahren über diese fernen Inseln und seine Bewohner. Einerseits aus (natur-)wissenschaftlichen Interessen und andererseits aus wirtschaftlichen, ökonomischen Interessen. Dies ist z.B. an der Besatzung der Schiffe von Entdeckungsreisen ersichtlich: Sie bestand fast immer zu einem Teil aus Forschern und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen (vgl. Mückler 2008: 21f).

In der Folge, ab ca. Mitte des 18. Jh., mehrten sich die Kontakte zwischen Pazifikinsulanern und Europäern. Anfänglich handelte es sich insbesondere um Briten (z.B. Cook) und Franzosen (z.B. Bougainville, Surville, Clesmeur), die auf der Suche nach der „Terra Australis“ den pazifischen Ozean durchquerten (Hiery 2008: 38). Deren Inbesitznahmen hatten anfangs keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Bewohner, obwohl Cook 1770 „den ganzen Pazifischen Ozean ab dem 38. Grad südlicher Breite“ beanspruchte und Clesmeur 1772 Neuseeland (ebd.). „Die eigentliche Kolonialzeit begann für Melanesien und Polynesien mit dem Vertrag von Waitangi im Jahre 1840“, welcher durch die Unterschriften von 34 Maori-Häuptlingen Neuseeland unter Britische Kolonialherrschaft stellte (Hiery 2008: 38).³ Durch die plötzliche britische Übernahme Neuseelands hatten die anderen europäischen Mächte, allen voran Frankreich, Angst zu kurz zu kommen und sahen sich gezwungen zu handeln (Hiery 2008: 40). Deutschland, das Frankreich und England seit der Reichsgründung (1871) in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nicht mehr nachstand, beteiligte sich ebenfalls eifrig am Kolonisierungswettstreit (siehe Mückler 2008: 22). Als die Franzosen 1842 die Marquesas in ihren Besitz nahmen und sich auf Tahiti stürzten entbrannte ein allgemeiner Streit darum.

In der Folge versuchten die Kolonialmächte, um sich den Besitz eines Landes/einer Insel zu sichern und diesen zu rechtfertigen, es dem Vertrag von Waitangi gleichzutun: Man wollte die Elite der Eingeborenen – wo vorhanden – dazu bringen mit Unterschriften einer Abtretung ihres Landes, an die entsprechende Kolonialmacht, zuzustimmen (Hiery 2008: 44). Dies, so Hiery (2008: 44) „wirkte als wichtiger Kolonialschub. Das Bemühen der Europäer um Prestige und Einfluss auf den pazifischen Inseln verwandelte sich jetzt endgültig in einen Wettlauf um Kolonien“.

„Aus indigen-pazifischer Sicht dienten die Europäer zur Erlangung der Macht über einheimische Konkurrenten. Aus fremd-europäischer Perspektive waren die einheimischen Verbündeten dazu da, die Ausschaltung des europäischen Rivalen voranzubringen. Dieses 'Spiel' fand mehr oder weniger akzentuiert auf den meisten pazifischen Inseln statt. Zusätzlich zu Engländern und Franzosen traten andernorts [als Tahiti] und zu anderen Zeiten auch Deutsche und Amerikaner, zeitweilig auch Spanier und sogar Russen auf. Dabei kam es immer wieder – wie in der 'Diplomatie' Europas auch – zur Lösung alter und zur Bildung neuer, oft völlig unerwarteter Koalitionen. Der letztliche 'Sieger' in dieser oft jahrzehntelangen Konfrontation war aber, das ist wichtig zu betonen, nicht allein eine einzelne europäische Macht auf dieser oder jener Insel. Zur Etablierung und Sicherung der europäisch-kolonialen Herrschaft im Pazifik gehörte von Anfang an der 'Mit-Sieg' einer einheimischen Partei/Fraktion/Ethnie/Gruppe/Familie. Und diese indigenen Profiteure des Kontakts mit den Europäern

³ Dieser Vertrag ist „der einzige Kolonialvertrag – nicht nur im Pazifik, sondern weltweit – der heute noch als gültig angesehen wird“ und sogar „praktisch Verfassungscharakter“ besitzt (ebd.).

blieben in der Regel, auch nach dem formalen Ende der 'europäischen' Kolonialherrschaft, ganz oben“ (Hiery 2008: 43).

Die überwiegend wissenschaftliche Motivation des Kontaktes zur indigenen Bevölkerung Ozeaniens schwand im 19. Jahrhundert allmählich und wurde von politischen und ökonomischen Interessen (z.B. Suche nach Handels Gütern, Rohstoffen und Exportmöglichkeiten) abgelöst (vgl. Mückler 2008: 22). So wurden die Entdecker und Forscher unter den Ozeanien-Reisenden weniger und stattdessen Händler, Arbeiter und Siedler mehr (ebd.: 23). Im 19. Jahrhundert hatte sich außerdem die Sichtweise und Einstellung der Europäer zu den Eingeborenen geändert: Herrschte im 18. Jahrhundert das Bild des „edlen Wilden“ vor, welches einherging mit der Vorstellung des einfachen, sorglosen Gemüts, der Glückseligkeit, des natürlichen Lebens, moralischer Aufrichtigkeit, gepaart mit einer „mühelosen Aneignung der tropischen Reichtümer ohne Arbeit“, so wandelte sich dieses zum „faulen Wilden“, welcher für alles zu faul war, nichts zustande brachte und dumm war (ebd.)

„Die zunehmend verzerrte negative Sicht auf die Südseeinsulaner im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde von den Betreibern einer kolonialen Aneignung der Inseln geschickt genutzt, um ein drastisches Eingreifen in die Lebensgewohnheiten der pazifischen Bewohner zu rechtfertigen, und dieses als paternalistische, gut gemeinte notwendige Maßnahme im Sinne der Zivilisierung darzustellen. England, Frankreich, Deutschland und den USA gelang es in einer relativ kurzen Zeitspanne, fast den gesamten Pazifik unter sich aufzuteilen. Ökonomische Nutzungsmöglichkeiten, exzessive Ressourcenausbeutung und geostrategische Erwägungen bildeten die Grundlage für diese Entwicklung“ (Mückler 2008: 23f).

Die Missionen trugen einen guten Teil dazu bei.

Missionierungen

Heutzutage gilt Ozeanien als mehrheitlich christlich: Bis auf eher wenige Ausnahmen, wobei es sich meist um Eingewanderte Chinesen, Inder etc. handelt, „bekennen sich fast alle Menschen der Südpazifischen Inselwelt zur einen oder anderen Ausprägung des Christentums. Innerhalb zweier Jahrhunderte hat in dieser Weltregion somit ein vollständiger kultureller Wandel stattgefunden“, meint Werber (2008: 88). Die Missionare/Missionierungen hatten auf politischer Ebene nur begrenzt Wirkung. Dennoch waren sie eine nicht zu unterschätzende Hilfe für die Kolonisierung, da sie – ähnlich den Siedlern und Händlern – Vorarbeit leisteten (vgl. Cornevin 1974: 17).

Hauptsächlich waren es protestantische und etwas später auch katholische Missionen, die im Pazifik ihren Glauben verbreiteten. Die ersten missionarischen (christlichen) Tätigkeiten fanden zur Zeit der spanischen 'Entdeckung' Ozeaniens ab dem 16. Jahrhundert statt und wurden entsprechend der Anzahl und Häufigkeit der Entdeckungsfahrten mehr. Zu Beginn handelte es sich bei den Bekehrenden eher um Reisende; es waren 'Entdecker' die bekehrten. Erst später handelte es sich vermehrt um Geistliche, die gezielt zum Zweck der Bekehrung/Missionierung in diese Weltregion (mit)reisten (vgl. Werber 2008: 90). Obwohl viele Pazifikinsulaner und insbesondere Häuptlinge, anfänglich den Christlich-Geistlichen und ihrem Glauben gegenüber ziemlich kritisch und/bis ablehnend gegenüberstanden, konnten sich bereits 1668 „katholische Ordensmänner im Schutze der spanischen Kolonialmacht auf Guam und den Ladronen (heute Marianen-Inseln)“ niederlassen. Teilweise wurden die Mis-

sionare friedlich empfangen und freundlich aufgenommen. Mancherorts waren bereits Siedler und Walfänger Vorort und hatten 'europäisch-christliche' Vorstellungen eingeführt. Nicht wenige Eingeborene ließen sich gerne bekehren und taufen (z.B. Werber 2008: 96, 98) und einige wurden in der Folge als Missionare ausgebildet und führten diese Tätigkeit weiter aus (ebd.: 94). Zum Teil kam es zu Widerstand gegen Missionare und deren so andere Weltanschauung, sowie den damit verbundenen, propagierten 'Regeln' (z.B. Sonntagsruhe, Kleidervorschriften, Unterbindung der 'sexuellen Freizügigkeit'). Um ihre Vorstellungen durchzusetzen griffen manche Missionare zu dreisten Mitteln und behelfen sich schon mal der Unterstützung und Machtdemonstration durch die Kriegsschiffe ihres Landes (siehe Werber 2008: 90f). Aber der Widerstand der Eingeborenen war meist, selbst dort wo Widerstand vehement war, nicht das größte Problem der Missionare. Viel unlösbarer waren die Probleme die auf geographischen Tatsachen beruhten, wie z.B. das Klima, die enorme Distanz usw. Denn dies brachte Probleme bezüglich der Versorgung durch Lebensmittel, medizinische Produkte usw. mit sich. Auch kulturelle Bestimmungen wie die des Landerwerbs, welcher nicht möglich war, erschwerte den Missionaren ihr Leben. Sie waren weitgehend von den Eingeborenen, und dort wo es Häuptlinge gab ganz besonders von diesen, abhängig (siehe Werber 2008: 92). Nicht selten verteilten Missionare Gegenstände, wie Alkohol, Tabak und Waffen, um Eingeborene für sich und ihren Glauben zu gewinnen. Obwohl eigentlich gegen diese Dinge gepredigt wurde (siehe Werber 2008: 103).

Anfänglich ließ sich die Mehrzahl der Eingeborenen wohl aufgrund der Vorteile die sie darin sahen, bekehren. Meist waren die Beweggründe ökonomischer Vorteil, Schutz vor Arbeitswerbern, Nutzen der in der Ausbildung gesehen wurde, Statusverbesserung, bestimmte Waren (Lebensmittel, Arzneimittel, Genussmittel etc.) oder sonstige persönliche Vorteile die man sich von einer Bekehrung, den Missionaren und/oder deren Unterstützung erhoffte (siehe Werber 2008: 109). Einige der Bekehrten waren folglich keine überzeugten Christen, sondern behielten im Grunde ihre Glaubens- und Lebensweise bei. Andere waren voller Überzeugung zum Christentum bekehrt. Wiederum andere verbanden den 'alten' und den 'neuen' Glauben, oder versuchten es zumindest. So entstand vielerorts ein Synkretismus mit verschiedensten Ausprägungen.

Im Großen und Ganzen muss gesagt werden, haben Missionare einiges geleistet, was entscheidend zum Verlauf der Kolonialisierung beitrug – z.B. (Aus-)Bildung und Bildungssysteme voranzutreiben. Großteils wurden erst durch die Missionare Schriftsprachen, basierend auf Eingeborenensprachen, entwickelt. Dies schien zur Verbreitung der Bibel (der Gebote etc.) und für die (Aus-)Bildung nötig. Fraglich ist natürlich, wieviele der Eingeborenen sich freiwillig für diesen Weg der Bekehrung bzw. Ausbildung entschieden haben. Weiter kamen unzählige Eingeborene durch Kriege, eingeschleppte Krankheiten uvm. um, woran die Missionare zu einem guten Teil Schuld trugen. Werber (2008: 110) meint, dass

„die Christianisierung Ozeaniens zu vielen Veränderungen der Lebenswelt führte. Häufig wurden alte Siedlungsstrukturen umgebildet und alle Gesellschaftsschichten mussten sich neu organisieren. Das Christentum führte auf vielen Inselgruppen zur Verschriftlichung der Sprache und durch die Schaffung von Schulen zu einem Anstieg der westlichen Bildung. Im Zuge dessen wurden viele alte Bräuche, Kulte

und Traditionen abgelegt oder gingen verloren, jedoch wurden auch viele davon in neuem christlichen Gewande am Leben erhalten“.

Das Deutsche Reich als Kolonialmacht

Im April 1884 wurde zuerst Südwestafrika unter Reichsschutz gestellt, dann folgten Togo und Kamerun. Im Herbst 1884 begann die Kolonisierung im Pazifik. 1885 wurde Ostafrika angeeignet und 1899 Kiautschou. 1911 kam ein Teil von französisch Äquatorialafrika – von den Deutschen als „Neukamerun“ bezeichnet – als Kompensation für Marokko hinzu (siehe Gründer 2002: 42-47; Cornevin 1974: 47). Das „deutsche Kolonialreich [...] umfaßte in seinem Bestand von 1914 etwa 2,9 Millionen Quadratkilometer mit ca. 12,3 Millionen Einwohnern“ so Gründer (2002: 47).

Die deutsche Südsee

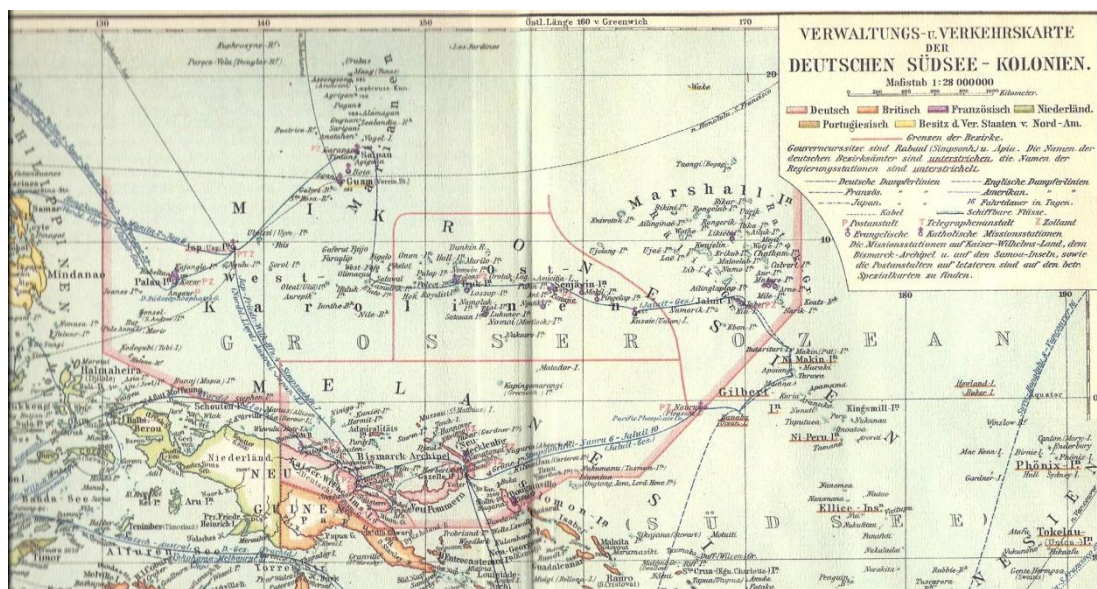


Abb. 2: Die deutschen Südsee-Kolonien

Die durch das Deutsche Reich kolonialisierten Gebiete im Pazifik wurden unter der Bezeichnung „deutsche Südsee“ zusammengefasst und standen – die ersten ab etwa 1884 und weitere etwas später – bis ca. 1914 unter deutscher Herrschaft. Zum „deutschen Schutzgebiet“ Ozeaniens, wie es auch bezeichnet wurde, gehörte zum einen der nordöstliche Teil Neuguineas, Kaiser Wilhelms-Land genannt. Dann das Bismarckarchipel bestehend aus Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover und weiteren kleinen Inseln, die mit den nördlichen Salomoneninseln Buka und Bougainville mehrere 100 Inseln zählten. Während das angeeignete Nauru aus nur einer Insel bestand, handelte es sich bei den Marshallinseln (mit Palau) um 1225 Inseln. Die Karolinen des Deutschen Reiches waren 957 Inseln an der Zahl, die Marianen zählten 23⁴. Des Weiteren gehörten die westlichen Samoainseln wie Upolu, Savai'i und sechs weitere, kleinere Inseln zu Deutschland, d.h. insgesamt 8 Inseln (Buchholz 2002: 59; z.B. Hiery 2002: XV; Graudenz 1994: 271, 272).

⁴ Die Insel Guam ist davon ausgenommen, da sie in amerikanischem Besitz war.

Das gesamte Gebiet der deutschen Südsee umfasste etwa 244.000 km², so Graudenz (1994: 272). Davon fielen ca. 238.750 km² und 360.000 Einwohner auf Melanesien mit Neuguinea, dem Bismarckarchipel und den Salomoninseln Buka und Bougainville. Dies machte flächenmäßig den größten Anteil der deutschen Südsee aus. Weiter zählten um die 2481 km² und 62.000 Einwohner zu Mikronesien, bestehend aus den Marianen, den Palau-Inseln, den Karolinen, den Marshallinseln und Nauru. Zu guter Letzt waren ca. 2588 km² mit 37.000 Einwohnern Polynesien zugehörig, wobei hier nur das westliche Samoa deutsche Kolonie war (Graudenz 1994: 271).

Kennzeichnend für die ehemaligen deutschen Pazifikkolonien ist ihre Insularität und das tropische Klima, meint Buchholz (2002: 59). Selbst das Kaiser Wilhelms-Land mit einer Fläche von ca. 182.000 km², die mit Abstand größte Insel der deutschen Südsee, weist „ganz wesentliche Merkmale der Insularität auf“ (Buchholz 2002: 59). Bezüglich des Klimas herrscht, trotz der Weitläufigkeit des Gebietes, Ähnlichkeit: alle ehemals deutschen Inseln liegen „zwischen dem 14. südlichen und dem 19. nördlichen Breitengrad“ (Graudenz 1994: 273). Oder wie Buchholz (2002: 59) es ausdrückt: „zwischen dem nördlichen und dem südlichen Wendekreis“. Diese Lage bedeutet, dass es sich um tropisches Klima handelt und die Temperatur das ganze Jahr über ziemlich konstant gleich bleibt: Nämlich zwischen 25 – 30°Celsius, meist um die 27°. Die Niederschläge sind reichlich und ebenfalls ziemlich gleichmäßig aufs Jahr verteilt – ca. um die 2000mm/Jahr (Graudenz 1994: 273). Die Beschaffenheit der Inseln wiederum ist sehr unterschiedlich. Bei den Samoainseln Upolu und Savai'i handelt es sich um sogenannte „hohe Inseln“, d.h. um Vulkanmassiv. Nauru ist eine „gehobene Koralleninsel“, bei der es sich ebenfalls um Vulkanmassiv handelt an dem sich allerdings ein Korallenriff angesetzt hat. Die Marshallinseln sind zum Teil Atolle, zum Teil gehobene Koralleninseln. Neuguinea und das Bismarckarchipel, sowie die Salomoninseln entstanden durch den Zusammenstoß der Kontinentalplatten und beherbergen mehrere Vulkane, ebenso die Marianen. Die Karolinen gehören insgesamt zur Kategorie der „ozeanischen Inseln“, wobei einige der Inseln aus Vulkanmassiv bestehen, während andere aus hoch explosivem Vulkangestein zusammengesetzt sind (Buchholz 2002: 71-89).

Niederschlagsmenge und Bodenbeschaffenheit bestimmten zum Großteil die Vegetation der verschiedenen Inseln. Denn obwohl die Niederschlagsmenge in etwa ähnlich war, so wurde das Regenwasser von den unterschiedlichen Böden der Inseln sehr unterschiedlich aufgenommen. Je nach Beschaffenheit des Bodens gediehen ganz unterschiedliche Pflanzen, was wiederum die Tierwelt beeinflusste bzw. in hohem Ausmaß bestimmte. Und all diese Faktoren führten zu unterschiedlichen Ressourcen für die Inselbewohner, nach welchen weitgehend die Lebensweise gerichtet wurde.

Neuguinea beispielsweise war stark geprägt von Gebirge, steilen Tälern und wenig zugänglicher Ebenen (I 4). Die Landschaft war sehr abwechslungsreich und vielfältig: „In den durch starke Höhenunterschiede gekennzeichneten Gebirgen befinden sich spitze Bergkuppen, breite Täler, Gletscher, Regenwald, Vulkane, Grasflächen, Hochgebirgswald und alpine Ebenen. Zwischen Gebirge und Küstenland befinden sich Mangrovensümpfe, Savannen, frucht-

bares Schwemmgebiet von Flüssen und Regenwald“ (l 4). Des Weiteren gab es vor der Nordküste ausgedehnte Korallenriffe. Abgesehen von den Korallenkalk-Inseln waren neben Neuguinea auch sonst die meisten Inseln mit Wäldern besetzt: Mehrheitlich handelte es sich um Palmenwälder, aber auch Nadelhölzer und Rhododendren kamen vor – etwa auf Neuguinea. Grasland fand sich ebenfalls auf einigen Inseln, wie zum Beispiel den Marianen und Jap, sowie teilweise auf Neuguinea und auf Neupommern. Samoa zeigte, laut Graudenz (1994: 273), aufgrund des fruchtbaren vulkanischen Bodens eine sehr reichhaltige Pflanzenwelt und üppige Vegetation. Auf den Koralleninseln wuchsen hauptsächlich (und zum Teil ausschließlich) Kokospalmen. Ohne diese wären die Inseln oft mangels Ressourcen unbewohnbar gewesen. Auf manchen Koralleninseln gab es außerdem Schraubenbäume und Brotfruchtbäume. Die wichtigsten Nutzpflanzen waren die Knollenfrüchte Taro, Yams und Batate, sowie die Baumfrüchte Brotfrucht und Bananen. Unter den Palmenarten war die Kokospalme die wichtigste, aber auch die erwähnten Sago-, Areka- und Kletterpalmen waren von großer Bedeutung. Weiter eine tragende Rolle spielte Bambus, vorwiegend beim Bau von Häusern, Waffen etc. Was die Fauna betrifft kann gesagt werden, dass es sehr wenige Säugetiere gab (z.B. Beuteltiere, Nagetiere, Fledermäuse) und nur einige Krokodil- und Schlangenarten. Dafür war eine Fülle von Insekten- und Vogelarten und Meerestieren vorzufinden. Schweine, Hunde und Rinder wurden schon sehr früh eingeführt (siehe Graudenz 1994: 273-275).

Doch wie kam es zur Kolonialisierung Ozeaniens durch Deutschland?

Die Lage im Deutschen Reich

Bereits im 18. Jahrhundert erhielt der Pazifik Bedeutung in der Öffentlichkeit Deutschlands (siehe Gründer 2002: 28; Hiery 2002: 1). Georg Forsters Reiseberichte der Cook-Reise (1754-1794), an welcher er teilgenommen hatte, zeigten ihre Wirkung. Jedoch wurden die Vorstellungen über die Südsee mehr in Romanen wiedergegeben, als dass sie als Auswanderungsziel in Frage kam (Gründer 2002: 28). Insgesamt war das Thema Kolonialismus in Deutschland um die Jahrhundertwende (des 18. zum 19. Jh.) noch nicht sehr ins Bewusstsein der Bevölkerung getreten.

Laut Gründer (2002: 27) begann sich das koloniale Interesse in Deutschland in den 1840er Jahren zu etablieren. Ausgehend von „liberalen Bürgerlichen und Demokraten“ wurde folglich „ein Zeitalter planmäßiger deutscher Kolonialversuche und Koloniegründungen eingeleitet“ (Gründer 2002: 27). Einerseits kam bereits die Angst auf, die Welt würde von anderen Kolonialmächten aufgeteilt werden und Deutschland käme zu kurz, wenn es sich nicht beeilte. Andererseits wurden die fremden, fernen Länder durch und für den Handel immer interessanter und wichtiger (vgl. Gründer 2002: 27f). Pläne von Kolonien und Expansion kamen von da an immer und immer wieder auf. Laut Gründer (2002: 28) spricht einiges dafür, „daß eine deutsche Kolonial- und Überseepolitik bereits in den vierziger Jahren – wie in Frankreich und England – eingesetzt hätte, wenn diese nicht durch die agrarisch-konservative Reaktion verhindert worden wäre“.

Als Folge der Industriellen Revolution und der Reichsbildung kam es zu sozialen, wirtschaftlichen, politischen sowie geistigen Umbrüchen, Veränderungen und Spannungen in der Gesellschaft: traditionelle und neue Vorstellungen prallten aufeinander, es gab eine wirtschaftliche Krise, der junge Staat musste sich nach außen hin behaupten etc. (vgl. Gründer 2002: 28f). In den späten 1870ern und den frühen 1880ern herrschte also Krisenstimmung in Deutschland. Die Befürworter des Kolonialismus nutzten die Situation für ihre Expansionspropaganda, in welcher die Kolonisierung als notwendig für Deutschlands Entwicklung gehandelt wurde. Gründer (2002: 33) zitiert beispielsweise Heinrich von Treitschke: „Für ein Volk, das (wie Deutschland) an einer beständigen Überproduktion leidet und Jahr für Jahr an 200.000 seiner Kinder in die Fremde sendet, wird die Kolonisation zur Daseinsfrage.“ Sichtlich waren die steigende Bevölkerungszahl, hervorgerufen durch verbesserte Lebensqualität und Gesundheit, der Überschuss an Waren, die in der Krise nicht an den „Mann“ gebracht werden konnten, Aufhänger der Propaganda. Stichwort war die „Überproduktion“, womit sowohl eine Überproduktion an Menschen als auch an Waren gemeint war (Gründer 2002: 29f). Durch die Zunahme der Bevölkerung wurde eine 'Existenzangst' um Nahrung, Platz, Arbeit etc. geschürt und als einziger Ausweg die Expansion propagiert. Der 'Überschuss an Bevölkerung' sollte in die Kolonien auswandern. Dabei spielte auch die Tatsache, dass das Ziel bisheriger Auswanderer zu 90% die Vereinigten Staaten gewesen waren, eine Rolle. Dies wurde als Verlust für Deutschland empfunden, da diese Produktionskräfte einer anderen, in Konkurrenz stehenden, Nation zugutekamen. Es herrschte die Vorstellung, besäße man Kolonien so würden die Auswanderer dorthin gehen und somit für die eigene Nation arbeiten und Gewinn bringen. Vor allem aber sollten 'Unruhestifter' (wie Verbrecher, Staatsgegner) und dergleichen ausgelagert werden und mit ihnen die Probleme, die sie hervorriefen. Auch Finsch (1888: 115f) betont den Vorteil der Auslagerung der Gefangenen, und zwar zur Bearbeitung und "Bewohnbar-Machung" der Südsee-Urwälder:

„Da [auf der Dampier-Insel] können allerdings noch viele Menschen Platz und ausreichend Nahrung finden [...]. Aber schwerlich werden sich freiwillige Zuzügler finden, um die Urwälder zu lichten; [...] Und doch könnte es gehen [...] wenn man jene Freiwilligen aufforderte, welche die unfreiwillige Arbeit in Kerkermauern gern mit solcher in Gottes freier Natur vertauschen würden. [...] eine Verbrecherkolonie oder besser Deportation solcher Freiwilligen unserer überfüllten Zuchthäuser, die für den Rest ihres Lebens dem Kulturstaate nur eine Last sind, in solchen neuen Gebieten aber noch ganz nützlich werden könnten, sowohl dem grossen Ganzen, als sich selbst. [...] Und diese [Arbeiter] werden für jedes neue Kolonisationsgebiet stets die Lebensfrage bleiben, am dringendsten jedoch für ein Land mit so geringer und für Arbeit in unserem Sinne nicht geeigneter Bevölkerung als Neu Guinea“ (Finsch 1888: 115f).

Die Wirtschaftskrise führte dazu, dass der Absatzmarkt die vielen Güter nicht mehr aufnehmen konnte. Hierbei bildeten wieder die Kolonien, in Form von Exportmöglichkeiten, die propagandistische Lösung. Durch den Besitz von Kolonien, so wurde also behauptet, könnte das Zuviel an Menschen und an Ware exportiert werden. Weiter sah man die Überseegebiete als wichtige Importmöglichkeiten von Ressourcen wie Rohstoffen, die in Deutschland nicht vorhanden waren. Auf nationalpolitischer Ebene erhoffte man sich durch eine Kolonisierung Macht und Ansehen zu erlangen – z.B. eine Gleichstellung mit anderen Kolonialmächten. Weiter spielten hier sozialdarwinistische Motive vom Überlebenskampf, der auch

„in den Bereich der Nationen und Staaten übertragen wurde“ mit eine Rolle (vgl. Gründer 2002: 31). So sagt Gründer (ebd.):

„Die Anschauungen vom Überleben des Stärkeren, von der Teilung der Welt in »lebende« und »sterbende«, in niedergehende und aufstrebende Nationen, von der Alternative »Weltmacht oder Untergang«, Wachsen oder Verkümmern, – alle diese Varianten sozialdarwinistischer Vorstellungen beherrschten den intellektuellen Naturwissenschaftler ebenso wie den gemeinen Mann“.

In der Folge (gegen Ende der 1870er) begannen sich zunehmend Kolonialvereine zu bilden und organisieren, wie beispielsweise die „Geographischen Gesellschaften“ oder der „Westdeutsche Verein“. Sie beschäftigten sich mit Problemen der Auswanderung und Kolonisation, Forschungsförderung und -finanzierung und sahen sich als Grundsteinleger für deutsche Auswanderer und Siedler. Ihnen folgten zahlreiche weitere Vereine, wovon viele in erster Linie pro-koloniale Propaganda betrieben (vgl. Gründer 2002: 33). Um die Pläne verwirklichen zu können versuchten die Vereine Handels- und Kaufleute sowie Banken zu überzeugen, um finanzielle Unterstützung zu erlangen. Dies war allerdings kein leichtes Spiel, da die meisten Banken und Kaufleute Befürworter des freien Handels und Gegner von Kolonien waren (siehe Gründer 2002: 35). Bereits 1880 jedoch begannen einige Handelsunternehmer (wie Godeffroy) die 'Seiten zu wechseln'. Denn aufgrund der fortschreitenden Kolonisierung der Welt durch die anderen Kolonialmächte fürchteten sie um ihre Besitztümer in den fremden Ländern (wie z.B. Afrika). Durch eine Übernahme Deutschlands der betroffenen Gebiete als Kolonien, sahen sie ihre Plantagen etc. als vor den anderen kolonisierenden Ländern geschützt und somit ihren 'Besitz' und Handel als weitgehend gesichert (siehe Gründer 2002: 35). Die Banken hingegen änderten ihre Einstellung nicht so schnell. Ihnen war der Kolonialmarkt zu unsicher. Eine Ausnahme war Adolph von Hanseemann, einer „der Hauptrepräsentanten großen deutschen Finanz- und Kapitalbesitzes“ (Hiery 2002: 2). Er beschäftigte sich intensiv mit der Kolonialfrage und arbeitete Vorschläge für mögliche koloniale Ziele im Pazifik und deren Durchsetzung aus (Hiery 2002: 2; vgl. Finsch 1888: 6). Hiery (ebd.) meint, dass er diese im Auftrag des Reichskanzlers Bismarck angefertigt hatte. 1880 wurde jedoch Bismarcks Samoavorlage (genaueres dazu siehe unten) von der Mehrheit des Reichstages abgelehnt, wodurch sich Hanseemanns Vorschlag „der Aufrichtung einer deutschen Kolonialherrschaft in Neuguinea“ erübrigte – zumindest vorerst (Hiery 2002: 2).

Inbesitznahme

„Als die Deutschen begannen, sich im Pazifik einen Platz an der Sonne zu erobern, war die koloniale Aufteilung dieses Raumes, mit Ausnahme von Melanesien, bereits weitgehend abgeschlossen, so daß die deutschen Kolonisatoren es weniger mit der Erschließung von Neuland als vielmehr mit der Übernahme und Weiterentwicklung bereits bestehender Kolonien zu tun hatten. Dies machte sich ganz besonders auf sprachlichem Gebiet bemerkbar. [...] die Deutschen (fanden) etablierte Verkehrssprachen, zumeist Formen des Pidgin-Englischen, vor“ (Mühlhäusler 2002: 239).

Laut Hiery (2002: 1) waren die „ersten Deutschen, die in größerer Zahl, wenn auch immer noch als Einzelne die Südsee zu ihrem bleibenden Aufenthaltsort wählten“, Matrosen. Sie ließen sich meist auf kleinen Koralleninseln in Mikronesien nieder, meint Hiery (ebd.) weiter. In den 1820ern und 1830ern waren die meisten Siedler als Walfänger nach Ozeanien gekommen (siehe Hiery 2008: 52), später waren die Seegurken ein lukrativeres Geschäft. Mit

der Zeit gab es „eine ganze Reihe deutscher Händler-Siedler auf diesen Inseln“ (Hiery 2002: 2). Die meisten dieser sogenannten „beachcomber“ lebten mit den Eingeborenen, waren mit einheimischen Frauen verheiratet und übernahmen zum Teil die dortigen Lebensgewohnheiten, führten aber auch ihre „europäisch-deutschen“ Vorstellungen und Praktiken ein, so Hiery (ebd.). Etwa ab den 1850ern ließen sich die großen deutschen, meist hanseatischen, Handels- und Wirtschaftsunternehmen in Ozeanien nieder und zeigten daher zunehmend Interesse an bestimmten Pazifikinseln (siehe Hiery 2002: 2). Sowohl die Händler-Siedler als auch die Handelsfirmen waren Deutschland sehr hilfreich in der Umsetzung seiner kolonialen Pläne. Sie schufen die Voraussetzungen für die später folgenden Kolonialbeziehungen (vgl. Graudenz 1994: 267; Finsch 1888: 5). Das Hamburger Handelshaus Johan Cesar Godeffroy beispielsweise war fast im ganzen Pazifik vertreten und kontrollierte 1870 70% des gesamten Südseehandels (Hiery 2008: 52). Ihm gebühre der Verdienst „1874 zuerst Stationen in diesem Gebiet gegründet zu haben“, schreibt Finsch (1888: 22f). Und: der Handel war „im Bismarck-Archipel, wie dem westlichen Pacifik überhaupt, lediglich in deutschen Händen und zwar der beiden Hamburger Häuser: »Robertson u. Hensheim« und der [...] »Handels- und Plantagen-Gesellschaft«, sowie Friedrich Schulle in Neu-Irland“ (ebd.). So lag eine Kolonisierung durch das Deutsche Reich natürlich in deren Interesse, um die eigenen Erwerbungen und Handelsfreiheiten zu sichern. Denn Übernahmen der Gebiete durch andere Kolonialmächte hätten eine Unsicherheit für die deutschen Handelsunternehmen, Siedler und Händler mit sich gebracht. So ist es nicht verwunderlich, dass viele dieser Händler-Siedler „(o)bwohl fast alle formal ihre deutsche Staatsangehörigkeit [...] lange verloren oder verwirkt hatten, [...] doch nationalpolitisch-kolonisatorisch in deutschem Sinne [agierten]. Ihre Existenz bildete jedenfalls eine wichtige Grundlage für die Beförderung des deutschen kolonialen Anspruchs“, sagt Hiery (2002: 2).

Bereits 1876 kam es durch Handelsfirmen zu sogenannten Freundschafts- und Handelsverträgen mit Eingeborenen, welche Ankerrechte in Häfen und Handelsfreiheit sichern sollten (siehe Gründer 2002: 44; Graudenz 1994: 26). Ab Ende der 1870er Jahre „griff das Reich auch militärpolitisch ein, um die deutschen Handelsinteressen zu schützen“, so z.B. 1878/79 in Samoa (Hiery 2002: 2; siehe auch Graudenz 1994: 26). Polynesien spielte für den deutschen Handel die wichtigste Rolle: „1877 befanden sich 87 Prozent des Exports von und 79 Prozent des Imports nach Samoa und Tonga in deutschen Händen“ (Gründer 2002: 44). Auch das Handelshaus Godeffroy hatte hier seinen Sitz. Dessen Hauptvertreter Theodor Weber schloss 1876 mit Tonga einen Handelsvertrag und 1879 mit Samoa, „der die gesamte wirtschaftliche Erschließung der Inseln sicherte“ (Gründer 2002: 44; vgl. Graudenz 1994: 26). Wegen Spekulationen geriet das Unternehmen jedoch in finanzielle Schwierigkeiten, weshalb der Reichskanzler Bismarck versuchte, es mit Reichsmitteln zu unterstützen, zu subventionieren: das Reich sollte gewisse Zinsgarantien übernehmen (siehe Gründer 2002: 44f; Graudenz 1994: 26; Cornevin 1974: 21). Wie oben erwähnt wurde dieser Versuch, „Samoa-vorlage“ genannt, 1880 abgelehnt (Gründer 2002: 44f). Spätestens ab diesem Zeitpunkt jedoch, war die Idee von Kolonien ein reges und immer realistischer erscheinendes Thema in der Öffentlichkeit: Nicht zuletzt durch die Samoa-vorlage war es mehr und mehr ein aktuelles

Diskussionsthema in der Presse geworden (siehe Cornevin 1974: 21; Graudenz 1994: 26). Hansemann, dessen Vorschläge der Kolonisierung Neuguineas durch die Ablehnung der Samoaavorlage 1880 ebenfalls ins Wasser fielen, gründete 1882 mit anderen Großfinanziers und Bankiers die „Neu Guinea-Compagnie“⁵. Mit deren Hilfe hoffte er seine kolonialen Pläne doch verwirklichen zu können (Cornevin 1974: 28; Gründer 2002: 45). So wurde im Sommer⁶ 1884 Dr. Otto Finsch, der laut Gründer (2002: 45) Forschungsagent der Neu Guinea-Compagnie war, „in wissenschaftlicher Mission“ nach Neuguinea gesandt (siehe Cornevin 1974: 28; genaueres siehe Abschnitt Otto Finsch, 2. Südseereise). Hansemann und Gerson von Bleichröder, einer der Mitgründer der Neu Guinea-Compagnie, informierten sich bei Bismarck bezüglich der Haltung des Reiches gegenüber Landerwerbungen in Neuguinea. Bismarck wollte dies den Privatunternehmen, „der Tatkraft der Kaufleute“ überlassen (Cornevin 1974: 40; siehe Graudenz 1994: 267f). Er stellte die „kaufmännische(n) Unternehmungen“ jedoch unter kaiserliches Protektorat und versprach sie „zu schützen und in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen die Angriffe aus ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, als auch gegen Bedrückung und Schädigung von Seiten anderer europäischer Mächte“ zu verteidigen (Bismarck nach Finsch 1899: 125; vgl. Cornevin 1974: 28; Graudenz 1994: 268). Er sprach also den Erwerbungen von deutschen Unternehmen im Pazifik den selben „kaiserlichen Schutz wie (den) afrikanischen Investitionen der Hansestädte“ zu (Gründer 2002: 45).

Bismarck hatte mit dieser Zusage 1884 den Grundstein für die kurz darauffolgenden Inbesitznahmen und spätere Kolonisierung im Pazifik gelegt. Hansemanns Vorschläge von 1880 wurden in der Folge fast 1:1 umgesetzt (Hiery 2002: 2). Möglich wurde dies nicht zuletzt dadurch, dass im Reichstag mittlerweile eine andere, die Kolonialisierung befürwortende, Mehrheit vertreten war. Außerdem hatte der Kolonialismus auch in der Öffentlichkeit einen stetigen Anstieg des Zuspruches erfahren (Hiery 2002: 6f; Cornevin 1974: 24). Weiter ausschlaggebend für die ersten Schritte der Umsetzung, der lange gehegten Kolonialphantasien Deutschlands, dürften die Beschwerden der Siedler und Händler über die Einschränkungen ihres Handels durch andere Kolonialmächte bei deutschen Gerichten gewesen sein (siehe Hiery 2002: 7; Cornevin 1974: 19). Außerdem kamen laut Hiery (2002: 7) „humanitäre Erwägungen“ hinzu: In Deutschland wurde detailliert über „die Ausbeutung der Südseeinsulaner durch die erzwungene Rekrutierung einheimischer Arbeiter auf australischen Plantagen berichtet“. Daraufhin wurde entschieden, dass ein Eingreifen durch Deutschland nötig sei um die Eingeborenen zu schützen (Hiery 2002: 7).

Finsch schloss im Herbst 1884 „mehrere Erwerbsverträge in diesem Bereich [dem nordöstlichen Neu Guinea] ab, durch die sich die Berliner Gesellschaft ein Gebiet von mehr als

⁵ Die Schreibweisen sind sehr unterschiedlich. So bezeichnet Cornevin (1974: 28) die gegründete Gesellschaft als „Neu-Guinea-Kompanie“, Gründer (2002: 45) nennt sie „Neuguinea-Konsortium“ und Graudenz (1994: 268) schreibt „Neuguinea-Compagnie“. Ich habe mich für die Schreibweise „Neu Guinea-Compagnie“ entschieden, da Finsch es (an den meisten Stellen) so schreibt. Laut seiner Angabe (Finsch 1899: 27) hieß es zuerst „Berliner Consortium“ und konstituierte sich dann als „Neu Guinea-Compagnie“.

⁶ Bei Cornevin (1974: 28) heißt es im Mai, Finsch gibt das Datum des Vertrages für die Reise mit 26. Mai an, den Reiseantritt mit 15. Juni (Finsch 1899: 18).

200.000 Quadratkilometer sicherte“ (Gründer 2002: 45; genaueres siehe Abschnitt Otto Finsch, 2. Südseereise). Und Bismarck gab dem deutschen Generalkonsul in Sydney die Anweisung „an der Nordküste von Neuguinea und über dem Archipel von New Britain die deutsche Flagge zu hissen“ (Gründer 2002: 45; Graudenz 1994: 268; Cornevin 1974: 28). Gesagt, getan: Finsch hisste im November und Dezember 1884 die deutsche Flagge an mehreren Stellen der Nordostküste Neuguineas (Friedrich-Wilhelms-Hafen, Finschhafen), in Neubritannien sowie den umliegenden Inseln (Matupi, Mioko) (siehe Gründer 2002: 45; Cornevin 1974: 28; siehe Graudenz 1994: 269). Kurz darauf gelangten auch die Marshall-, Providence- und Browninseln in deutschen Besitz (Gründer 2002: 45). Als die Besitzverhältnisse über Neuguinea zwischen Deutschland und England geklärt waren, erhielt die Neu Guinea-Compagnie am 17. Mai 1885 den ersehnten kaiserlichen Schutzbrief vom Deutschen Reich (siehe Finsch 1888: 7). Auch die nordwestlichen Salomon-Inseln Buka, Bougainville, Choiseul und Isabel wurden als Deutschland zugehörig anerkannt (Gründer 2002: 45; Graudenz 1994: 269; Cornevin 1974: 28f). Weiter versuchte Deutschland sich der Karolinen- und Marianen-Inseln zu bemächtigen. Dagegen erhob jedoch Spanien Einspruch und meldete Anspruch darauf an. Spanien erhielt recht, aber Deutschland sicherte sich „volle Handels- und Niederlassungsfreiheit auf den Karolinen sowie das Recht zur Errichtung einer Kohlenbunkerstation“ (Gründer 2002: 46; Graudenz 1994: 169; Cornevin 1974: 31). 1888 kam die Insel Nauru dazu und 1899 konnte Deutschland dann die Karolinen-, Marianen- (die Insel Guam ausgenommen, die behielt sich Amerika) und Palau-Inseln erstehen. Im selben Jahr wurde das Tridominium von Amerika, England und Deutschland über Samoa wegen nicht-funktionieren aufgelöst. In der Folge teilten Amerika und Deutschland die samoanischen Inseln unter sich auf, während England als Kompensation die meisten Tonga- und Salomoninseln zugesprochen bekam. So gab Deutschland die Salomoninseln Choiseul und Isabel an England ab (Buka und Bougainville blieben in deutschem Besitz) und erhielten dafür die Samoainseln Upolu und Savai'i (Graudenz: 1994: 270; Gründer 2002: 46; Cornevin 1974: 32).

Namensgebung

Bei der Inbesitznahme der deutschen Kolonien im Pazifik wurden viele der 'alten' Namen – meist von anderen Kolonialmächten gegeben – durch 'neue', deutsche ersetzt. Einige der Reisenden, der 'Entdecker', aber auch Siedler und Händler fanden es sinnvoll bzw. notwendig, dass dem 'neugewonnenen' Land spezifisch deutsche Namen gegeben werden sollten. Einerseits um ein Zeichen zu setzen, deutschen Besitz und das Recht auf den selben zu markieren und andererseits um „Persönlichkeiten der deutschen Geschichte und Politik geographisch zu verewigen“ (Hiery 2002: 21). Meist lagen diesen Namensgebungen machtpolitische Gründe zugrunde. So meint Mühlhäusler (2002: 256), dass „(p)olitische Macht häufig darin ihren Ausdruck findet, daß die Herrschenden den Beherrschten ihren Namen geben“. Beispielsweise wurden der Nordöstliche Teil Neuguineas in Kaiser-Wilhelms-Land und das Archipel von Neu-Britannien in Bismarckarchipel umbenannt. New Britain wurde zu Neupommern, New Ireland zu Neumecklenburg und die Herzog York Gruppe zu Neulauenburg uvm. (siehe Hiery 2002: 21f; Cornevin 1974: 29) Meist wurden die gegebenen Namen von einzelnen Personen ausgewählt. Sehr eifrig darin war Otto Finsch. Er benannte, wie er selbst

schrieb (Finsch nach Mühlhäusler 2002: 257), 125 „bemerkenswerte Punkte (Kaps, Flüsse usw.)“, „von denen 93 auf »Kaiser-Wilhelmsland« entfallen“. Dabei habe er diese „bemerkenswerte(n) Punkte“ stets erst in seinen Notizen nummeriert und „erst später die Nummern durch Namen“ ersetzt. Außerdem, meint er zu seiner Vorgehensweise, habe er bezüglich der Namenswahl und –gebung „natürlich nicht erst in Berlin die Erlaubnis des »Konsortiums zur Vorbereitung und Errichtung einer Südsee-Insel-Kompanie« einholen“ können. In Neuguinea, schreibt Finsch weiter, „dieser größten deutschen Südsee-Besitzung war es mir vergönnt, einen »Kaiserin-Augusta-Fluß«, »Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Hafen« [„zu Ehren Seiner Kaiserlich und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen“ (Finsch 1888: 298)], »Prinz-Wilhelm-Fluß« und »Prinz-Heinrich-Hafen« einzufügen, sowie ein »Bismarck-Gebirge«, gewaltig und unvergänglich groß wie der Träger des Namens“ (Finsch nach Mühlhäusler 2002: 257). Außerdem wurde ein »Prinz Alexandergebirge«, nach „Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Alexander von Preussen zu Ehren“, auserkoren (Finsch 1888: 304). Auch eine »Hansemann-Küste«, benannt „nach dem eigentlichen Urheber der Samoafahrten und der deutschen Kolonisation in Neu-Guinea“ kam dazu (Finsch 1888: 298). Des Weiteren wurde die Besatzung des Dampfers „Samoa“ geehrt: Mit »Kap Dallmann« bzw. »Dallmannhafen« der Kapitän, mit »Sechstrohfluss« und »Sechstroh-Insel« der erste Steuermann und durch die »Nielsen-Inseln« der erste Maschinist (ebd.). „Die Reichshauptstadt (»Berlin-Hafen«) durfte nicht vergessen werden, ebenso wenig als mein liebes Bremen mit den Schwesterstädten [Hamburg und Lübeck]“ schreibt Finsch (nach Mühlhäusler 2002: 257). Deshalb benannte er die Spitzen des »Hansa-Vulkans«, dessen Namen er ebenfalls ausgesucht hatte, Bremen und Hamburg – zu Ehren dieser „altehrwürdigen Hansestädte, deren Bürger ich war“ (Finsch 1888: 367f). „Im Übrigen erlaubte ich mir vorzugsweise Namen von Gelehrten zu benutzen (27), alles deutsche, bis auf zwei (Guido Cora und Robide van der Aa). Der verdienstvolle italienische Geograph hatte mir nämlich schon Jahre zuvor ein »Capo Finsch« (in Niederländisch Neu-Guinea) gewidmet und diese Aufmerksamkeit konnte ich nun erwidern“, vermerkt Finsch (nach Mühlhäusler 2002: 257). Weitere Beispiele von ihm vergebener Namen sind: Ritter-, Buchner- und Nachtigal-Bucht. Arnold-, Joest-, Bastian-, Lagunen-, Ratzel- und Neumayerfluss. Und Laing-, Hirt-, Legoarant-, sowie Mahde-Insel und Muskiet- und Meeuweneiland. Des Weiteren gab es eine Langenburgspitze, eine Babelberg- und eine Stephanstrasse, ein Germania Huk und vieles mehr.

Ebenfalls sehr fleißig im Namen verteilen waren, laut Mühlhäusler (2002: 257), der Landeshauptmann Dreger, der 140 deutsche Namen vergab und von Schleinitz, der 83 an der Zahl bestimmte. Die deutschen Namen wurden größtenteils nach dem Verlust bzw. der Übernahme der Kolonien durch andere Kolonialmächte geändert. Vor allem wichtige Inseln, Flüsse usw. wurden umbenannt. Zum Teil wurden sie durch wiederum neue Namen ersetzt, zum Teil durch die alten, welche vor der Deutschen Besetzung in Gebrauch gewesen waren. Einige deutsche Bezeichnungen, wie z.B. Finschhafen, Dreger Harbour, Hatzfeldhafen, Alexishafen, Seeadler Harbour uvm., blieben (bis heute!) erhalten (Mühlhäusler 2002: 257f).

Verwaltung und Verlust der Kolonien

Gründer (2002: 47-50) meint, dass die deutsche Kolonialherrschaft in drei Phasen eingeteilt werden kann: Die erste Phase fällt ihm zufolge mit dem Sturz von Bismarck zusammen und ist von einer Planlosigkeit, einem Herumexperimentieren in Sachen Verwaltung und einer dem „Eingeborenenkapital“ gegenüber recht rücksichtslosen Wirtschaft geprägt (ebd.: 47). In der zweiten Phase waren sowohl die Verwaltung als auch die Wirtschaft systematischer und organisierter. Jedoch ist diese Phase von Kolonialskandalen, welche an die Öffentlichkeit gelangten, gekennzeichnet. Daraufhin waren Änderungen in der Kolonialpolitik nötig. Diese sind geknüpft an den Namen Bernhard Dernburg: „Dernburgs Programm einer kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Neuorientierung zielte nunmehr auf eine »wissenschaftliche«, d.h. rationalere Kolonialpolitik ab“, so Gründer (2002: 47). Konkret heißt dies, dass die Administration der kolonialen Verwaltung autonomer und selbstbewusster wurde, der Schutz der Einheimischen in den Kolonien betont wurde, die Kolonialwirtschaft angekurbelt werden sollte und die Investition in Übersee attraktiv gemacht. Diese Veränderungen leiteten die dritte Phase ein, „die nunmehr durch eine stetigere, rationalere und effektivere Entwicklung gekennzeichnet war. Das Programm von Kolonialregierung und Kolonialverwaltung“ zielte darauf ab „die »Eingeborenen« so zu »heben« [...], daß die Metropole aus ihrer Überproduktion Gewinn zog“ (ebd.: 48). Kurz: Der Lebensstandard der Eingeborenen sollte – z.B. durch Bildung, Ausbildung, Gesundheitsreformen – verbessert und ein freier Handel geschaffen werden. Die Eingeborenen sollten sogzusagen auf 'eigenen Füßen stehen', wodurch sie Bedarf an Handel, Gütern und Mission entwickeln würden, hoffte man (siehe ebd.). Die meisten Plantagenbesitzer waren allerdings gegen diese „Eingeborenenpolitik“. Sie wollten billige Arbeiter für ihre Plantagen, welche bezüglich Arbeit, Arbeitsbedingungen, Landerwerb etc. keine Rechte hatten (Gründer 2002: 48).

Was die Kolonialverwaltung betraf war England das große Vorbild Deutschlands, da es in Europa eines der wichtigsten Kolonialmächte mit langjähriger „Kolonialerfahrung“ war. Man nahm an „eine Kolonisation durch eine private Firma käme Deutschland billiger und wäre effektiver“ (Hiery 2008: 55). Deshalb wurde die Verwaltung der deutschen Südseekolonien Kompanien, nämlich der Neu Guinea-Companie, aufgetragen (siehe Hiery 2002: 10; Hiery 2008: 55). Laut Hiery (2002: 10; 2008: 55) produzierte die Neu Guinea-Companie in ihrer Verwaltungsperiode jedoch nur Chaos und so wurde um 1890, nach Bismarcks Amtszeiten, die Verwaltung der Kolonien von der Regierung übernommen: In Berlin wurde eine Verwaltungsstelle, die sogenannte „Kolonialabteilung“, im Außenministerium eingerichtet, „die sich mit den überseeischen Ländern zu befassen hatte“ (Cornevin 1974: 37). Dies war laut Cornevin (1974: 38) vom französischen System der Gouverneure inspiriert: Es gab einen Kolonialdirektor, der dem Kanzler unterstellt war. Nach dem Direktor kamen Gouverneure, die die Kolonialbeamten vor Ort bestimmten. In der deutschen Südsee gab es insgesamt nur vier Gouverneure: Rudolf von Bennigsen (1889-1902) und Albert Hahl (1902-1914) für Neuguinea und das Bismarckarchipel und Dr. Wilhelm Solf (1900-1911) und Dr. Erich Schultz-Ewerth (1912-1914) für Samoa (Cornevin 1974: 75). Hahl und Solf z.B. orientierten sich an der Politik der Engländer, vor allem am Beispiel Fidschis und schufen eine „indirekte Herrschaft“. Hier-

bei wurden jeweils indigene Häuptlinge bestimmt, die – in Zusammenarbeit mit den Kolonialbeamten bzw. den Interessen der Kolonialverwaltung – die Herrschaft übernahmen (siehe Hiery 2008: 55; Cornevin 1974: 66).

Bezüglich der deutschen Kolonialverwaltung galt, dass die Eingeborenen, abhängig von den jeweiligen zuständigen Kolonialbeamten, sehr unterschiedliche Behandlungen erfuhren. Bei Solfs „Eingeborenenpolitik“ handelt es sich um ein oft zitiertes Beispiel: Der Gouverneur war der Ansicht, dass Samoa in erster Linie die Heimat der SamoanerInnen war und erst an zweiter Stelle deutsche Kolonie. So war er der Meinung, dass wenn sich jemand anpassen oder unterordnen sollte, dann die Einwanderer. Und eigentlich war er sowieso dafür, dass Samoa von Deutschen (und anderen Fremden) möglichst unberührt bleiben sollte (Hiery 2002: 19f). Der Bezirksamtsmann der Marianen, Georg Fritz, wollte ebenfalls keine Siedler: „er sagte dies ganz offen, und jene, die sich an seinen Rat nicht gehalten hatten und doch nach Saipan oder Rota gekommen waren, ließ er buchstäblich am eigenen Leibe spüren, daß die deutsche Verwaltung nicht dazu da war, deutsche Siedler zu unterstützen“ (Hiery 2002: 18). Diese beiden Vorgehensweisen, die man wie Hiery (2002: 18) als „Antieinwanderungspolitik“ bezeichnen könnte, war in dieser Form doch eher die Ausnahme als die Regel. Obwohl man es gut heißen mag, dass die beiden Beamten die Rechte der Eingeborenen über die der Kolonisatoren stellten muss man doch bedenken, dass sie nichtsdestotrotz rassistisch waren: Beide waren für eine klare, und möglichst konsequente Trennung von Eingeborenen und Fremden. Dies war, so Hiery (2002: 20), keineswegs typisch für die deutsche Kolonialpolitik. Im Großen und Ganzen ist die Kolonialpolitik in der Deutschen Südsee gekennzeichnet durch „das Bestreben der Deutschen, das »typisch« Indigene, das charakteristische Lokale, herauszuarbeiten“, sagt er (Hiery 2002: 23). Auch wenn die Verwaltung als sehr chaotisch und desaströs bezeichnet wird, darf man nicht vergessen, dass versucht wurde die indigenen Traditionen zu erhalten. Hiery (ebd.) behauptet jedenfalls, dass die Besonderheit der Kolonialverwaltung in der deutschen Südsee darin lag, dass einheimische Traditionen und Vorstellungen konserviert wurden und „die einheimischen Kulturen so behutsam und vorsichtig wie möglich an die »Moderne«, an eine globalisierende weltweite Entwicklung“ herangeführt wurden. Weiter meint er, dass Deutschland einen erheblichen Anteil dazu beitrug, dass „im westlichen Samoa bis heute der Tradition und Geschichte größerer Stellenwert zukommt als in den meisten der benachbarten Inseln“. So wurden zum Teil sogar in den Regierungsschulen einheimische Traditionen vermittelt und Heimatkunde war z.B. in Samoa und Saipan ein für wichtig gehaltenes Unterrichtsfach (Hiery 2002: 225). Außerdem ist bezeichnend, dass die deutsche Sprache nie durchgesetzt wurde – was eher Mangels Organisation nicht passierte als aus Überzeugung, meint Mühlhäuser (2002: 239-262). Jedenfalls wurde z.B. von den Missionaren häufig mit einheimischen Sprachen gearbeitet (Mühlhäuser 2002: 243; Hiery 2002: 204). Und obwohl Deutsch z.T. als „Herrensprache“ erhalten bleiben sollte, in der sich die Kolonisatoren ungestört und von den Eingeborenen unverstanden unterhalten konnten (Mühlhäuser: 241), so waren doch die einheimischen Sprachen der deutschen gleichberechtigt (Hiery 2002: 225). Außerdem wurde schon bald versucht für Ortschaften, Inseln und Flüsse (wieder) möglichst die indigenen Namen zu verwenden. Dies stellte sich

jedoch oft als kompliziert heraus, da es häufig keine einheitliche Bezeichnung für Inseln usw. gab – was bei der enormen Sprachenvielfalt eigentlich nicht weiter verwunderlich scheint (siehe Hiery 2002: 21f). Gleichzeitig vermerkt Hiery (2002: 24), war der Kontakt zwischen Deutschen und Einheimischen im Pazifik sehr gering: Er kommt auf „eine Gesamtzahl von maximal 5.000 Deutschen“ die während der deutschen Kolonialherrschaft zwischen 1884 und 1914/18 „Kontakt zu einheimischen Kulturen und Personen hätten haben können“. Damit ist gemeint, dass viele der Siedler fast keinen bis keinen Kontakt zu den Eingeborenen hatten bzw. sie überhaupt nur oberflächlich wahrnahmen. Andere Personen wiederum, wie Missionare und Kolonialbeamte, hatten sehr regen Kontakt und viel Einfluss bzw. wurden im Gegenzug auch von den Einheimischen stark beeinflusst.

Wie dem auch sei, bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges und Fortschreiten desselben entglitt der Pazifik sehr schnell dem politischen sowie dem allgemein öffentlichen Interesse Deutschlands. In kurzer Zeit musste Deutschland alle Kolonien (mehr oder weniger kampflos) an die Kriegsgegner abgeben. Und während anfangs noch angenommen wurde, dass man sich die Kolonien mit Ende des Krieges schnell wieder zurückholen könne und durch Kompensationszahlungen von Kriegsverlierern evtl. noch einige mehr dazugewinne, wurde bald klar, dass dies nicht stattfinden würde. Auch galt das verbleibende Kolonialinteresse eher Afrika als dem Pazifik.

Insgesamt kann gesagt werden, dass die anfänglichen Erwartungen in die Kolonialisierung und deren Ziele weder umgesetzt noch erfüllt wurden (siehe Gründer 2002: 53-56). Die, bezüglich der „Überproduktion der Bevölkerung“ erhoffte Auswanderung in die deutsche Südsee fand kaum statt; eine wirkliche Auswanderungswelle etc. gab es nicht. Laut Finsch (1899: 135) war das Deutsche Reich nicht unschuldig daran, denn das Interesse an Auswanderung war vorhanden gewesen. So überzeugte sich Finsch im Juli 1885 während kurzer Aufenthalte in Australien „überall von dem lebhaften Interesse für Auswanderung nach dem neuen Lande, namentlich seitens Deutscher in Australien“ (Finsch 1899: 26). Er (Finsch 1899: 135; 26) wurde „mit Anfragen und Gesuchen wegen Auswanderung nach Kaiser Wilhelms-Land bestürmt“: In Cooktown waren es 40 deutsche Familien gewesen die auswandern wollten, in Brisbane gar 1000. Ähnliches habe für Melbourne und Adelaide gegolten. Und in Berlin erhielt die Neu Guinea-Compagnie ebenfalls zahlreiche Anfragen bezüglich des Landerwerbs in Neu Guinea. So gab sie im September 1885 bekannt, dass sie bis Jahresende die Bedingungen für Landerwerb und Auswanderung angeben würde. Dies geschah jedoch erst am 15. Februar 1888 durch Bekanntmachung der „Allgemeinen Bedingungen für Ueberlassung von Grundstücken an Ansiedler“. Angabe von Bodenpreisen waren allerdings nicht enthalten. „Inzwischen war aber das »exitement« verraucht, das voraussichtlich Kaiser Wilhelms-Land Ansiedler zugeführt haben würde, die bis heute dort noch fehlen. Am 1. Januar 1894 lebten dort 67 Weisse, und am 1. Januar 1895 im ganzen Schutzgebiet (mit dem Bismarck-Archipel) 205 (davon 92) Reichsangehörige“ berichtet Finsch (1899: 135). Auch ging die Auswanderung deutscher Bürger in die USA zurück. Stattdessen kam es durch die Industrialisierung eher zur Zuwanderung nach Deutschland. Dies hatte zur Folge, dass die behauptete „Überproduktion

an Ware“ in Deutschland gebraucht wurde und vermehrt Arbeiter nötig waren. Weiter gab es ab Mitte der 1890er Jahre einen Aufschwung in der Wirtschaft (Industrie und Landwirtschaft), womit die propagierten Vorschläge zur Lösung der Wirtschaftskrise überflüssig wurden. Gründer (2002: 55) meint gar, dass „die Kolonialfrage, die einen ständigen innenpolitischen Konfliktstoff bot, im Grunde mehr dem Import von peripheren Kolonialproblemen in das Reich als dem Export von deutschen Problemen an die koloniale Peripherie diene“. Der Kolonialimport und -export Deutschlands machte kaum etwas aus. Laut Gründer (2002: 55) lag ersterer 1913 bei 0,5% und letzterer im selben Jahr bei 0,6%. Obwohl in den Pazifikkolonien Pflanzungen wie Kopa, Kautschuk und wichtige Rohstoffe wie Phosphat (z.B. auf Nauru) an- bzw. abgebaut wurden, wurde damit nur eine geringe Menge des Inlandbedarfes Deutschlands gedeckt (ebd.). Weiter wurde zu Beginn der Kolonialisierung sehr viel investiert und eigentlich nichts gewonnen. Später musste zwar weniger investiert werden und der Gewinn war höher, aber hochgerechnet dürfte es, wenn Gründer (2002: 56) recht hat, für den Staat ein Verlustgeschäft gewesen sein. Für private Unternehmen hingegen, war es teilweise das Geschäft schlechthin.

Otto Finsch

Biographische Daten



Abb. 3: Dr. Otto Finsch

Finsch wurde am 8. August 1839 in Warmbrunn, Schlesien geboren (Henze 1980: 218). Sein voller Name lautete Friedrich Hermann Otto Finsch. Er selbst jedoch schrieb in seinen Büchern, Tagebüchern etc. stets Otto Finsch bzw. O. Finsch. Sein Vater Moritz Finsch, von Beruf Glasmaler, wollte dass sein Sohn Kaufmann wird. Otto Finsch konnte daran aber keinen Gefallen finden und gab dies daher bald auf. 1858 konnte er an einer Reise „nach Ungarn und dem Balkan“ teilnehmen, während dieser er hauptsächlich ornithologische Beobachtungen anstellte (Henze 1980: 218). 1860⁷ wurde er „Assistent am Reichsmuseum für Naturgeschichte in Leiden“ und 1864 „Konservator der zoologischen Sammlung der Gesellschaft 'Museum' in Bremen“ (Henze 1980: 218).

Laut Henze (1980: 218) beschäftigte sich Finsch schon früh „(m)it besonderer Vorliebe [...] mit dem Studium Neu-Guineas“. 1865 veröffentlichte er *Neu-Guinea und seine Bewohner*, eine Art Studie, die er anhand von Literatur über Neu Guinea und die Landesbewohner erarbeitet hatte. 1868 erhielt er von der Universität Bonn den Ehrendokortitel (I 1). 1872 bereiste er Nord-Amerika „und erwarb sich besonders als Ornitholog Ruf“⁸ (I 3) und 1873 Lappland (Henze 1980: 218). 1876 nahm er, im Auftrag des Bremer „Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt“, an einer Expedition durch West-Sibirien teil und veröffentlichte dann *Reise nach West-Sibirien* (Henze 1980: 218). 1879-82 ging er auf „Pacific-Expedition“⁹, welche von der Humboldt-Stiftung finanziell unterstützt wurde. Während der Reise sammelte Finsch sowohl über Fauna und Flora als auch über die Bewohner der verschiedenen Orte viele Informationen, Materialien und Objekte (z.B. Federn, Felle, Artefakte, Haarproben uvm.). 1884 trat er die „Samoaexpedition“ nach Neu Guinea¹⁰ an. Und zwar im Auftrag der Neu Guinea-Compagnie, um die Nordostküste Neu Guineas und die Küsten von Neu Britannien und Neu Irland näher zu erforschen und dort Kolonien zu gründen. Das Land, welches er dort für das Deutsche Reich durch Grundstückserwerb in Besitz nahm (deutsches Schutzgebiet), wurde in Kaiser Wilhelms-Land (deutscher Teil Neu Guineas) bzw. Bismarck-Archipel (Neu Irland, Neu Britannien etc.) umbenannt (Henze 1980: 219). Der Hauptsitz der Kolonie wurde Finsch zu Ehren Finschhafen genannt (ebd.).

⁷ Die Internetquellen 1-3 schreiben 1861.

⁸ Laut derselben Quelle durch sein Werk *Monographie der Papageien*.

⁹ So betitelte er die Tagebücher, die er während dieser Reise führte.

¹⁰ Ich habe mich entschieden ab diesem Abschnitt „Neu Guinea“ zu schreiben, da dies (mit der Variation „Neu-Guinea“) Finschs Schreibweise entspricht und ich es als verwirrend empfinde, wenn in ein und demselben Abschnitt ständig zwischen „Neuguinea“ und „Neu Guinea“ gewechselt wird. Überhaupt halte ich mich bei der Schreibweise von Ortsbezeichnungen an Finschs Angaben. Hierbei ist zu erwähnen, dass er des Öfteren denselben Namen auf unterschiedliche Weise schreibt.

1898 bis 1904 war Finsch „Konservator am Reichsmuseum für Naturgeschichte“ in Leiden, Holland, und ab 1904 Leiter des Völkerkundemuseums in Braunschweig (I 1; I 2). In Braunschweig starb er schließlich 1917 am 31. Januar (I 1).

Finsch war zweimal verheiratet. Das erste Mal mit Fine (wahrscheinlich Josephine). Während seiner ersten Südsee-Reise kam es 1881/82 zur Scheidung: Sie sandte ihm einen Brief, in dem sie den „Tod des Kindes meldet u. um Scheidung bittet“, wie Finsch in seinem Pacific-Expedition-Tagebuch Nr. 12 (1881)¹¹ schrieb. Laut einem weiteren Eintrag meinten Finschs Eltern, Fine habe „die Schwangerschaft nur simuliert, ist 4 Monate in Saus u. Braus in Brüssel gewesen, hat mit anderen gelebt etc. u. schließlich ein Kind gestohlen u. mit nach Bremen genommen“. Er willigte in die Scheidung ein und vermerkte: „endlich geschieden“ (ebd.). 1886 heiratete er zum zweiten Mal. Diesmal Elisabeth, geborene Hoffmann (1860-1925). Sie hatten eine gemeinsame Tochter namens Esther.¹² Elisabeth fertigte viele der Skizzen an, die in Finschs Werken vorkommen, so z.B. im *Ethnologischen Atlas*.

Seine Werke zur Südsee

Finsch hat viele Bücher geschrieben, die meisten zu bzw. über seine Reisen. Laut Finschs eigenen Angaben von 1899 (: 7) handelt es sich insgesamt um 384 Publikationen, „wovon ca. 188 auf Tierkunde und 157 auf Länder- und Völkerkunde entfallen, die in der Mehrzahl Originalarbeiten sind (davon 24 in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten)“. Viele davon sind heutzutage nicht mehr erhältlich. Außerdem sind für diese Diplomarbeit nur diejenigen über die indigene Bevölkerung der Südsee, genauer von Kaiser Wilhelms-Land, von Interesse. Ich habe mich daher seinen Hauptwerken über die Südseebewohner gewidmet, denn es hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt, alle seine Artikel zu Ozeanien zu suchen und zu untersuchen.

Über die Südseereisen gibt es einige veröffentlichte, auch heute gut erhältliche Bücher, einige schwerer erhältliche Publikationen und zahlreiches unveröffentlichtes Material (wie Tagebücher, Notizen, Zeitungsartikel, Skizzen, Kataloge usw.). Finsch schrieb auf seinen Reisen fleißig Tagebuch. Auch las er die Arbeiten und Informationen von anderen Forschern und Personen die, vor ihm oder zur selben Zeit wie er, vor Ort waren, wie z.B. Moresby, Goldie, Nicolaus von Micklucho-Maclay, James Chalmers, Charles Lyne. Durch diese Informationen hatte er teilweise Vorkenntnisse darüber, was zu erwarten sein würde, konnte auch schon einige Wörter der Eingeborenen¹³ und manche in ihrer Sprache ansprechen (wie richtig diese Informationen, Vokabeln usw. waren soll hier weitgehend außer Acht gelassen werden). Er ergänzte seine Unterlagen mit diesen Informationen. Weiter fertigte er auf Grund von Gese-

¹¹ Datum des Eintrags bzw. Seitenzahl habe ich leider nicht notiert und nicht mehr die Möglichkeit nachzuschlagen.

¹² Außer der Widmung in *Übersicht seiner Reisen* für seine Tochter Esther und einer Visitenkarte von ihr habe ich keine weiteren Informationen über oder Hinweise auf diese Tochter oder mögliche andere Nachkommen gefunden.

¹³ In der Folge werde ich anstatt „indigene Bevölkerung“ Finsch entsprechend „Eingeborene“ schreiben. Dies soll von meiner Seite keine Wertung enthalten. Da es für mich einheitlich einfacher ist, habe ich mich dafür entschieden.

henem zahlreiche Skizzen und Zeichnungen an, sowohl von Eingeborenen als auch von deren Dörfern, Häusern, Kanus, Schmuck etc. Außerdem sammelte er möglichst viele Objekte, „Belegstücke“ wie er es nannte; von Schmuck, über Waffen und Haushaltsutensilien bis zu Textilien, Haarproben und Gesichtsabdrucke aus Gips und noch vieles mehr, die er alle fein säuberlich nummerierte und katalogisierte (dazu siehe seine Kataloge). Teilweise schickte er die gesammelten Sachen so bald wie möglich nach Deutschland, teilweise nahm er sie bei der Rückreise mit (Henze 1980: 219).

Aus den Einträgen der Tagebücher hat Finsch später die Notizen über Eingeborene zusammengeschrieben und diese als „Völkerkunde-Büchel“ bezeichnet bzw. mit „Völkerkunde“ betitelt. Diese Unterlagen – Tagebücher, Völkerkundebüchlein, Skizzen und gesammelte Objekte – bilden die Grundlage für seine Veröffentlichungen. Das Publierte wurde allerdings, unter Einbezug des neueren Wissensstandes, aufgearbeitet, die eigens gesammelten Informationen mit Informationen von anderen Personen verglichen und ergänzt. Finsch kritisierte die Werke anderer aber auch, widerlegte sie gelegentlich oder tat sie als unglaubwürdig ab (z.B. die von Powell, siehe Finsch 1888: 124).

Eines seiner ersten Werke zu Neu Guinea, *Neu-Guinea und seine Bewohner*, basiert rein auf Literatur anderer. Finsch schrieb es einige Jahre vor seinen tatsächlichen Südseereisen, es wurde 1865 veröffentlicht. Später bezeichnete er (Finsch 1888: 342) es als „eine jener gutgemeinten Kompilationen, in denen trotz aller Sorgfalt eine Menge Fehler unterlaufen“ sind. Zu seiner ersten Südseereise gab es kein Hauptwerk. *Samoafahrten* gibt die Erfahrungen der zweiten Südseereise auf dem Dampfer Samoa wieder und hält sich im Ganzen sehr an die Tagebucheinträge derselben. Das Buch sollte „über Land und Leute längs wenig bekannter, zum Teil neu erschlossener Küsten eingehendere Kunde bringen, und so manches Stück ernsten und heiteren Südseelebens kennen lehren“, vermerkt Finsch (1888: 9). Ergänzend zu diesem Werk gibt es den *Ethnologischen Atlas*. Darin finden sich die Abbildungen zu den in den *Samoafahrten* beschriebenen Gegenständen (Schmuck, Werkzeug, Häuser, Kanus, Masken etc.). In *Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee* sind die ethnologischen und anthropologischen Informationen nach den verschiedenen von Finsch besuchten Regionen (Bismarck-Archipel, Neu-Guinea, Micronesien)¹⁴ gesammelt und geordnet dargestellt. *Südseearbeiten – Gewerbe- und Kunstfleiß, Tauschmittel und „Geld“ der Eingeborenen* gibt einen Überblick über die in der Südsee von der indigenen Bevölkerung bearbeiteten Rohstoffe (tierische, mineralische und pflanzliche) und deren Produkte. Die *Systematische Übersicht seiner Reisen* gibt eine Übersicht über seine Reisen „ausserhalb Europas“ und „enthält die hauptsächlichsten Daten über Entstehung, Zwecke, Ziele, Verlauf und sonstige Verhältnisse jeder dieser Reisen, sowie deren Ergebnisse“ (Finsch 1899: 7).

Auf die Südseereisen möchte ich im Folgenden näher eingehen.

¹⁴ Nach Finschs Schreibweise in diesem Werk.

Seine Südseereisen und deren Ergebnisse¹⁵

Erste Reise

Wie aus dem biographischen Teil ersichtlich, war Otto Finsch zweimal in Ozeanien. Die erste Südseereise dauerte vom 21. April 1879 bis zum 18. November 1882. Deren Planung ging von ihm selbst aus:

„Specialstudien mit den Inseln der Südsee hatten schon lange den Wunsch in mir rege gemacht, dort selbst thätig sein zu können [...]. diese so sehr vernachlässigten Gebiete erschienen mir im Hinblick auf die geographische Verbreitung der wenigen Landthiere, besonders aber wegen der rasch verschwindenden Originalität ihrer Bewohner besonders anziehend und in diesem Sinne wandte ich mich an die »Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen in Berlin« so Finsch (1899: 14).

Sein Vorschlag wurde angenommen und Finsch erhielt von der Stiftung „während dreier Jahre Unterstützung“ (ebd.). Da er die vorgesehenen Reisepläne noch ausdehnte, hatte er auch mit eigenen Mitteln dafür aufzukommen „und was persönlich gewiss das grösste Opfer bedeutete, meine Stellung als Director des naturhistorischen Museums in Bremen (seit 1864) aufzugeben, da mir der hohe Senat einen zweijährigen Urlaub nicht gewähren zu können glaubte“, schreibt Finsch (ebd.).

Die Reise ging über New York und San Francisco nach Honolulu und verlief dann „in der nachstehenden Reihenfolge“:

„Marshall- und Gilbert-Inseln, östliche Carolinen (Kuschai und Ponapé), Nawodo (Pleasant Island), Neu Britannien (jetzt Neu Pommern) mit Herzog York-Gruppe (jetzt Neu Lauenburg), Sydney, Tasmanien, Neu Seeland (mit Besuch der südlichen Alpen und des seitdem zum Theil untergegangenen heissen Seen-Districts), Nordspitze Australiens, Inseln der Torresstrasse, einem Theil der Südostküste von Britisch Neu Guinea; auf der Heimreise längerer Aufenthalt auf Java (behufs Studium und Anfertigung von Gesichtsmasken der malayischen Rasse [...])“ (Finsch 1899:14f).

Da Finsch kein eigenes Fahrzeug hatte, war er „auf zufällige Gelegenheiten des damals sehr geringen Schiffsverkehrs angewiesen“. Dies führte dazu, dass er nicht alle gewünschten Inseln und Ortschaften besuchen konnte. Angesichts dessen, meint Finsch (1899: 15) weiter, dürfe er mit den Ergebnissen der Reise zufrieden sein: Die Sammlungen lieferten „für viele Zweige der Naturwissenschaften reiches, zum Theil ganz neues Material“. „Jedenfalls das reichste Material, das durch einen Reisenden aus der Südsee heimgebracht wurde“ behauptet er (Finsch 1899: 15). Die Objekte gingen „Vertragsmässig [...] an die Königlichen Museen in Berlin“, unter anderem erhielt das Museum für Völkerkunde um die 4000 Gegenstände, Geheimrath Virchow 297 Schädel, 3 Skelette, 41 Skelettteile und 232 Haarproben.

„Als der hervorragendste und wichtigste Theil meiner Sammlungen dürften indess die unter unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten, zuweilen nicht ganz ohne Gefahr zusammengebrachten 200 Gesichtsmasken Eingeborener, nach Lebenden in Gyps abgegossen, zu betrachten sein, von denen 164 glücklich heimkamen (darunter 89 Melanesier von 20 Localitäten, 58 Oceanier von 27 Localitäten, und 14 Malayen von 12 Localitäten)“ (ebd.).

Diese Gesichtsmasken waren für die Wissenschaft und als Lehrmittel gedacht. So ließ Finsch sie nach seiner Rückkehr in Deutschland vervielfältigen und mit der, seinen Notizen zufolge,

¹⁵ Von Finsch ähnlich bezeichnet in *Systematische Übersichten seiner Reisen* (1899: 7).

entsprechenden Hautfarbe versehen. Dafür wurde Finsch zahlreich gelobt. Wie beispielsweise von Geheimrath Virchow (nach Finsch 1899: 16), der über diese Masken sagte: „ein so reiches Material von Gesichtern [...] dass dasselbe nicht nur bei Weitem alles übertrifft, was von dorthier bekannt geworden ist, sondern, dass wir auch hoffen dürfen, auf diese Weise für die Nachwelt die Haupttypen der dortigen, schon jetzt stark gelichteten und auf manchen Inseln im Aussterben begriffenen Bevölkerung erhalten zu sehen“.

Trotz dieser guten Kritik war die Nachfrage nach den Masken nicht sonderlich groß. Weiter bemängelt Finsch (ebd.), dass der Großteil der gesammelten Objekte durch die besitzenden Institutionen und Personen unbearbeitet und somit für die Wissenschaft recht nutzlos blieb. Auch kam es durch Finsch nicht zur Publikation des beabsichtigten Reisewerkes, weil er bereits 1884 die nächste Reise antrat. Ebenso wenig kam die Herausgabe vom „Album von Völkertypen der Südsee in 250 Original-Photographien“ zustande, „so dass nur einzelne Aufnahmen Verwendung fanden“, bedauert Finsch (1899: 17). Dafür hat er einen Großteil seiner Sammlungen „zum Theil auf eigens veranstalteten Ausstellungen, mit erläuternden Catalogen, zur allgemeinen Ansicht und Belehrung zugänglich gemacht“ (ebd.: 18).

Zweite Reise

Da die zweite Südseereise für Finschs Beschreibungen von Neu Guinea und der Bevölkerung sehr wichtig ist, d.h. deren Grundlage bildet, werde ich auf diese näher eingehen.

„Die auf der ersten Südseereise erworbenen Erfahrungen, namentlich im Umgang mit Eingeborenen, die damals noch allgemein als »Wilde« im übelsten Rufe standen, sollten bald einem anderen Unternehmen in jedem Gebiete zu statten kommen: der Expedition mit dem Dampfer »Samoa«,“ sagt Finsch (1899: 18). Diese zweite Südseereise begann bereits am 15. Juni 1884 und endete am 27.

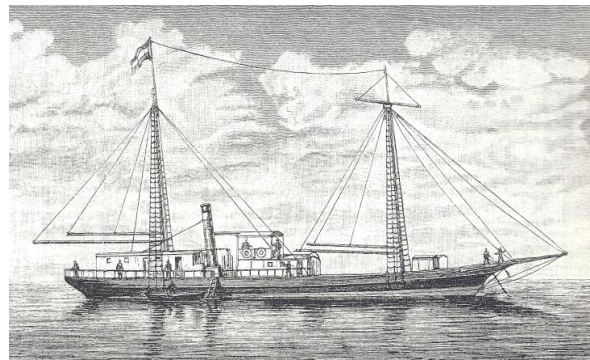


Abb. 4: Der Dampfer Samoa

August 1885. Wie bereits oben erwähnt (siehe Abschnitt Das Deutsche Reich als Kolonialmacht, Die Inbesitznahme), gingen die Pläne für die Reise von Hansemann aus und wurde durch die Neu Guinea-Compagnie realisiert und gesponsert. Finsch hat, nach eigenen Angaben (1888: 6; 1899: 18), bei der Vorbereitung der Pläne geholfen. Ihm wurde die Leitung dieser „ersten Untersuchungs-Expedition“ übertragen (Finsch 1888: 6; 1899: 18). Die Hauptaufgaben dieser Reise waren „Untersuchung der noch wenig bekannten oder unbekannten Küsten Neu Britanniens, besonders aber der Nordküste Neu-Guineas, Anknüpfung von freundschaftlichem Verkehr mit den Eingeborenen und Landerwerbungen im weitesten Umfange“ (Finsch 1899: 18). Zweck und Ziel der Reise sollte jedoch geheim bleiben, sowohl in Deutschland als auch im Ausland: „Behufs möglicher Geheimhaltung wurde die »Samoa« in Sydney für die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln in Hamburg ausgerüstet, und ich ging angeblich nur als Naturforscher mit“, so Finsch (1899: 19).

Kapitän Eduard Dallmann wurde von Finsch zur Mitreise angeheuert und gemeinsam mit einem ersten Steuermann (Hinrich Sechstroh) und einem ersten Maschinist (Laars Nielsen) ging die Reise zuerst nach Sydney. Dort wartete der Dampfer Samoa, welcher extra für die Expedition angekauft worden war. Dieser musste aber erst ausgerüstet bzw. auch umgebaut werden, was „ca. 6 Wochen kostbarer Zeit (29. Juli bis 10. September)“ forderte, so Finsch (1899: 18f). Er beschreibt die Samoa als „klein und hölzern“ (Finsch 1899: 18f) bzw. als „sehr stark gebautes, hölzernes, gekupfertes Schiff“, welches in der Länge 121, in der Breite 21 und in der Tiefe 8 englische Fuß maß (Finsch 1888: 6). Weiter vermerkt er, dass das Schiff für unruhige See sehr ungeeignet war, da „dessen Deck schon bei ruhiger See den Wasserspiegel kaum sechs Fuss überragte und fast fortwährend überschwemmt wurde. Oft schien das Schiff mehr unter als über Wasser zu gehen“ (Finsch 1888: 17f).

Am 11. September 1884 schließlich ging es von Sydney nach Mioko, um dort ein Depot einzurichten und dann umgehend die eigentlichen „Pionierfahrten“ anzutreten (Finsch 1899: 19). „Dieselben umfassten 6 Reisen nach Neu Guinea, vier nach Neu Irland (jetzt Neu Mecklenburg) und zwei Besuche in Cooktown (Nord Queensland), Reisen, auf denen die »Samoa« insgesamt 11000 Seemeilen zurücklegte“, so Finsch (ebd.).

Zuerst ging es nach Astrolabe Bai, das bereits durch Miklucho-Maclay erschlossen worden war und wo Finsch nun „freundschaftliche Beziehungen anknüpfte, Land erwarb und am 17. October die deutsche Flagge hisste“ (Finsch 1899: 19f). Hier wurde die erste deutsche Station Neu Guineas gegründet, bei deren Aufbau die Eingeborenen mithalfen. „Auch ohne besondere Sprachkenntnis liess sich, wie dies überall der Fall ist, mit den sehr anstelligten Eingeborenen, die alle Absichten leicht begriffen, trefflich auskommen“ bemerkt Finsch (1888: 66). Allerdings muss man „ihren Gewohnheiten Rechnung tragen“. „Denn diese Naturkinder kennen anhaltende Arbeit in unserem Sinne natürlich nicht, und bei allen Papuas und Kanakas überhaupt lodert der erste Eifer mächtig auf, erlischt aber eben so schnell“ (ebd.). Von der Tragweite des Ereignisses hatten die Eingeborenen zwar nicht die leiseste Ahnung, wussten aber sehr wohl dass es auch sie betraf und „dass dieser Vorgang auf das engste mit der Wiederkehr der neuen weissen Freunde, wofür schon das Haus gewährleistete, zusammenhing“, meint Finsch (1888: 66f). Nach diesem feierlichen Ereignis ging es weiter nach Norden, wobei Friedrich Wilhelms- und Prinz Heinrich-Hafen entdeckt wurden und „deutsche Kriegsschiffe etwa 4 Wochen später die Flagge hissten“ (Finsch 1899: 20). Vom 3. – 11. November verkündeten die Kriegsschiffe „S. M. Kanonenboot »Hyäne«“ und „S. M. gedeckte Corvette »Elisabeth«“ das deutsche Protektorat im Bismarck Archipel (Blanche Bai, Nordspitze der Gazellenhalbinsel, Herzog York Inseln und Nordspitze von Neu Irland). Am 20. November wurde von denselben in Neu Guinea die deutsche Reichsflagge gehisst. Die »Samoa« dampfte derweilen von Huongolf bis Mitrafels; Sie war auf der Suche nach einem Hafen, der näher bei Australien liegen sollte. Dabei wurden Adolphhafen und Finschhafen entdeckt. Bei letzterem wurde Land erworben und später, wiederum von der »Hyäne«, die Reichsflagge gehisst. Finsch (1888: 164) schreibt er habe dafür eigentlich den Namen „Deutschland-Hafen“ vorgesehen, „aber die Herren Kommandanten unserer Kriegsschiffe erwiesen mir die

Ehre, ihn nach mir »Finschhafen« zu taufen, so dass auch mein Name mit einem Punkte in Deutsch Neu-Guinea verknüpft ist“. Anschließend wurden die Nordküste Neu Britanniens und die Nordspitze Neu Irlands bekundet (Finsch 1899: 20).

„Von »Port Breton«, der einstigen Centrale von »Nouvelle France« dampften wir nach Kiriwina (Trobriand), der Normanby Insel (Duau) der d'Entrecasteaux-Gruppe, (wo wir am 24. December »Weihnachtsbucht« entdeckten), gingen dann durch die Goschen-Strasse bis in die Tiefe von Goodenough-Bai, um auch diesen Theil der äussersten Südostküste zu recognosciren und trafen über Dinner Insel (Samarai) und Teste Insel am 2. Januar 1885 in Cooktown ein“ (ebd.: 21).

Dort verblieben die Samoa und ihre Besatzung drei Wochen, zwecks Maschinenreparaturen und „Depeschenwechsel mit Berlin und Sydney“ (ebd.). Zu diesem Aufenthalt vermerkt Finsch (ebd.: 21f) außerdem:

„Der Ruf der »Samoa« und ihres Leiters waren in Australien längst notorisch und die Ankunft derselben erregte begreiflicher Weise in dem kleinen Cooktown allgemeines Aufsehen, zum Theil Aufregung. Ein wesentlicher Theil dieser Aufmerksamkeit wandte sich meiner Person zu; öfters hörte ich im Hinweis auf mich die Bemerkung »that is the fellow who stole us New Guinea« [...]. Selbstredend waren mir derartige Ausbrüche des Aergers und der Entrüstung sehr gleichgültig, ich liess aber im übrigen die Leute bei dem Glauben, dass die »Samoa« und der »Doctor« direct vom Fürsten Bismarck ausgesandt seien und unter dessen Schutz ständen, denn wenigstens der letztere Punkt war richtig. Da man sich in Australien schon seit Jahren daran gewöhnt hatte, Neu Guinea als Erbe der Colonien zu betrachten, so war diese Aufregung übrigens sehr begreiflich, indess richtete sich die Entrüstung weniger gegen Deutschland als gegen England, besonders seitdem man wusste, dass dieses schon seit August 1884 die Pläne Deutschlands kannte und im Geheimen eine Art Theilung von Neu Guinea vereinbart hatte.“

Es gab aber genauso Zuspruch für die Vorhaben Deutschlands und neben neugierigen Reportern und Goldgräbern wurde Finsch von, wie er sagt, vielen Personen angesprochen die Interesse daran hatten „nach dem neuen Zukunftslande“ auszuwandern (Finsch 1899: 22). In Cooktown gelang es ihm „den langjährigen Neu Guinea-Reisenden Carl Hunstein (aus Friedberg in Hessen) für die Neu Guinea-Compagnie zu engagiren“. Hunstein sollte für die neu zu gründende Station zuständig sein. Dafür war er, laut Finsch (ebd.), der beste Mann, da er „es vor Allem verstand mit Eingeborenen umzugehen, und während eines fast siebenjährigen Aufenthaltes in Neu Guinea, z. Th. in zuvor nicht von Weissen besuchten Gebieten, niemals eine Waffe gegen Eingeborene erhoben hatte“.

So ging es dann nach Mioko und von dort nach Nusa, wo es ein Treffen mit der Glatdeck-Corvette »Marie« gab, die Schiffsbruch erlitten hatte. Als Finsch (1899: 23) im März erneut nach Nusa ging, kaufte er „nebenbei Szelambiu (Mausoleum-Inseln), die grösste der kleinen Inseln zwischen Neu Irland und Neu Hannover (beiläufig für M. 65 in Tauschwaaren)“. „Eine Recognoscirung von Neu Hannover erwies sich wegen ungünstiger Saison unausführbar“ schreibt er weiter. Danach ging es, einer Anweisung aus Berlin folgend, daran die Küste Neu Guineas „nördlich von Ostcap mit der d'Entrecasteaux-Gruppe“ zu begutachten. Dabei sollte die erwähnte Station errichtet werden um „dort festen Fuss zu fassen“. Finsch (ebd.) gibt dazu an: „Ich hatte dafür allerdings schon in Cooktown vorgesorgt, allein die Ausführung liess sich nicht so schnell bewerkstelligen, als ich selbst am meisten wünschte. So mussten wir u. A. erst auf ein Schiff mit Kohlen für uns warten, und es machte viel Schwierigkeiten, in Mioko nur 2 Zimmerleute und 6 farbige Arbeiter für kurze Zeit zu engagiren“. In der Folge

wurde die besagte Küste „von Ostcap bis Chadsbai“ untersucht. In einer kleinen Bucht namens Hihiaura („unmittelbar südlich von Bentley-Bai) wurde gelandet, da sie für die beabsichtigte Stationsgründung günstig erschien. Dies nicht zuletzt aufgrund von vorhandenem, geeignetem Weideland für das mitgebrachte Vieh – zwei Kühe, ein Bullenkalb, ein Widder und sechs Schafe (Finsch 1899: 23). „Die Eingeborenen zeigten sich anfänglich sehr misstrauisch und hatten alle Ursache dazu, denn wie sich später herausstellte, hatten Werbeschiffe hier gehaust und eine Menge Arbeiter nach Queensland weggeführt“ bemerkt Finsch (ebd.). Ihm gelang es jedoch „bald, in freundlichen Verkehr zu treten und ein geeignetes Stück Land zu kaufen“. So wurde die Station errichtet und von Finsch (1899: 24) „nach dem Heimathsorte von Cpt. Dallmann Blumenthal“ benannt. Mit Ausnahme für Hunstein und einen zweiten Mann, welche zur Leitung in der Station verblieben, ging es nach Milne-Bai. Nämlich „um Beziehungen mit den farbigen Missionären auf Aroani (Killerton-Inseln) anzuknüpfen“ (ebd.). Dann wurde eine Nacht „in Dawson-Strasse (zwischen Normanby- und Fergusson-Insel der d'Entrecasteaux-Gruppe)“ geankert und von dort aus mit dem Boot Dobu (Goulvain-Insel) besichtigt. Weiter fuhr man „längs der Küste bis Traitors-Bai“ wo Finsch (ebd.) bei einer Bootsfahrt „die Mündungen zweier ansehnlicher Flüsse (Bleichröder und Spree) entdeckte“. Danach ging es wiederum nach Mioko, wo die Maschine der Samoa erneut repariert werden musste.

Im Anschluss wurde die verbleibende Hälfte der Ostküste Neu Guineas – von den Dampier-Inseln bis zur holländischen Grenze im Norden (Humboldt-Bai) – inspiziert. Dieses Vorhaben schien Finsch (1899: 24) besonders wichtig, da die Kenntnis dieses Küstenabschnittes besonders gering war. Zwei Zwischenfälle hätten dies jedoch beinahe verhindert: Erstens weil Finsch plötzlich erkrankte:

„Beinahe hätte ich die Reise überhaupt nicht mitmachen können und unfreiwillig eine andere machen müssen, die jedem früher oder später einmal bevorsteht. Wie ein Dieb in der Nacht kam nämlich ganz plötzlich ein Choleraanfall über mich, und hätte den Namen meines kleinen Hauses in Mioko »onverwacht« (unerwartet) bald in einer Richtung wahr gemacht, die mir bei der Verleihung am allerwenigste vorschwebte“ (Finsch 1888: 289).

Zweitens drohte das Vorhaben aufgrund des „trüb grün bis braun“ gefärbten Meeres nahe der Hansa Vulkan-Inseln zu scheitern: Die Färbung gab nämlich Anlass für die Annahme, dass gefährliche Riffe vorhanden seien, weshalb Kapitän Dallmann in weitem Abstand zur Küste nach Norden schiffen wollte. Finsch (1899: 25) jedoch setzte durch, dass nahe an der Küste gereist wurde, so dass das Gebiet von der Nähe begutachtet und untersucht werden konnte. Am 9. Mai „sichteten wir die Mündung zweier Flüsse [Ottilien- und Prinz Wilhelmfluss] und bald darauf den von mir Kaiserin Augustafluss benannten grössten Strom in Kaiser Wilhelmsland [sic], dessen Mündung ich wenigstens im Boot recognoscirte, da uns eine Dampfbarkasse fehlte“, erzählt Finsch (ebd.). Zwei Tage darauf wurde Dallmannhafen entdeckt und wiederum drei Tage später Berlinhafen. Am 15. Mai wurde Angriffshafen und am 17. Humboldt-Bai besucht. „Diese Theile der Küste haben später die Namen »Hansemann, Brandenburg und Finschküste« erhalten“, so Finsch (ebd.). Im holländischen Teil von Humboldt-Bai fanden Finsch und seine Begleiter ein holländisches Wappenschild vor. Finsch (1888: 360) bezeich-

net es als „ziemlich nutzlose(s) Symbol, womit Holland bis jetzt fast ausschliessend seinen Besitz, aber nicht zugleich seine Macht, in Neu-Guinea kennzeichnet“. Er meint, dass die Eingeborenen keinen Sinn darin sahen und es ihm „für irgend eine Kleinigkeit“ verkauft hätten (ebd.). Er aber erklärte ihnen, dass sie es stehen lassen müssen. Auf dem Rückweg wurde der zuvor ausgelassene Küstenteil von der Hansa Vulkan-Insel bis Friedrich Wilhelms-Hafen befahren, wobei unter Anderem Hatzfeldthafen entdeckt wurde (ebd.).

Darauf folgte erneut eine Reise nach Neu Guinea, zur Station Blumenthal. Dort sollte nach Hunstein und der Station geschaut und letztere aufgelöst werden. Denn inzwischen war es zu Einigungen über die Teilung Neu Guineas zwischen Deutschland und Großbritannien gekommen und dieses Gebiet Großbritannien zugefallen (siehe Finsch 1888:372):

„In Blumenthal fand ich (25. Juni) die Station in bester Ordnung, aber es war nur der Umsicht und Eingeborenenkenntnis von Hunstein möglich gewesen, ernste Conflict mit den Eingeborenen zu vermeiden, wobei übrigens nur einige Böswillige in Betracht kamen. Das Gros der Bevölkerung bedauerte unser Scheiden sehr und man versuchte alles, um uns zu halten“ (1899: 26).

Hunstein hatte mit Kopra-Handel begonnen, was laut Finsch (1899: 26) zeigte, wie leistungsfähig dieses Gebiet war. Und so schreibt er (ebd.) weiter: „Auch für den Fall, dass bei den diplomatischen Abmachungen dieses Gebiet Deutschland verloren gehen könnte, war mir die Errichtung einer Station hier doch wichtig erschienen, um für alle Fälle von vornherein den Coprahandel deutschen Unternehmungen zu sichern“.

Daraufhin ging es zu den Killerton-Inseln wo Hunstein und dessen „Gefährte“ bei der Mission abgesetzt wurden. Der Rest der Besatzung fuhr weiter nach Cooktown. Hier erhielt Finsch „die telegraphische Weisung heimzukehren“ (1899: 26), wo er „zur persönlichen Berichterstattung verlangt wurde“ (Finsch 1888: 372). So nahm er Abschied von der »Samoa« und begab sich auf die Heimreise nach Deutschland. Am 2. September 1885 traf Finsch in Berlin ein und blieb „noch bis Juni 1886 bei der Neu Guinea-Compagnie in Thätigkeit und zwar [...] als »Rathgeber«“ (Finsch 1899: 26f). Er (Finsch 1888: 372) schließt: „So war denn eine Reise glücklich vollendet, deren Hauptresultate in den Nachweis der sicheren Befahrbarkeit einer 250 Meilen langen Küste auch für Segelschiffe, eines schiffbaren Stromes, vier schöner Häfen und ausgedehnten kulturfähigen Landes gipfelten, Ergebnisse, auf die wir mit Befriedigung zurückblicken durften“. Kurz: Durch die Samoa-Expedition wurde die geographische Kenntnis des Küstengebietes Neu Guineas, Neu Irlands und Neu Britanniens verbessert. Was aber laut Finsch sowohl für die „Compagnie“ als auch die Wissenschaft von größerer Bedeutung war, waren die „Ergebnisse für die Völkerkunde“ (siehe Finsch 1899: 28):

„In dieser Überzeugung führte ich nicht nur über die Eingeborenen besondere Tagebücher, sondern bemühte mich auch, zuweilen unter schwierigen Verhältnissen und Aufopferung, möglichst reichhaltige und vielseitige ethnologische Sammlungen zusammenzubringen, wozu ich contractlich gar nicht verpflichtet war. Diese Sammlungen und Aufzeichnungen, meist aus wenig bekannten Gebieten, z. Th. von Stämmen, die vorher mit Weissen noch nicht in Verkehr standen, haben daher viel Neues gebracht und bildeten das Material zu den ersten grundlegenden Arbeiten über die Völkerkunde von Kaiser Wilhelmsland“ (ebd.: 28f).

Am 21. Dezember 1885 wurde Finsch „von beiden Majestäten“ zu einer Audienz geladen:

„Ich hatte dabei die hohe Ehre, unter Vorzeigen von Originalbildern in Aquarell [...] und Arbeiten der Eingeborenen, in einem fast einstündigen Vortrage über Land und Leute berichten zu dürfen, Mittheilungen, die ganz besonders Seine Majestät den Kaiser lebhaft interessirten, der eine Menge Fragen stellte und unter wiederholtem Dank Seiner hohen Befriedigung Ausdruck gab“.

Des Weiteren sind die ethnologischen Sammlungen dieser Reise „in verschiedenen Ausstellungen vorgeführt worden, zunächst in den Räumen des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin [...], später in Bremen [...] sowie in mehreren Städten des In- und Auslandes [...] und haben überall grossen Beifall gefunden, sowie zur Belehrung und Belebung colonialer Interessen beigetragen“ bemerkt Finsch (1899: 29). Die Stücke der ethnologischen Sammlungen (der ersten und der zweiten Südseereise), welche in Finschs Besitz blieben, wurden von ihm „in der sorgfältigsten Weise“ bearbeitet und katalogisiert. In der Folge gingen sie an verschiedene Museen über: an das K. K. Naturhistorische Hofmuseum in Wien, das Museo preistorico, etnografico e Kicheriano in Rom, das Museum der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, das Field Columbian Museum in Chicago und das American Museum of Natural History in New York (ebd.).

Über die Ergebnisse der zweiten Südseereise meint Finsch (1899: 27): „Was zunächst die praktischen Erfolge der »Samoa-Expedition« betrifft, so waren die gestellten Aufgaben in der kurzen Zeit von kaum 9 Monaten vollauf gelöst worden, wir durften daher zufrieden sein“. Vor allem angesichts dessen, dass die »Samoa« „ein kleiner langsamer Dampfer und für gewisse Zwecke ungenügend ausgerüstet war“, habe die nur 14 – 18 'Mann'-Besatzung ausgezeichnete Arbeit geleistet. Neben einer „Dampfbarkasse“ fehlte auch ein „Schutznetz um die Railing, wie es damals in so ungekannten und verrufenen Küstenstrichen auf kleinen englischen Kriegsschiffen nie fehlte“ sagt Finsch. Damit sollten ungewünschte Gäste – womit Eingeborene gemeint sind – ferngehalten werden. Besonders in Humboldt-Bai und einigen anderen Plätzen, wo die Eingeborenen laut Finsch (1899: 27) sehr aufdringlich waren, wäre ein Netz nötig gewesen. Die Besatzung habe allerdings keine Angst gehabt und konnte es „auch ohne Kanonen mit den Eingeborenen aufnehmen“ betont er (Finsch 1888: 291). Hunde wären jedoch sehr nützlich gewesen, da ein „kläffender Köter“ an Deck sehr wirkungsvoll gegen 'Eindringlinge' sei (ebd.). Im Falle der Samoa (ohne Schutznetz und ohne Hunde) sei es allein dem richtigen Handeln der Besatzung und vor allem der Leitung, zu verdanken, dass der Einsatz von Waffen gegen Eingeborene nicht nötig wurde, ist Finsch (1899: 27) überzeugt:

„Jedenfalls darf dieser friedliche Verkehr hauptsächlich der Leitung gutgeschrieben werden, die Dank früherer Erfahrungen mit Eingeborenen jeden Conflict und Missverständnisse zu vermeiden, wie andererseits die aus Neulingen bestehende Mannschaft zu ermuthigen wusste, welche die Eingeborenen als »Wilde und Menschenfresser« für ziemlich gefährlich und hinterlistig hielt.“

Die Gesamtkosten der Expedition betrugen „mit Stationen u. s. w. etwas über 300.000 Mark“, wovon allein 163.000 auf den Dampfer »Samoa« fielen. Die Erwerbungen des Kaiser Wilhelms-Landes und dem Bismarck-Archipel durch Finsch, fielen in den Besitz der Neu Guinea-Compagnie. Dies war „nur in Folge und auf Grund der erfolgreichen Unternehmungen der Samoa-Expedition und ihrer Leitung“ möglich geworden, so Finsch (1899: 27). Diese hatte, fasst er (ebd.: 28) zusammen,

„in weniger als Jahresfrist auf friedliche Weise ein Südseereich erworben, das wirtschaftlich jedenfalls den besten Theil Neu Guineas umfasst und schon wegen seiner im allgemeinen friedlichen, indess leider nicht sehr zahlreichen Bevölkerung vielen anderen melanesischen Gebieten vorzuziehen ist. Goldlager oder andere werthvolle Naturprodukte hatten wir freilich nicht entdeckt, dafür aber weite gut befahrbare Küstenstriche, welche sich trefflich zur Anlage von Cocosplantagen, auch im Kleinbetriebe (sogenannte »Traderstationen«) eignen und so unter kluger Benutzung und Erziehung der Eingeborenen eine allmälige [sic] Entwicklung ausführbar und aussichtsvoll erscheinen liessen“.

Dennoch bemerkt Finsch (ebd.: 27): „In wie weit unsere Auftraggeber, das Berliner Consortium, inzwischen als Neu Guinea-Compagnie constituirt, zufrieden waren, habe ich nie recht erfahren“. Zur Neu Guinea-Compagnie vermerkt Finsch (1899: 26) außerdem:

„So gern ich [sollte wahrscheinlich „mich“ heißen] dieselbe auch ganz und bleibend in den Dienst der colonialen Unternehmungen draussen gestellt haben würde, musste ich einen neuen Vertrag doch ablehnen. Nach denselben sollte ich bisher nicht besuchte Theile auf ihre Nutzbarkeit erforschen, Stationsanlagen vorbereiten u. s. w. und dafür bei freier Wohnung jährlich M. 8000 und den Titel »Stations-Director« erhalten. In dem Contracte sollte ich mich u. a. auch »zur pünktlichen und genauen Befolgung der besonderen Instructionen: strenge Mässigkeit im Genuss geistiger Getränke und: freundliche und humane Behandlung der Eingeborenen« verpflichten! Wie ich zur Genüge bewiesen hatte, bedurfte es in diesen Beziehungen für mich keiner Vorschriften, ja man hätte mich ohne Weiteres gerade dafür als Vorbild hinaussenden können.“

Zur Forschungsarbeit

Über seine Forschertätigkeit an Bord erzählt Finsch, dass es für ihn immer reichlich zu tun gab. Dies habe zwar den Vorteil, dass ihm trotz der „Einförmigkeit des Seelebens“ nie langweilig wurde (siehe Finsch 1888: 372f). Dafür war die Forschungsarbeit aber sehr anstrengend. Denn er stand oft den ganzen Tag, so „an dreizehn Stunden, oft länger, auf Deck“ um „unausgesetzt durchs Fernrohr zu sehen“ und Notizen zu machen (ebd.: 106). Dazu kam immer wieder der „Verkehr“ und Sachenaustausch mit den Eingeborenen, was ebenfalls „ein gar hartes Stück Arbeit“ sei.

„Denn schon die Zeichensprache ist ermüdend und erfordert mehr geistige Anstrengung als irgend eine andere, und vor allem Geduld, die Geduld eines Engels. Wie oft merkt man nicht heraus, dass die Eingeborenen sehr gut begreifen, was man will, sich aber nur absichtlich dumm stellen [...]. Die feinen Sachen, sind [...] versteckt, denn es ist erstaunenswert, was so ein spärlich gekleideter, nach unseren Begriffen nackter Mensch alles an seinem Körper verbergen kann. [...] Das ist eine kleine Probe im Geduldspiel »Schacher mit Eingeborenen«, dessen Früchte später, wenn alles gut geht, unsere Museen zieren. Ja, ja, man sieht es den oft sehr bescheidenen Dingen nicht an, welche Mühe ihre Erwerbung kostete; alles im »Dienste der Wissenschaft«, aber im Schweisse des Angesichts errungen und erschachert“ (Finsch 1888: 330f).

Und „ist man endlich die Eingeborenen glücklich los“, müssen die erworbenen Objekte mit dem Fundort bezeichnet werden und die Erlebnisse des Tages ins Tagebuch eingetragen werden, erklärt Finsch (1888: 331). Dies war auf dem unruhigen Schiff, im Gegensatz zum bequemen Studierzimmer daheim, viel anstrengender und habe ihm „einige Nachtstunden gekostet“. „Und das Sprichwort nach »gethaner Arbeit ist gut ruhen« war der kleinen Samoa durchaus unbekannt, die ohnehin aufgeregt und nervös, sich von der leisesten Dünung zum wildesten Tanze verleiten liess“, so Finsch (1888: 160). Zudem sei die fast ständige Hitze ein weiterer Schlafräuber. All dies stelle zusammen mit der anstrengen Lebensweise (dem Forschen) und dem „ewige(n) Einerlei der Schiffskost mit Konserven und immer wieder Konser-

ven“ „bedeutende körperliche Anforderungen“ und Anstrengungen dar, gibt Finsch (1888: 331) zu bedenken und fügt hinzu:

„Ein tüchtiger Koch vermag freilich viel, aber das war der unsere nicht, mit dem überhaupt sehr zart umgegangen werden musste. Schon am dritten Tage der Abreise machte er mich darauf aufmerksam, dass alles Wasser an Bord vergiftet sei. Das liess kein Zweifel, dass wir es mit einem Verrückten zu thun hatten. In der That stellte sich immer mehr heraus, dass der Mann an Verfolgungswahnsinn litt, und ein solches Mitglied an Bord zu haben, ist eben nichts Angenehmes“ (ebd.: 331f).

Kaiser Wilhelms-Land

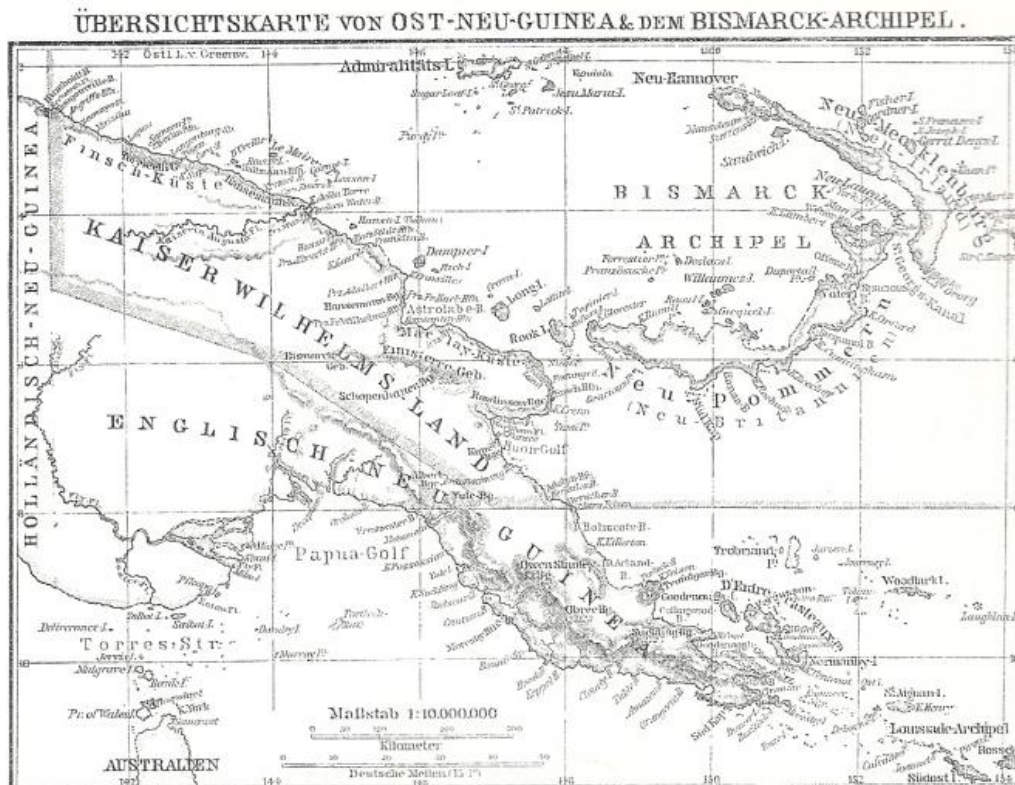


Abb. 5: Das Kaiser Wilhelms-Land und das Bismarck-Archipel

Geschichte und Entdeckung nach Finsch

„Kaiser Wilhelms-Land oder Deutsch-Neu-Guinea umfasst die Nordküste von der Grenze des niederländischen Antheils, dem 141. Grade östl. L. (von Greenwich), bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südl. Br. die Küste schneidet. Das Areal beträgt (nach Friedrichsen), ohne die vorgelagerten, meist vulcanischen Inseln, 179.250 Quadratkilometer (= 3255 deutsche geographische Quadratmeilen), nach dem Gothaer Hofkalender 181.650 Quadratkilometer (wohl mit den Inseln), ist also grösser als die Hälfte des Königreichs Preussen“, so Finsch (1893: 175).

Dieser Küstenteil war um 1885, laut Finsch (1893: 175), einer der unbekanntesten Teile Neu Guineas. Als erstes sollen Willem Schouten und Jacob le Maire 1616 dort gewesen sein, allerdings nur an wenigen Orten. An den Stellen, an denen sie ankerten, sollen sie „friedlichen Verkehr mit den Eingeborenen“ gehabt haben (Finsch 1893: 175). Als nächstes habe Abel Tasman 1643 die Küste gesichtet, sei jedoch nirgends an Land gegangen. Genauso wenig schien dies Dampier 1700 getan zu haben. D'Entrecasteaux (1793) wiederum hielt sich hauptsächlich am südöstlichen Spitz auf und berührte das deutsche Gebiet kaum – „nur in Huongolf“ (Finsch 1893: 175). Die erste „Küstenaufnahme“ sei einiges später (1827) Dumont d'Urville zuzuschreiben, behauptet Finsch (1893: 176). Daher stammen die französischen Namen, die an der 'deutschen' Küste Neu Guineas von Astrolabe- bis Humboldt-Bai vorzufinden sind. Auch er hielt sich Großteils fernab der Küste, was einige Fehler in der Landkarte, die Finsch (1893: 176) vorfand, erkläre. 1840 war ein gewisser Sir Edward Belcher vor Ort, der ebenfalls nirgends an der Küste angelegt zu haben schien. 1871 soll Nicolaus v.

Miklucho-Maclay als erster Weißer einen längeren Aufenthalt, in Astrolabe-Bai, gehabt haben. Als nächster wichtiger Reisender sei Capitän Moresby (1874) zu erwähnen. Darauf folgte schon die Samoaexpedition, wobei „die ganze Küste vom Mitrafels bis Humboldt-Bai befahren wurde. Finsch (1893: 176) vermerkt: „Ihr blieb es vorbehalten [...] eine Reihe brauchbarer Häfen und schliesslich, in stets friedlichem Verkehr mit den Eingeborenen, das ganze ausgedehnte Schutzgebiet »Kaiser Wilhelms-Land« für Deutschland zu sichern“. Dieser Expedition folgten weitere, von der Neu Guinea-Compagnie angeordnete. Finsch (1893: 177) erwähnt die von Baron von Schleinitz, von Hugo Zöller und von Dr. Schrader, deren Zweck die Verbesserung geographischer Kenntnisse war.

Forschungen zu Kaiser Wilhelms-Land

Die ethnologischen Kenntnisse dieses Gebietes waren vor der Samoa-Expedition Finsch (1893: 177) zufolge sehr dürftig. Belcher, Moresby und Romilly hatten sehr wenige Notizen dazu gemacht. Einzig die Arbeiten von Miklucho-Maclay waren sehr ausführlich und informativ. Sie beschränkten sich jedoch auf ein kleines Gebiet bei Konstantinhafen (Astrolabe-Bai) und das Publierte war schwer zugänglich (ebd.). Dennoch war dieses Material von großer Bedeutung. Miklucho-Maclay hielt sich nämlich auf 3 Aufenthalte aufgeteilt insgesamt ca. 32 Monate in Neu Guinea auf – 15 davon in Astrolabe-Bai. Während dieser Zeit lebte er mit den Eingeborenen und wurde „ihrer Sprachen und Sitten vollkommen mächtig“, erklärt Finsch. An anderer Stelle konkretisiert er diese Aussage und gibt an: „Maclay beherrschte mit ungefähr 400 Wörtern die Bongusprache fast vollständig und nimmt an, dass diese Sprache etwa 1000 Worte besitze“ (Finsch 1893: 184, Fußnote). Weswegen er die Eingeborenen „besser kannte und kennen lernte als irgend ein weisser Mann vor oder nach ihm“, so Finsch (ebd.: 177). Miklucho-Maclays Publikation „gehört zum Besten was über Papuas überhaupt geschrieben wurde“ meint Finsch (1893: 178) und rechtfertigt: „Ich darf mir dieses Urtheil erlauben, denn ich konnte an Ort und Stelle Maclays Berichte prüfen und mich von ihrer Gründlichkeit überzeugen, Berichte, deren Vollständigkeit überhaupt nur durch einen so langen Aufenthalt und innigen Verkehr mit den Eingeborenen möglich war“. Finsch selbst konnte, wie er bedauert, „dem Studium der Eingeborenen“ leider nicht unendlich viel Zeit widmen: „Als Leiter einer Expedition, deren Hauptaufgabe in Landerwerb lag und die nichts mit ethnologischer Forschung zu thun hatte, konnte ich der letzteren nur meine freie Zeit widmen und habe dieselbe, im alten Eifer für diese am meisten bedürftige Wissenschaft, nach besten Kräften, oft unter recht schwierigen Verhältnissen auszunutzen versucht“ (Finsch 1893: 178). Denn Finsch ist der Meinung, dass „ein Reisender jede Gelegenheit benutzen soll“ um Eingeborene kennen zu lernen und Forschungen zu betreiben (Finsch 1888: 147). Schließlich weiß man nie ob bzw. wann sich die Gelegenheit wieder bietet. Vor allem weil „unter unseren Augen sogenannte Naturvölker dahin (sterben)“ (Finsch 1888a: 3). Finsch (ebd.) ist überzeugt selbst der „Pfahlbauer“ Neu Guineas wird sagen: „'Mit unserer guten Zeit ist es vorbei' [...], wenn er einsehen gelernt hat, dass die neue Aera des weissen Mannes seiner bisherigen Lebensweise unaufhaltsam ein Ende bereitet“. Es wird daher nicht mehr lange dauern bis es auch keine Steinzeitutensilien mehr gibt (vgl. Finsch 1888: 180). Deshalb ist Eile geboten „um noch zu retten ehe es ganz zu spät wird“ (Finsch 1888a: 3). Die Erfor-

schung und Erkundung der Steinzeitmenschen ist auch „zum Verständnis unserer eigenen vorgeschichtlichen Vergangenheit von eminenter Wichtigkeit“, sagt er (ebd.) weiter. „Denn überall hat der Mensch in seinem Wiegealter ungefähr eine gleiche Stufe der Gesittung eingenommen, sofern nicht klimatische Einflüsse andere Lebensbedingungen als beim Pfahlbauer der Tropen erheischten“ (ebd.). Finsch hat sich „redlich an diesem Rettungswerk beteiligt“ (Finsch 1888a: 3). Die Erfahrungen und Beobachtungen, die er während der Reise gemacht hatte, betreffen „neue, für die Ethnologie besonders interessante Gebiete und bilden unter Bezugnahme des Sammlungsmaterials immerhin eine Grundlage, die trotz zahlreicher Lücken schon jetzt gewisse allgemeine Schlüsse erlauben“, behauptet er (Finsch 1893: 178f). Seine Arbeiten sollen auch dazu beitragen „den gefürchteten Papua Neu-Guineas in einem günstigeren Lichte als dem des „Wilden“ erscheinen zu lassen, wie der Kulturmensch schon im Gedanken an die „Nacktheit“ desselben ohne Weiteres meist folgert“ so Finsch (1888a: 4).

Ethnologische Erfahrungen¹⁶

Anthropologische Kenntnisse

Eingangs betont Finsch (1893: 182): „Meine Bemerkungen basieren, wie ich wohl kaum zu bemerken brauche, auf zahlreichen an Ort und Stelle gesammelten Aufzeichnungen [...], so dass ich im Allgemeinen von den Bewohnern der ganzen Küste von Mitrafels bis Humboldt-Bai sprechen darf“. Unter anthropologischen Kenntnissen erläutert Finsch folgende Punkte: „Race“, Statur, Physiognomie, Hautfärbung, Hautkrankheiten, Haar und Sprachverschiedenheit (Finsch 1893: 182-184).

Bezüglich der 'Rasse' ist er sicher, dass die Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land, ebenso wie die von ganz Neu Guinea „zur Race der Papuas oder Melanesier“ gehören und anthropologisch „ganz mit den Eingeborenen der Südostküste und Ostspitze“ übereinstimmen. Von den Bergbewohnern lernte er kaum welche kennen, fand diese jedoch „ebensolche Menschen als die Küstenleute“. Von der Statur her sind jene von Kaiser Wilhelms-Land „wie alle übrigen Papuas [...] im Allgemeinen gut entwickelte, nicht allzu kräftige Menschen von Mittelgrösse“. Wobei die „gewöhnliche Grösse 1.500 – 1.600 M.“ war und der höchste von Finsch gemessene Mann 1.700 M. Frauen sind „wie fast stets, ansehnlich kleiner“ vermerkt Finsch (1893: 183).

Die Physiognomie der Bewohner von Kaiser Wilhelms-Land ist „wie bei allen Melanesiern, sehr verschieden, aber im Ganzen weniger negroid als bei Neu-Irländern und Salomons-Insulanern“. Allgemein herrsche „der Motutypus von der Südostküste vor“. Ebenso häufig vorzufinden seien „echte Judengesichter und Individuen, die so gut proportionierte Verhältnisse in Mund- und Nasenbildung zeigen, dass sie, mit Ausnahme der Hautfärbung, sich kaum von Europäern unterscheiden“ (Finsch 1893: 183). Auch an Indianer erinnert die Physiognomie von Eingeborenen des Öfteren, nämlich Aufgrund ihrer „gebogenen“ bzw. „krummen“ Nasen sagt Finsch (1888: 92; Finsch Völkerkunde 13a: 19f). Und wenigstens

¹⁶ Teil von Finschs Buchtitel (1893), welches für das Folgende als Hauptquelle diene.

einmal gibt er an: „manche sahen aus wie Beludschien“ (Finsch Völkerkunde 13a: 19f). Aufgrund dieser Vielfalt folgert Finsch (1893: 183): „Ein allgemein giltiger [sic] Typus für Papuas lässt sich eben nicht angeben“. Er widerspricht einem gewissen Wallace, der eine grosse Nase als besonders charakteristisch für Papuas bezeichnet. Finsch meint vielmehr, dass dies eventuell für die Bewohner eines bestimmten Ortes (z.B. Doreh) typisch sei bzw. sein könne, „aber als Charakter für die Race jedenfalls nicht“. Und weiter: „Ich habe wenigstens in ganz Melanesien niemals besonders grosse, wohl breite und platte Nasen gesehen. Beim weiblichen Geschlecht kommt der negerähnliche Typus mehr zur Geltung als bei Männern“. „Unter Kindern sind, wie bei allen Melanesiern, hübsche Gesichter gar nicht selten“ (ebd.).

Was die Hautfarbe angehe herrsche allgemein „ein Dunkelbraun, ähnlich wie Nr. 29 der Broca'schen Farbentabelle oder zwischen Nr. 28 und 29 vor“, neige „aber häufig zu einem Farbentone wie zwischen Nr. 29 und 30 und selbst zu noch helleren Nuancen“ bemerkt Finsch (1893: 183). Ebenso kämen aber hellere sowie dunklere „Individuen“ vor. Dies zeige was er ständig betont habe, nämlich „dass die Hautfärbung kein bestimmtes Kennzeichen zur Charakterisierung für Papuas, wie anderen farbigen Völkern“ biete. Genauso sei das bei den „sogenannten Weissen“, meint er weiter. Denn „auch hier finden sich innerhalb der »weissen« Hautfärbung Nuancierungen vom blendendweissen bis brünetten Teint, die fast ebenso erheblich sind als diejenigen bei Farbigen“ (ebd., Fußnote 1). Und auch wenn die Papuas eines Dorfes insgesamt dunkler erscheinen als die eines anderen, sei dies kein Hinweis darauf, dass sie verschiedene Stämme bilden. Denn auch innerhalb eines Dorfes finde man hellere und dunklere Individuen. Ein weiterer, noch klarerer Beweis dafür, „dass diese Nuancierungen der Hautfärbung lediglich individuelle“ seien, sei darin zu sehen, „dass man bei dunklen Eltern hellere und dunklere Kinder beobachten“ könne (Finsch 1893: 183). Die Behauptung mancher Wissenschaftler, Papuas seien „schwarz“ bzw. „bläulich schwarz“, bezeichnet er als falsch. Obwohl „im allgemeinen eine dunkle Färbung vorherrscht“, kann Schwarz „keineswegs als ein Charakter der ganzen Rasse gelten“ sagt Finsch (1888: 41f). Er (1888: 42f) folgert:

„Die Gelehrten werden sich daher daran gewöhnen müssen, an den früheren Auffassungen von Stabilität der Färbung nicht allzustarr festzuhalten und wohlthun, geistreiche Betrachtungen über die Entstehung solcher Abweichungen durch Mischung lieber zu unterlassen, da dieselben doch nur ins Gebiet der Spekulation verfallen und die exakte Wissenschaft nicht weiterbringen“.

Die Augenfarbe sei „stets dunkelbraun bis schwarz“ gibt Finsch an. Andere Augenfarben kamen ihm nur zwei Mal unter: ein Mann hatte graublaue Augen und einer mit Albinismus hatte grünlichgraue.

Dieser eine Mann war der einzige Fall von Albinismus, der Finsch unterkam:

„Ein Mann Albino (Nr. 25) Gesicht Nr. 23); Brust u. Schultern rötlich, Haut rumplig, weil Erhabenheiten am Knie, wol schröde, von Sonne verbrannt; an den Beinen so hell als Europäer. Bart u. Kopfhaar blond, Brust u. Schenkel ziemlich dicht blond behaart. Pupille rostgelb, Augen graugrün. Backen, Lippen u. Brustwarzen roth. Der Mann sieht zwar, scheint aber doch tagblind, da er beim Anbordklettern ins Wasser fällt“ (Finsch Völkerkunde 13a: 19).

Sonstige Hautkrankheiten, welche die Hautfärbung beeinflussen – wie Schuppenkrankheit und Ringwurm – seien sehr häufig. Sie belästigen jedoch „die davon Befallenen anscheinend ebenso wenig als Elephantiasis, die im Ganzen selten ist“ schreibt Finsch (ebd.: 183). Was er von Constantinhafen bis Humboldt-Bai oft zu sehen bekam, seien Pockennarben gewesen. Vorwiegend bei ca. 40-jährigen, sowie einmal bei einem ca. 16-jährigen Mädchen, woraus er schließt, dass die letzte Epidemie nicht so lange zurück liegen konnte (ebd.: 184).

Zum Haar der Papuas allgemein bemerkt Finsch: „Das Haar wächst beim Papua anfangs gerade wie bei uns und fängt erst an, sich nach einiger Zeit, wenn es etwas länger wird, zu krümmen, d. h. mehr oder minder eng spiralig zu drehen, ähnlich den Windungen eines Korkenziehers“ (Finsch 1888: 40). Dies führe dazu, dass sich die Haare „bei gewisser Länge [...] leicht in- und untereinander“ verfilzen (ebd.: 40f). Dieses Wissen basiert auf eigenen Untersuchungen wie Finsch (ebd.: 41) berichtet:

„Ich habe so viele Papuaköpfe untersucht, solche eigens zu dem Zwecke rasiert, um das Wachstum zu beobachten und weiss daher zur Genüge, dass die Haare beim Papua in gleicher Weise wie bei Europäern hervorspriessen. Aber meine Untersuchungen haben mich auch gelehrt, dass es schwierig ist, einen durchgreifenden diagnostischen Charakter des Papuahaares zu finden, da gar so viele individuelle Abweichungen vorkommen, sowohl in Haarbildung als Färbung“.

Haar und Frisur der Papuas des Kaiser Wilhelms-Landes bezeichnet Finsch (1893: 184) dennoch als typisch für diese Region: „Dasselbe ist echt melanesisch, d. h. kräuslig, wird aber von frühester Jugend an in der verschiedensten Weise künstlich behandelt [...], dass man von natürlichem, durch die Kunst unberührten Haare kaum sprechen kann“. Er habe aber ebenso Personen mit „schlichtem Haare, das nicht durch Auskämmen, sondern von Natur diese Beschaffenheit besass“ gesehen. Im Gegensatz dazu fand er auch schlichtes Papuahaar vor, welches aufgrund von Kämmen schwach gewellt bzw. fast schlicht geworfen sei, anstatt natürliche „korkenzieherartig gewundene Spiralen“ zu bilden: „Ich habe dies bei christianisierten Papuamädchen der Missionsstationen, welche ihr Haar nach unserer Weise behandeln, häufig beobachten können“, so Finsch (1893: 184). Miklucho-Maclay (nach Finsch ebd.), der das Haar untersuchte, habe festgestellt, dass sich Papuahaar „nur durch seine enge Ringelung“ von Europäischem unterscheide. Ansonsten habe es bei Männern „ungefähr die Stärke eines mitteldicken europäischen Haares“. Was die Haarfarbe angeht, sei diese „meist dunkel bis fast schwarz“, werde aber „durch Behandlung mit Kalk und Asche“ vor allem bei Kindern „bedeutend heller, bis löwengelb“. Graues und weißes Haar sei allein schon deshalb weniger zu sehen, „weil es meist mit Farbe bedeckt“ werde. Augenbrauen und Bartwuchs finden ebenfalls Erwähnung: Beides sei „voll und reichlich entwickelt“, aber wiederum „durch Kunst sehr beeinflusst“ gibt Finsch (ebd.: 184) an.

Zu guter Letzt erwähnt er (1893: 184) die Sprachverschiedenheit. Diese herrsche, wie in ganz Melanesien, genauso an der Küste von Kaiser Wilhelms-Land: „auf unserer Fahrt längs derselben hörten wir manchmal an einem Tage mehrere ganz verschieden klingende Sprachen“. Die sprachlich vorhandenen „polynesischen Anklänge“ sieht Finsch (ebd.) – im Gegensatz zu anderen Personen – nicht als „Beweis für die polynesische Herkunft der Papuas“, da der umgekehrte Schluss genauso möglich wäre. „(J)edenfalls wird das Uebereinstimmen gewisser

Wörter ungemein überschätzt“, meint er (ebd.). Als „(w)eit bedeutungsvollere Winke für die Herkunft der Papuas“ sieht Finsch eine Art Haushund und Haushuhn, welche überall in Neu Guinea als solche gehalten worden seien. Deren natürliches Vorkommen scheine, aufgrund einer unmöglichen Herleitung der Abstammung, nicht möglich (Finsch 1893: 184): „Die Abstammung des Papuahundes bleibt auf einer Insel, wo kein einziges Raubtier vorkommt, ein Rätsel, dessen Lösung innigst mit der Herkunft des hier lebenden Menschen zusammenhängt“ sagt Finsch (1888: 53). Er (ebd.) ist überzeugt, dass diese Hunde von den Papuas eingeführt wurden als sie einwanderten. „Die Annahme, dass die Papuas aus Ländern einwanderten, wo diese Hausthiere heimisch waren“ sei daher berechtigt, glaubt er (Finsch 1893: 184).

Ethnologische Kenntnisse

Den Abschnitt den Finsch als „Ethnologie“ bezeichnet gliedert er grob in „Bevölkerung“, „Lebensunterhalt und Bedürfnisse“ und „Sitten und Gebräuche“. Daran werde ich mich der Einfachheit halber halten, wenn ich im Folgenden seine ethnologischen Darstellungen wiedergebe.

Bevölkerung

Bevölkerungsdichte und Besiedelungen

Kaiser Wilhelms-Land ist, wie ganz Neu Guinea, „sehr schwach bevölkert“, so Finsch (1893: 185). Dies sei bedingt durch „die Beschaffenheit des Landes wie seiner Bewohner“. „Das erstere ist vorherrschend gebirgig, die letzteren sind sogenannte Naturmenschen, die noch heute im Stadium der Steinzeit unserer Vorfahren leben. Der Naturmensch hat aber überall einen schweren Stand im Kampfe ums Dasein, und seine Vermehrung wird in mancher Richtung erschwert“. So zum Beispiel durch den „geringen Kindersegen“, welcher trotz „beschränkter und gemässigter Polygamie“ herrsche. Auch „die im Allgemeinen beschränkte Lebensdauer“ und „das zeitige Verblühen der Frauen“ seien dafür verantwortlich. Des Weiteren besitze „der Naturmensch [...] wenig Widerstandskraft und selbst geringfügige Krankheiten rafften Viele dahin“, weiß Finsch (1893: 186) aus eigener Erfahrung. Schätzungen der Bevölkerungszahl weichen zum Teil enorm voneinander ab, was laut Finsch manchmal auf einem Rückgang der Bevölkerung – z.B. durch Krankheiten, Erdbeben etc. – beruht. Meist jedoch gehen „(d)iese erheblichen Schwankungen [...] mehr auf Verschiedenheit der Schätzung“ zurück (ebd.).

Die Dörfer seien meist recht klein und versteckt, weshalb sie vom Schiff aus oft nicht sichtbar sind. „(G)rosse Reiche“ gebe es in Kaiser Wilhelms-Land keine und die Gebirge seien noch „spärlicher bevölkert als die Küsten“. Denn „die Verhältnisse“ dort gestalten sich noch ungünstiger (ebd.).

„Gewöhnlich sind die Dörfer meist klein, bestehen aus 10 bis 20 Hütten, die in einzelne Gruppen, oft versteckt von einander vertheilt sind und zählen 40 bis 80 Bewohner. Solche mit 30 Häusern, wie z.B. Bongu, und 100 – 150 Einwohnern dürfen schon als gross gelten. [...] Bei Weitem kleiner und unansehnlicher sind nach den übereinstimmenden Berichten die Gebirgsdörfer, die oft nur aus 4 bis 6 Hüt-

ten bestehen, und wo ein Dutzend solcher schon eine ansehnliche Siedlung ausmachen“ (Finsch 1893: 187).

Die Bezeichnungen für Inseln oder „Landstriche“ kommen, laut Finsch (1888: 87), von den größten Siedlungen der Gegend. „Denn gewöhnlich haben die Eingeborenen keine Eigennamen für Landstriche oder Inseln, sondern benennen solche nach den hervorragendsten Siedlungen“.

Die Eingeborenen leben allgemein „nur in kleineren Stämmen zusammen, die meist über einige benachbarte Dörfer nicht hinausgehen und mit weiter entfernten häufig in Fehde stehen“ so Finsch (1893: 186). Er erlebte häufig, dass die Eingeborenen eines Dorfes vor denen eines benachbarten warnten:

„Dabei zeigte sich, wie dies stets der Fall ist, die gegenseitige Eifersucht der Insulaner untereinander; [...] alle machten sich gegenseitig schlecht und keiner gönnte dem anderen etwas. Ja, auch diese »zufriedenen« Menschen schienen öfters recht unzufrieden, und Streitigkeiten, die mit den Waffen ausgefochten werden, kommen ebenfalls vor. Lebt doch nirgends der Naturmensch in jener paradiesischen Unschuld und Glückseligkeit, in welcher Rousseau und andere Schwärmer denselben schildern, und überall hat der Mensch im Kampfe ums Dasein zu streiten“ (Finsch 1888: 106f).

Diese Warnungen vor den Anderen seien nicht aus Angst, sonder aus reinem Eigennutzen. Denn die Eingeborenen haben den Vorteil vom Besitz „eiserner Werkzeuge“ schnell erkannt und wissen, dass diese ihnen Überlegenheit und Reichtum bescheren. Deshalb wollen sie die Tauschwaren der Weißen ganz für sich haben und warnen nun vor den Nachbarn, damit nicht dorthin gegangen und mit diesen gehandelt wird. Daraus schließt Finsch (Völkerkunde 19: 45), dass „kein Gefühl der Stammeszugehörigkeit“ vorhanden sei. Der Tauschhandel zwischen den Eingeborenen verschiedener Orte finde jedoch statt und sei ein Zeichen für „den friedlichen Verkehr“ zwischen diesen. Dabei gibt es „gewisse Centralpunkte“, so zum Beispiel der Töpferei in Bilibili. Diese „Fabrikate“ werden dann zum Tausch genommen, wofür extra „Handelsreisen“ zu andern Inseln/Orten unternommen werden. „Im Ganzen ist die Heimatkunde der Eingeborenen eine sehr beschränkte und erstreckt sich nur längs den Küsten per Segelcanu bis auf höchstens 100 Seemeilen, geht aber auch nach dem Inlande meist nicht über die benachbarten Dörfer hinaus“, weiß Finsch (1893: 187; Finsch 1888: 68) zu berichten.

Die Verständigung zwischen den Dörfern geschehe mit Signalinstrumenten oder Rauchzeichen. Erstere seien meist Trommeln, oder auch Hörner. Die Trommeln sind weit hörbar und teilen „alle Begebenheiten den Nachbardörfern mit, die an der Art der Schläge sogleich erkennen, ob es sich um einen Angriff, einen Todesfall oder eine Festlichkeit handelt“ (Finsch 1888: 48). Rauchsäulen am Tag oder Feuer in der Nacht tun den selben Dienst (ebd.).

Häuptlinge „scheinen, wie meist, nirgends grossen Einfluss zu besitzen“ meint Finsch (1893: 186). Sklaverei hat er keine vorgefunden.

Kontakt-Erfahrung

Finsch stellte bei seinen Aufenthalten fest, dass die Eingeborenen entlang der ganzen von ihm befahrenen Küste keine europäische Sprache verstanden. Einzig in Konstantinhafen hör-

te Finsch ein paar russische Wörter. Ansonsten kam ihm weder Englisch noch Holländisch unter, obwohl diese Nationen vor Ort gewesen waren und Teile Neu Guineas als ihnen zustehend sahen. Es war auch nur in Konstantinhafen, dass den Eingeborenen „europäischer Tabak“ bzw. „Stangentabak“ bekannt war und sie danach verlangten. Finsch (1893: 180) nimmt an, dass Miklucho-Maclay dies dort einfuhrte. Von den Gerätschaften die Maclay zurückgelassen hatte sah er nicht viele und sie hatten „in keiner Weise Veränderungen hervorgerufen“. So lebten die Bewohner von Astrolabe „noch völlig im Alter der Steinzeit“ (Finsch 1888: 50). Des Weiteren bemerkte er in Bongu „einige russische Uniformenknöpfe, alte Blechkasten, Fässchen und ein paar Hobeisen“ (Finsch 1893: 180). Dies seien heilige Andenken an den »*Kaarem Tamo*«, den »Mann aus dem Monde«, wie Maclay bei den Eingeborenen allgemein bekannt wurde“ behauptet Finsch (1893: 196) und bezeichnet es als „ein schöner Beweis der Pietät der Eingeborenen“. Er selbst konnte sich davon überzeugen wie sorgfältig die Dinge aufbewahrt wurden: „So war die deutsche Flagge, welche ich den Häuptlingen des Dorfes auf der Insel Bilia geschenkt hatte, sorgfältig eingepackt im »*Sirit*« verwahrt worden“ erzählt er (ebd.). An verschiedenen Orten (Humboldt-Bai, Huongolf, Angriffshafen und Dallmannhafen) fand er außerdem Glasperlen (Finsch 1893: 180). In Venus Huk erhielt er „ein Stückchen Bandeisen“, das aber schon „sehr alt, total von Rost zerfressen und zu nichts mehr zu gebrauchen“ war. Da es ein Eingeborener dennoch in einem Tragbeutel bei sich trug, zeige dies „wie sorgfältig die Eingeborenen jedes, auch das kleinste fremde Stück aufbewahren“, so Finsch (ebd.). Er führt dieses Stück auf Maclay zurück und meint, dass es wahrscheinlich durch Tauschhandel an diese von Maclay nicht besuchte Stelle gekommen sei. Die „paar Stücke Eisen (anscheinend alte Meissel o. dgl.)“ die er auf Guap vorfand stammten seiner Ansicht nach „von Belcher's Besuch auf Kairu (d'Urville-Inseln) her“. „Im Allgemeinen kannten die Eingeborenen Eisen nicht, und ich musste ihnen häufig erst die Benutzung von Beilen und Messern pantomimisch andeuten“ kommentiert Finsch (ebd.). In Sechstrohfluss wiederum erlangte er Bruchstücke von großen, sehr schönen „Mosaikemail-Glasperlen, altvenetianischen Ursprungs, die jedenfalls noch aus den Zeiten der ersten spanischen oder portugiesischen Seefahrer herkommen“. Dies beweise, laut Finsch (1893: 180), dass „dieser Theil Neu-Guineas schon vor drei Jahrhunderten den Europäern bekannt war“.

Im Kontakt mit Eingeborenen hat Finsch (1893: 185) vorwiegend positives erlebt: „Bei meinen Erfahrungen im Umgang mit sogenannten Wilden habe ich überall im besten Einvernehmen mit ihnen verkehrt, auch in Angriffshafen“ (ebd.; Finsch 1888: 341). Dies betont er deshalb, weil d'Urville die Ortsbezeichnung wählte, da die Eingeborenen an dieser Stelle mit Pfeilen auf dessen Schiff geschossen hatten. „Das Betragen von Eingeborenen, die nie Weisse gesehen“ hatten sei sehr unterschiedlich so Finsch (1893: 185): „an dem einen Orte wird man freundlich, ja zutraulich aufgenommen, an einem anderen, vielleicht ganz nahe gelegenen, mit Misstrauen betrachtet oder die Eingeborenen ergreifen selbst die Flucht“. Die Palette der Reaktionen reiche von „furchtsam und zurückhaltend“ über „furchtlos und offen bis dreist und unverschämt“ (Finsch 1888: 301). „Es ist nicht so schwer, mit den Eingeborenen umzugehen, als es scheint [...], und es lässt sich mit den gefürchteten »Wilden« überall da gut verkehren, wo nicht bereits die Begegnung mit Weissen unliebsame Erinnerungen zu-

rückliess. Wie die letzteren Hass und Rachsucht, so erzeugt eine gute Behandlung Freundschaft für die Weissen“, weiß Finsch (1888: 64). Am ängstlichsten und gefährlichsten seien die Eingeborenen verständlicherweise dort, wo Arbeiterwerbeschiffe ihr Unwesen getrieben haben:

„Die sogenannten Wilden sind eben Menschen wie wir, und es ist ihnen selbstredend nicht gleichgültig, wenn Familien- und Stammesangehörige, nicht immer in legaler Weise, entführt werden, die zu häufig ihre Heimat niemals wiedersehen. Die Labourtrade, Arbeitshandel, hat daher überall, wo sie betrieben wurde, den nachteiligen Einfluss ausgeübt und so häufig die Veranlassung zu jenen Massacres gegeben, welche fast ausnahmslos der Blutgier und Wildheit der Eingeborenen zugeschrieben werden und für gewöhnlich Unschuldige auf beiden Seiten zu büssen haben“ (Finsch 1888: 137).

In Gegenden wo die Arbeiterwerbeschiffe waren müsse man daher besonders aufpassen, „(d)enn gar oft ist das freundliche Wesen der Eingeborenen nur Maske, und in den meisten Fällen gelingt der Handstreich nur infolge zu grosser Sorglosigkeit“ (Finsch 1888: 137). Und „(d)a kein Papua ein grosser Held ist und offenen Kampf stets zu vermeiden sucht, so handelt es sich gewöhnlich um den, mit Hinterlist und Verrätereie gepaarten, überlegten Mord“, sagt Finsch (ebd.). In Kaiser Wilhelms-Land seien die Werbeschiffe bis dato jedoch nicht vorgefahren und das Betragen der Eingeborenen allgemein ganz gut gewesen. Sie waren „überall sehr anständig und ruhig“. Selbst „Beweise von Gastfreundschaft“ und „Friedenszeichen“ habe die Samoa erhalten (Finsch 1893: 185, genaueres dazu siehe weiter unten). Bezüglich der Kontaktaufnahme mit Eingeborenen hat Finsch einen Tipp parat:

„Der Reisende wird stets wohl thun, sich zunächst die Gunst der alten Damen zu erwerben; sie haben oft einen sehr erheblichen Einfluss, der von grosser Wichtigkeit werden kann. Freilich ist das nicht immer eine angenehme Sache, denn Papuafrauen in vorgerückten Jahren sind freilich keine Schönheit mehr und nichts weniger appetitlich, aber deswegen braucht Hässlichkeit der Weiber nicht als Rassencharakter hingestellt zu werden, wie dies meist in allen Lehrbüchern geschieht. Man muss eben fremde Menschenrassen nicht nach unseren Begriffen von Schönheit messen, und dann wird man Papuaninnen sehr passabel finden“ (Finsch 1888: 38-40).

Zum Handeln mit den Weißen können die Eingeborenen kaum etwas anbieten: es ist „ausser ihren Geräthschaften etc. gewöhnlich äusserst wenig und beschränkt sich meist auf ein paar Cocosnüsse, Betelnüsse, vielleicht ein paar Taro oder Yams. An ein paar Orten im Westen wurden uns auch geräucherte Fische, in sonderbarer Zubereitung, offerirt“, gibt Finsch (1893: 181) an. „Die braven sogenannten »Wilden« sind in der Regel sehr praktisch und im Handel nicht minder gewandt; auch bei ihnen gilt das Prinzip viel für wenig zu erhalten“ (Finsch 1888: 156). „Die Naturkinder, obwohl in vieler Hinsicht Kinder, sind meist doch viel praktischer als Kinder, und schon der kleine Papuaknabe wird unbedenklich ein Stück gewöhnliches Bandeisen einer Handvoll Glasperlen vorziehen“, behauptet Finsch (1888: 62). Allgemein sei es so, dass „(b)unter oder glänzender europäischer Tand, wie man ihn sich bei uns als höchst wirkungsvoll denkt“ bei den „Wilden“ zwar Aufmerksamkeit erzeuge, aber nur kurze Zeit interessant sei. „Ihr Sinn richtet sich eben auf Praktisches, und was könnte daher wohl Menschen, die noch tief im Steinalter leben, willkommener sein als Eisen!“ folgert er (ebd.). Dabei ist Roheisen und ähnliches nicht beliebt, da es nicht verarbeitet werden kann. Begehrt ist „Eisen in irgend einer passenden Form“, so z.B. Nägel, flache Stücke Eisen usw. aus denen nutzbare Geräte hergestellt werden (Finsch 1888: 62f). „Bekleidungsgegenstän-

de“ waren bei Eingeborenen als Tauschartikel nicht sehr gefragt, denn diese „werden eben nur von einzelnen, an den Hauptstationen beschäftigten Kanakern zuweilen getragen“ sagt Finsch (1888: 26) und weiter: „(D)ie grosse Masse unserer neuen Landsleute [...] läuft noch jetzt, und zwar in beiden Geschlechtern, im adamistischen Kostüm umher und findet dasselbe bei weitem einfacher und bequemer, wogegen sich bei einigem Verständnis mit dem Leben und Wesen der Eingeborenen nichts einwenden lässt“.

Finsch ist überzeugt, dass der Handel zwischen Weißen und Eingeborenen gute und schlechte Seiten hat. Einerseits ist es gut für den Fortschritt, wenn die Geräte der Zivilisation verbreitet werden. Andererseits wird durch die Verteilung von „Europäische(m) Tand (Glasperlen etc.) und namentlich eiserne(n) Geräte(n)“ „die Originalität der Eingeborenen sehr benachteiligt“. „Denn überall wo der weisse Mann Eisen hinbringt, verschwinden die Erzeugnisse des Eingeborenenfleisses sehr schnell oder verschlechtern sich, so dass schliesslich kaum etwas übrig bleibt“ (Finsch 1893: 181). Da er selbst, wie er immer wieder betont, einer der ersten war der näheren Kontakt zu den Eingeborenen hatte war dies erst nach ihm der Fall: „Zur Zeit meiner Anwesenheit lebte die Bevölkerung von Kaiser Wilhelms-Land noch völlig unberührt von Cultur, und ich hatte das seltene Glück, mit Menschen des unverfälschten Steinzeitalters verkehren zu können. Alle meine Sammlungen haben daher den besonderen Werth, aus dieser Periode herzurühren“ (1893: 180). Bis dahin war „von Colonisation in Kaiser Wilhelms-Land noch nicht entfernt die Rede gewesen“. Finsch schätzt, dass sich damals ca. 40 Weiße dauerhaft dort aufhielten, die allesamt Beamte der Neu Guinea-Compagnie waren. Diese hatte „fünf Stationen zu Versuchen von Culturen“ gegründet, d.h. eine in Finschhafen, eine nahe bei Butaueng, eine in Konstantinhafen und eine in Stephanort (Bogadschi) und Hatzfeldhafen (Finsch 1893: 181). Die Mission besaß ebenfalls ein paar Stationen, hatte aber, „wie dies nicht anders zu erwarten, bis jetzt noch keine Erfolge zu verzeichnen“ schreibt Finsch 1893 (ebd.).

Um sich bei Eingeborenen für deren Gastfreundschaft in ihrem Dorf zu bedanken, versuchte er sie manchmal „mit allerlei Erzeugnissen der Civilisation bekannt zu machen“ (Finsch 1888: 312). Dabei konnte er teilweise sehr unterschiedliche Reaktionen beobachten. Oft fanden z.B. Genussmittel – mit Ausnahme von Zigarrenstummel – keinen Anklang. Die Eingeborenen kosteten zwar aus Höflichkeit einige Dinge, „ohne jedoch an den Speisen Geschmack zu finden, ganz so wie es uns im entgegengesetzten Falle geht“, schreibt Finsch (ebd.). Nützliche Gegenstände wurden da schon interessanter. Sowohl das Ticken einer Taschenuhr als auch die Musik einer Spieluhr riefen teils „freudiges Erstaunen, wie bei Kindern“ und teils Schrecken hervor. „Aber die fröhlichen Weisen, welche ich auf einer Mundharmonika vorspielte, fanden überall Beifall und erregten die Bewunderung der Eingeborenen“, erzählt Finsch (ebd.). Streichhölzer wurden mit Erstaunen betrachtet und „May'sche Streichwachslichte (Vestas)“ mit Furcht, da sie „beim Entzünden knallen“ (ebd.: 312f). Spiegel (Taschenspiegel) riefen ganz unterschiedliche Reaktionen hervor. Oft wurden sie für Brustschmuck und dergleichen gehalten, teils fanden die Eingeborenen Spaß daran. Viele verstanden Sinn und Zweck davon nicht, hielten ihn z.B. zu weit weg oder zu nahe ans Gesicht, so dass nichts zu

sehen war. „Denn der Naturmensch muss ja erst lernen sein Abbild im Spiegel zu erkennen“ bemerkt Finsch (ebd.: 313). Ebenso verhielt es sich mit einem „Feldstecher“, „dessen Gebrauch noch mehr Unterricht erfordert“. Teilweise gab Finsch den Eingeborenen denselben gar nicht erst, weil es ihm zu viel Zeit kostete jedem einzeln den Gebrauch zu erklären. Denn wenn einer der Eingeborenen etwas wollte, dann wollten alle anderen auch „und die Sache nimmt kein Ende“, sagt Finsch (1888: 115). Und weiter: „Zudem lassen die meist nicht sehr reinlichen Finger Spuren zurück, an deren Vertilgung man lange putzen kann“. Dasselbe gilt für Brenngläser.

„(B)ei besserer Bekanntschaft mit Eingeborenen“ folgte dieser Vorstellung der Nutzgegenstände eine „Extravorstellung“ der Spielsachen, so Finsch (1888: 313). Darunter waren Tiere aus „Guttapercha“ (Kinderspielzeug), „deren Quitschtöne [sic] zuweilen Krieger erschreckt über die Reiling [sic] jagten“. Ein musikspielender Kreisel fand stets anklang und machte Spaß. Beliebter war jedoch „eine schöne, gut angekleidete Mädchenpuppe mit Haar“. Gestiegt wurde die Begeisterung beim „Gegenstück dieser Europäerin, eine niedliche kleine Negresse, mit Wollkopf, rotem Röckchen und Perlhalsband!“. „Eine Diva bei uns kann nicht mehr applaudiert werden, als diese Puppe hier“, schreibt Finsch (ebd.) und behauptet: „jeder wollte sie besitzen und würde alles dafür gegeben haben. Nicht wahr? Die Wünsche dieser »Wilden« sind oft unberechenbar“. Den krönenden Abschluss bildete die Vorführung einer „Elektriziermaschine“. Stets waren die Eingeborenen sehr amüsiert, „wenn der erste Kühne, welcher die Metallkolben in den Händen hielt, sprachlos vor Überraschung anfang, allerhand Grimassen zu schneiden und Sprünge zu machen“. Weiter berichtet Finsch (ebd.: 314): „Aber kaum hatte ich den ersten erlöst, so nahm ein zweiter seine Stelle ein, unerwartet, aber doch erklärlich. Denn auch diese Naturkinder machten es ganz so wie es in ähnlichen Fällen bei uns zu geschehen pflegt. Nämlich jeder sagt dem anderen, dass die Sache sehr schön sei, und so fielen am Ende alle der allgemeinen Heiterkeit zum Opfer“.

Lebensunterhalt und Bedürfnisse

Landbau, „Hausthiere“, Jagd und Fischerei

Finsch (1893: 187) beschreibt den Landbau als wichtigsten, fast ausschließlichen Nahrungsmittellieferanten der Eingeborenen. Dieser stellt, entgegen den gängigen Vorstellungen der „Tropen“, ein hartes Stück Arbeit dar:

„(D)enn auch in diesen Tropengegenden wächst dem Menschen nichts in den Mund und er kann nicht ernten, ohne gesäet zu haben. Und da muss man wieder den ungeheuren Fleiss dieser meist als faul gescholtenen Wilden bewundern. Das Ausroden und Urbarmachen eines Stückes Urwald ist in der That eine gewaltige Arbeit und lässt sich nicht bloß mit Niederbrennen bewältigen. Unzählige, oft ziemlich dicke Bäume müssen gefällt werden und man begreift kaum, wie dies mit Steinäxten möglich ist“.

Die zum Anbau nötigen Arbeiten werden gemeinschaftlich vorgenommen und dann wird jeder Familie ein Stück Plantagenland zur Bepflanzung zugewiesen. Während Männer mit zugespitzten Stöcken, welche als Spaten dienen, „das Erdreich aufbrechen“ zerkleinern die Frauen mit „einer Art hölzerner Schaufel (*Udscha-Sab*) die Schollen“. Die Kinder lesen zum

Schluss die Steine aus und zerkleinern die Erde mit den Händen. Danach werden die Plantagen „mit einem hohen Zaune eingefriedigt“, damit sie gegen Wildschweine, Rinder etc. gesichert sind. Das Einzäunen ist ebenfalls schwere Arbeit, betont Finsch (ebd.). Die Plantagen liegen meistens in einiger Entfernung von den Dörfern, „mitten im Urwalde, oder mit Vorliebe an steilen Berghängen“. Mitunter sei kaum begreiflich wie die Bewohner zu diesen Stellen hinauf kommen, schreibt Finsch (1983: 187).

Angebaut werden in Kaiser Wilhelms-Land, sowie bei allen Papuas, hauptsächlich „Taro (*Bau*, Constantinshafen), Yams (*Ajan*) und Banane (*Moga*) in verschiedenen Abarten, ausserdem süsse Kartoffeln, Zuckerrohr (*Den*), eine Art kleiner Bohne (*Mogar*, *Flagellaria indica*) und ganz besonders die Cocospalme (*Munki* in Constantinshafen), welche in ganz Kaiser Wilhelms-Land überall beschränkt und nur cultivirt vorkommt“ (Finsch 1893: 188). Mancherorts spielt Sago eine sehr wichtige Rolle, kommt aber nur in „gewissen Districten“ vor und ist deshalb als Tauschmittel beliebt. Brotfrucht sei in Kaiser Wilhelms-Land unbedeutend und „Wurzeln von Ingwer und Curcume“ hat Finsch zwar im Besitz von Eingeborenen gesehen, aber nie beobachtet dass sie gegessen wurden. „(D)och mag es geschehen; jedenfalls aber nicht in der Form als Zuthat beim Essen wie unsere Gewürze“, so Finsch (1893: 188) weiter. Die Pflanzen werden abwechselnd, je nach Jahreszeit und Gedeihen, angebaut. So z.B. Taro von März bis August und dann Jams von August bis November (Finsch 1888: 57). Alles wird mit größter Sorgfalt gepflegt. Kürbis, Wassermelone und Mais sind unter russischem Namen bekannt, da Miklucho-Maclay sie als erster eingeführt habe. Diese Gewächse fanden „im Ganzen wenig Beifall [...], aber eine zum Theil ziemlich weite Verbreitung“ (Finsch 1893: 188).

Finsch (1888: 120) meint, dass sich Neu Guinea „im Besitz von viehzüchtenden Stämmen“ viel schöner entwickelt hätte, „aber die armen Papuas fanden ausser dem Schwein kein zur Domestikation brauchbares Tier vor und mussten sich mit Anbau des Bodens begnügen“. Als Haustiere können Hund und Schwein bezeichnet werden. Sie werden auch gegessen, aber nur bei Festen sagt Finsch (1888: 53) und behauptet:



Abb. 6: Frauen mit Ferkeln und Hunden (Bongu)

„Ferkel sind nebst jungen Hunden die erklärten Lieblinge der papuanischen Damenwelt, und ich sah nicht selten Frauen ausser ihrem Kinde noch ein kleines Schweinchen säugen. Die Tierchen werden daher auch bewundernswert zahm, folgen, sofern sie nicht im Tragbeutel mitgeschleppt werden, ihren Pflegerinnen auf Tritt und Schritt, und eine Papuafrau würde sich von ihrem Lieblinge ebensowenig trennen, als eine Dame von ihrem Schosshündchen“.

Die Schweine sind „Abkömmlinge der beiden Neu-Guinea eigenthümlichen Arten“. Die Hunde sind klein und von „dingoartiger Race“, mit spitzen Ohren und stark gekrümmtem Schweif und kommen „in allen möglichen Farben vor“ (Finsch 1893: 188). Seine Abstammung ist, „auf einer Insel, wo kein einziges Raubtier vorkommt“, sehr rätselhaft, bemerkt Finsch (1888: 53). Hühner gibt es ebenfalls überall, „aber nicht zahlreich und werden eigentlich nur der Federn wegen gehalten“ (Finsch 1893: 188). Maclay

habe außerdem beobachtet, dass die Eingeborenen „den Hahnenschrei als Verkünder des Morgens lieben“, so Finsch (1893: 188). Bestimmte Papagei-Arten werden ebenfalls wegen den Federn, die als Schmuck dienen, gezogen. Miklucho-Maclay hatte 1883 Ziegen und Rinder eingeführt, wovon erstere sehr bald eingingen. Die Rinder will Finsch noch gesehen haben, aber verwildert. Sie waren für die Eingeborenen „kein Segen, sondern eine Last“, da sie die Plantagen zerstörten (ebd.: 189). „Denn was sollen Vegetarianer mit Haustieren anfangen, deren Pflege sie nicht verstehen und deren Verwertung ihren Bedürfnissen nicht entspricht!“ fragt Finsch (1888: 51f) und meint: „Menschen, die in erster Linie und fast ausschliessend von dem Ertrage ihrer Plantagen leben, also Ackerbauer sind, können sich nicht mit einemmale zu einem Hirtenvolke aufschwingen“. Später wurden Pferde eingeführt, die gut „gedeihen“ und Finsch (1893: 189) brachte außerdem Rinder und Schafe an die Ostspitze Neu Guineas.

Die Jagd spielt in Neu Guinea eine untergeordnete Rolle, allein schon weil es kaum Säugetiere gibt, so Finsch (ebd.: 189). Er selbst konnte zur Jagd keine Beobachtungen machen, weiß aber von Maclay zu berichten, dass im Juli und im August Treibjagden vorgenommen werden. Bei diesen sollen die Tiere mit Feuer aus den Verstecken gescheucht und dann mit Speeren erstochen werden. In Finschhafen sah Finsch (ebd.: 190) „grosse Netze, »Uh« genannt“, welche bei Treibjagden auf Wildschweine eingesetzt werden. Im Fallenstellen, meint Finsch, „besitzen die Papuas wenig oder kaum Kenntniss, wie bei ihnen Pfeil und Bogen zum Jagen nur von untergeordneter Bedeutung sind“. Der Wurfspeer ist das wichtigste Jagdgerät.

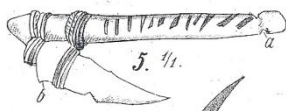


Abb. 7: Fischhaken
(Finschhafen)

Die Fischerei hingegen sei überall vorzufinden und „nimmt einen nicht unwesentlichen Antheil an der Ernährung, namentlich der Küstenbewohner“. So sah Finsch (ebd.) in Finschhafen „(s)ehr geschickt angelegte Fischwehre, welche durch Rickelwerk kleinere Buchten abschlossen“. Die Bergbewohner sollen berichtet haben, dass sie in

gleicher Weise fischen, allerdings in Bächen und Flüssen. Weiter sah Finsch bei den Eingeborenen Fischnetze, die meist „sehr gross und accurat gearbeitet, mit Holzschwimmern und Senkern von Muschel“ versehen waren. Des Weiteren waren Fischspeere von ca. 3 Metern aus „Bambu mit vier bis neun kranzförmig geordneten Holzspitzen“ die mit der Hand geworfen werden, sowie Fischpfeile, welche mit einem Bogen geschossen werden, häufig zu sehen. Am meisten jedoch kamen Fischhaken vor, welche meist aus Schildpatt gefertigt und „häufig wahre Muster accurater Arbeit und zuweilen mit Schnitzerei in durchbrochener Arbeit“ sind (ebd.). Der Stiel ist oft aus der „*Tridacna*-Muschel“, manchmal aus der „*Hippopus*-Muschel“ und selten aus Knochen gemacht. Die mit dem Haken verwendete Fischleine ist „aus sehr haltbarer Faser (wohl von *Pandanus*)“, wenngleich häufig sehr dünn. „Obwohl die Befestigung [des Hakens an der Leine] anscheinend keine sichere ist, so wird die Praktik der Eingeborenen auch hier das Richtige getroffen haben“, bemerkt Finsch (1893: 191). Beim 'Angeln' wird der an der Leine befestigte Haken „einem schnellsegelnden Canu nachgezogen“. Der erwähnte Stiel

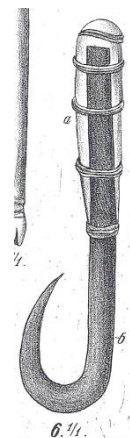
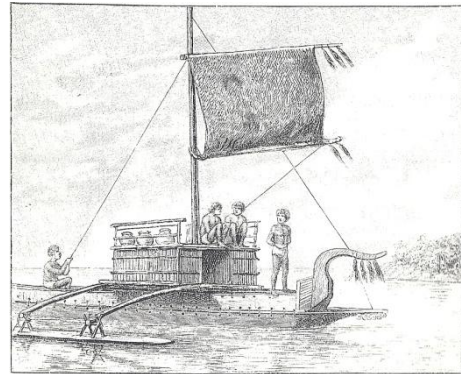


Abb. 8: Fischhaken
(Finschhafen)

dient dabei als Köder. „Wie innig die Küstenbewohner mit Fischerei verbunden sind, zeigt die häufige Darstellung von Fischen in rohen Malereien an den Canus, wie in oft recht gelungenen Holzschnitzereien, die in dem figürlichen Schmuck der Gemeindegäuser hauptsächlich vertreten sind“, berichtet Finsch (ebd.).

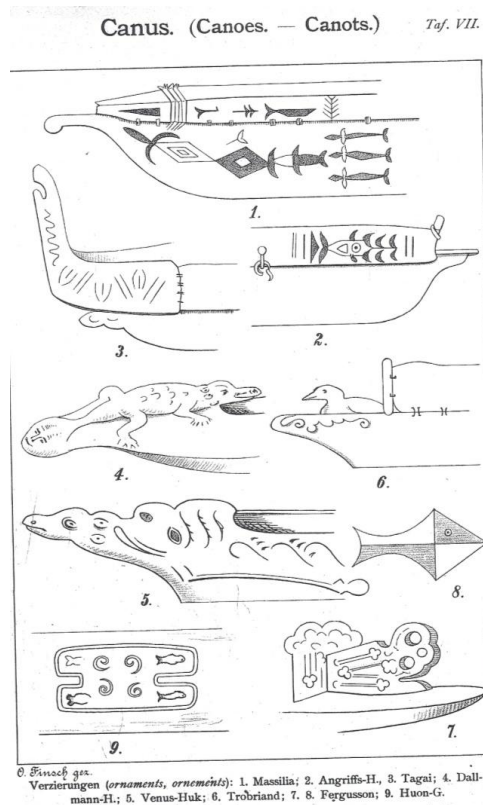
Kanus und Schifffahrt

„Die Eingeborenen der Küsten von Kaiser Wilhelms-Land stehen auf einer hohen Stufe der Entwicklung im Canubau, und ihre Erzeugnisse in dieser Richtung gehören mit zu den bewundernswertesten des Steinzeitalters“, findet Finsch (1893: 191). Die meisten Kanus bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamm (wahrscheinlich vom Brotfruchtbaum) „mit Ausleger an einer Seite und einer Plattform in der Mitte“ (ebd.). Die Enden sind oft „hübsch geschnitzt [...] die Seitenborde mit eingravirten oder bemalten Mustern verziert“ (Finsch ebd.: 191f). Manche anderen Verzierungen sind nicht „aufgesetzt“, sondern „aus dem Ganzen des Canus gezimmert“ beschreibt Finsch (1893: 192). Westlich von Guap sah Finsch gar eines das ihn, aufgrund eines „senkrecht stehende(n) Schnabel(s)“, an „die Gondeln von Venedig“ erinnerte. Bei kleinen Kanus dienen meist Ruder als Fortbewegungsmittel, sie tragen 2 bis 3 Erwachsene. Große Kanus befördern ungefähr ein Dutzend und mehr Personen und haben ein oder zwei Masten. Die meist fast quadratischen Segel sind „aus groben [sic]



Handels-Kanu.

Abb. 9: Handelskanu (Bilibili)



0. Finsch ges. Verzierungen (ornaments, ornements): 1. Massilia; 2. Angriffs-H.; 3. Tagai; 4. Dallmann-H.; 5. Venus-Huk; 6. Trobriand; 7. 8. Fergusson; 9. Huon-G.

Abb. 10: Verzierungen von Kanus

Mattengeflecht aus *Pandanus*-Blatt gefertigt oder mit dem eigenthümlichen zeugartigen Bast von der Basis des Cocospalmblasses zusammengeätzt“ (ebd.). „Tauwerk“ wie „Ankertau“ werden „aus gespaltenem Rottang aus Lianen“ hergestellt und als Anker dienen „krumme Wurzel- oder Aststücke mit einem großen Steine oder mehreren kleineren“ die mit Rottang festgemacht werden. Die Ruder sind von „allgemein üblicher Form“ und „oft aus hartem Holz und mit reicher Schnitzarbeit am Griff“ gemacht. Laut Finsch darf auch auf den Kanus eine Feuerstätte, z.B. aus einer mit Sand gefüllten Topfscherbe, nicht fehlen. Allein schon des Rauches wegen (Finsch 1893: 193). In Massilia wie in Sechstroh sah Finsch sehr einfache Wasserfahrzeuge, welche er (ebd.) als „sehr primitive Wasserkutschen“ bezeichnet. An ersterem Ort kamen „junge Burschen auf mehreren zusammengebundenen Blattstielen von Palmen knieend herausgerudert“ und an letzterem Ort „genügten Baumwurzeln an ein paar Stückchen Bambu festgebunden“ zur Fortbewe-

gung auf Wasser. Nicht alle Küstenbewohner in Kaiser Wilhelms-Land besitzen jedoch Kanus, behauptet Finsch (1893: 194). Grund dafür sei einerseits, dass die Eingeborenen mancher Orte den Kanubau einfach nicht beherrschen. Andererseits lasse die Küste an manchen Stellen wegen der Brandung keine Landung zu. Insgesamt, schließt Finsch (ebd.), seien die Eingeborenen „keine eigentlichen Seefahrer, gehen nie aus Sicht des Landes und nur dann aus, wenn Wind und Wetter günstig scheinen“. Er fügt hinzu „im Allgemeinen ist es ja an diesen Küsten ruhig, für Segelschiffe oft zu ruhig“.



Abb. 11: Baumwurzel-Wasserfahrzeuge (Sechstrohfluss)

Häuser, „Hausrath“, Nahrungs- und Reizmittel

Bezüglich Häusern ist Finsch – obwohl er „eingehendere Studien nur in beschränktem Masse machen konnte“ – sicher, dass „jedes Gebiet einen besonderen Baustyl“ hat (Finsch 1893: 194). Mancherorts fand er „sehr stattliche Bauwerke“ vor (z.B. Bilibili, Dallmannhafen), während er anderswo „nur sehr primitive Hütten, die nichts mehr als ein auf den Erdboden gesetztes Dach schienen“, sah. Pfahlbauten, sowohl an Land als auch im Wasser gebaut, kamen ihm ebenfalls unter und auch zwischen diesen waren große 'Qualitätsunterschiede' zu erkennen. In Bergdörfern sah er außerdem eine Art Baumhütte, d.h. Hütten die in Bäumen

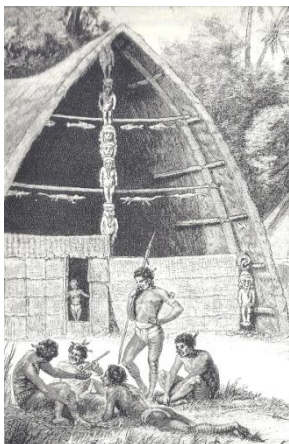


Abb. 12: Tabuhaus (Bilibili)

gebaut wurden. Manche der Häuser wurden von einer Familie, andere von mehreren (bis zu vier Familien) bewohnt. Des Weiteren gab es Gemeindeg Häuser, welche Finsch (ebd. 1893: 195) als „(e)ine besondere Art Bauten“ bezeichnet. Manche dieser Häuser „zählen zu den grossartigsten Bauwerken der Steinzeit“. Sie werden „wegen ihrer Grösse und des Schmuckes an Schnitzwerk [...] von Uneinge-weihten für Tempel, die Bilder für »Götzen« gehalten“ (Finsch 1893: 195). Aber „es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gebäude kein Tempel ist oder irgend Etwas mit Religion zu thun hat“ ist Finsch (Völkerkunde 18: 56-58, Betonung im Original) überzeugt. Vielmehr handle es sich um Versammlungshäuser der Männer, „in welchen die unverheirateten schlafen, Fremde beherbergt und Feste gefeiert werden“ (ebd.). Finsch bezeichnet sie auch als „Klubhäuser“ (siehe Finsch 1888: 75). In Bilibili wurde angedeutet, dass Maclay im Gemeindeg haus genächtigt habe, erzählt er (ebd.). „Alle diese Gemeindeg Häuser sind, wie das Meiste von ihrem Inhalt für das weibliche Geschlecht streng tabu und dürfen von diesen nicht betreten werden“ fügt er (Finsch 1893: 195) hinzu. Des Weiteren dienen diese Gebäude als Werkstätten „wo junge Leute im Holzschnitzen geübt werden“ (Finsch Völkerkunde 18: 56-58) und zwar für Tabu-Gegenstände (wie z.B. bestimmte Trommeln), die „Frauen nicht einmal in der Bearbeitung sehen dürfen“ meint Finsch (1893: 195).

Das in den Häusern vorzufindende bezeichnet Finsch (1893: 196) als „Hausrath“ und meint, dass dieser „für Menschen, welche den grössten Theil des Tages ausserhalb ihrer Hütten



Abb. 13: Haken (Finschhafen)

zubringen kaum nötig“ ist. Gesehen hat er „ausser einer Feuerstelle, die auch nicht immer benutzt wird, hauptsächlich Lagerstätten, erhöhte breite Bänke aus gespaltenem Bambu [...] auf welchen Männer schlafen“. Des Weiteren gab es Schüsseln, Töpfe, Waffen, Fischnetze, Esswaren und „sonstige Habseligkeiten (wie Schmuckgegenstände, Federn etc.)“ in den Häusern (Finsch 1893: 196). „Da der beständige Rauch alles schwärzt, so sind die meisten Gegenstände, wie dies überhaupt Papuasitte ist, in Blätter oder Tapa eingeschlagen“ (Finsch 1888: 353). Meist werden die eingepackten Sachen (vor allem Esswaren und Schmuckgegenstände) „an den Dachsparren“ aufgehängt (Finsch 1893: 196). Finsch denkt, dass dies zum Schutz gegen Ratten und ähnliches Getier gemacht wird. Zum Aufhängen werden Haken benutzt, von denen einige aus Ästen gemacht werden. Andere hingegen seien „wahre Kunstwerke der Holzschnitzkunst“.

Über letztere sagt Finsch: „Derartige Erzeugnisse des Papuafleisses verdienen umsomehr Beachtung, als sie, stets im Dunkel der Hütte hängend, eigentlich nie zur Ansicht und Geltung gelangen und somit den hervorragend entwickelten Kunstsinn der Papua bekunden“. Dasselbe gilt für die Kopfruhebänke, die als „Unterlage des Kopfes beim Schlafen dienen“. Auch von diesen gibt es zuweilen ganz einfache aus Aststücken, aber ebenso „sehr kunstvoll geschnitzte“ (Finsch 1893: 196).

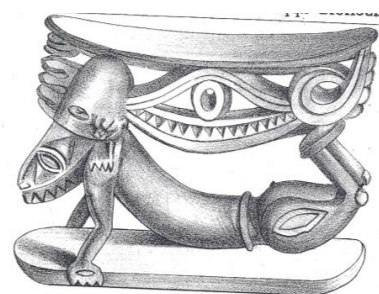


Abb. 14: Kopfstütze (Finschhafen)

An Koch- und Essgeräten mangelt es nicht: „Obwohl Papuas keine Küchen besitzen, sondern auf besonderen Feuerstätten in den Hütten oder häufiger im Freien kochen, so besitzen sie doch eine Menge hierher gehöriger Gegenstände“. Laut Finsch (1893: 197) nehmen Holzschüsseln dabei eine wichtige Rolle ein, denn sie zählen „mit zum Reichtum eines Haushaltes“ und sind allseits „beliebte Tauschmittel“. Auch unter ihnen finden sich „wahre Prachtstücke mit äusserst kunstvoller Schnitzerei“, während andere schlicht sind (ebd.). Aus den Holzschüsseln essen jedoch „nur die Männer und deren Gäste [...] und meist nur bei Festlichkeiten. Für gewöhnlich wird aus Cocosschalen oder Blättern gegessen, die als Teller dienen“ (ebd.: 198). Außerdem beobachtete Finsch „eine Art schaufelförmiger Rührlöffel“, „Ssaku“ genannt, deren Verwendungszweck er allerdings nicht erfahren konnte. Weiter gibt es „Essgeräthe, welche Jeder in dem Brustbeutel bei sich trägt“. Diese sind aller Orts die gleichen: Das wäre z.B. ein Schaber, welcher auch zum Schneiden verwendet wird. Er ist oft aus Perlmutter oder anderen Muscheln, und dient unter anderem zum Ausschaben der Kokosnuss, „die nur in geschabtem Zustande genossen wird“. Ein „Brecher“ darf ebenfalls nicht fehlen. Diese sind „ausnahmslos aus Knochen“ und dienen sowohl zum Aufbrechen von Betel als auch als „Messer zum Schaben“. Zum Aufbrechen von Kokosnüssen dienen Hölzer, die grob zugespitzt werden. Löffel bilden Kokosnussschale oder Muschel. Die vorhandenen „Bambumesser“ werden nicht zum Essen verwendet, „sondern hauptsächlich beim Ausschachten und

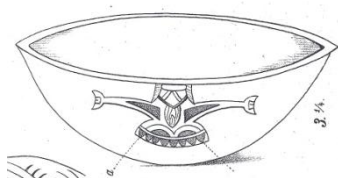


Abb. 15: Schüssel (Finschhafen)

zum Aufbrechen von Kokosnüssen dienen Hölzer, die grob zugespitzt werden. Löffel bilden Kokosnussschale oder Muschel. Die vorhandenen „Bambumesser“ werden nicht zum Essen verwendet, „sondern hauptsächlich beim Ausschachten und

Zertheilen von Fleisch“ (ebd.: 198f). Gabeln sah Finsch (1983: 199) keine. Weiter erwähnt er Sagoklopfer und eine Steinklinge, die als Klopfer verwendet wird. An „Kochgeräthen“ fand er überall Töpfe vor, „wenn auch zuweilen nur in Gestalt von Scherben“. Diese dienen ebenso, „mit Sand gefüllt, als Feuerstätte auf den Canus“. Es gab auch sehr kunstvolle Töpfe, z.B. „mit Buckeln“ oder solche die sich „durch rohe Bemalung, Figuren von Vögeln und Fischen in schwarzer, weisser und rother Farbe“ auszeichneten (ebd.: 200). Ebenso wenig wie den Kanubau versteht nicht jedes Gebiet/Dorf die Töpferei. So sind Töpfe ebenfalls als Tauschartikel beliebt: „Es gibt daher auch in Kaiser Wilhelms-Land gewisse Centren der Töpferei, die dadurch auch zugleich für den Tauschverkehr der Eingeborenen von grosser Bedeutung werden“ (Finsch 1983: 200). Das „Töpfereigewerbe“ ist nach Finschs Beobachtungen „lediglich in Händen des weiblichen Geschlechtes [...], die sich schon in früher Jugend darin üben“ (ebd.). Beim Töpfern werden die Töpfe „nur mit Hilfe eines flachen Steines und eines kleinen Holzschlegels verfertigt, gleichsam aus dem Klumpen Lehm getrieben, was ein ganz wundersames Augenmass erfordert“, so Finsch (1888: 83). „Das Brennen geschieht [...] im Freien, indem die sorgfältig im Schatten getrockneten Töpfe leicht mit Holz überdeckt und beim Anzünden desselben kurze Zeit einer scharfen Glut ausgesetzt werden“ (Finsch 1893: 200).

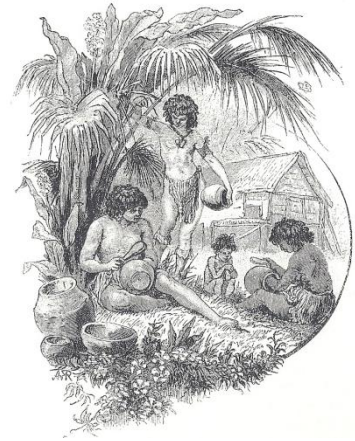


Abb. 16: Frauen beim Töpfern
(Bilibili)

Bezüglich des „Feuerreibens“ habe Miklucho-Maclay (nach Finsch 1983: 200) festgestellt, dass nicht alle Dörfer dessen mächtig sind und deshalb umso besser darauf achten (müssen), dass es nicht erlischt. Sollte dies doch vorkommen, müsse das Feuer bei den benachbarten Dörfern geholt werden. Finsch glaubt dies werde „wohl der Bequemlichkeit halber“ so gehandhabt und nicht wegen der Unfähigkeit es zu erlernen. „In Papuahütten und -dörfern pflegt das Feuer nie auszugehen. Auch im Canu wie auf dem Marsche nach den Plantagen werden stets glimmende Holzstücke mitgeführt“ (ebd.). Finsch (1888: 47) ist sogar der Meinung, dass das Feuer in den Häusern in erster Linie zum Erhalten desselben dient und nicht zum Kochen. Denn letzteres geschieht meistens im Freien. „Bei dem sorglosen Umgehen mit Feuer muss man sich nur wundern, dass nicht alle Augenblicke die so leicht entzündbaren Häuser in Flammen aufgehen, aber merkwürdigerweise scheinen Brandunglücke im ganzen selten zu sein“ bemerkt er (Finsch 1888: 47).

Speisen werden alle „in gekochtem Zustande genossen“, mit Ausnahme ein paar „wildwachsender Früchte“ (Finsch 1893: 201). Gekocht wird grundsätzlich in Töpfen. Fleisch oder Fisch werden jedoch, eingewickelt in einem Bananenblatt, in Asche geröstet. Dabei ist die „Zubereitung der Nahrungsmittel [...] keine unreinliche“ findet Finsch (ebd.). Er (Finsch Völkerkunde 11: 11 – 13) beschreibt den Kochvorgang folgendermaßen:

„Erst wird der Topf mit grünem Bananenblatt ausgewischt dann kommen die Früchte hinein, Bananen u. eine kolbenartige Frucht (mehlig, auch roh zu essen) die alle mit Perlschaale geschält werden, dann

wird Wasser, das die Weiber in Cocosschaalen mitbringen aufgegossen u. das Ganze mit grünen Bananenblättern zugedeckt, auch wol ein Stein darauf gelegt. Der Topf wird dann auf 3 Steine gesetzt; das Holz, dürre Baumäste mittelst Aufschlagen auf Steine zerkleinert. Die Schalen werden alle sorgfältig in einem Korbe gesammelt u. weggetragen, wie der Platz um die Häuser, ja der Strand täglich gekehrt wird. [...] Häufig wird über die in Stücke geschnittenen Früchte schabte [sic] Cocosnuß (die auf einer gezähnten Muschel geschabt wird) ausgepreßt. – Ich sah nie Fleisch zubereiten; Fische werden auf heißen Steinen geröstet. Das Essen wird in Süßwasser gekocht; kein Salz, das sie nicht kannten u. mochten“.

Auch Sago wird auf diese Weise zubereitet: „Die Eingeborenen bereiten Sago meist in Form von Klößen, die in Wasser gekocht nichts weniger als zart werden. Aber ein Papuamagen kann ungeheure Quantitäten dieser harten Klösse vertragen, und »Bom« gilt in solchen Distrikten, wo er rar ist, als eine besondere Delikatesse“ sagt Finsch (1888: 80). Weiter bemerkt er (Finsch 1893: 201): „Der Küchensettel der Papuas ist keineswegs so einförmig, als man

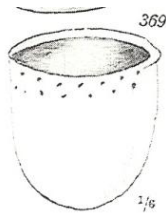


Abb. 17: Kochtopf
(Finschhafen)

gewöhnlich bei sogenannten »Wilden« annimmt und enthält, ganz wie bei uns, besondere Festgerichte“. Salz ist den Papuas nicht bekannt und Gewürze werden ebenso wenig verwendet. Sowohl Männer als Frauen und sogar „kleine Knaben“ können kochen und tun dies auch (Finsch 1893: 201). Geessen wird meist nicht zusammen, sondern Männer getrennt von Frauen und letztere mit den Kindern. An manchen Orten wird jedoch gemeinschaftlich gegessen. Für besondere Festlichkeiten kochen die Männer nur für sich.

Wie schon beim Anbau erwähnt, ernähren sich die Papuas in erster Linie von den Pflanzen ihrer Plantagen, weshalb Finsch sie als „Vegetarianer“ bezeichnet. Wenn Fleisch gegessen wird so meist vom Schwein und Hund und das (fast) nur bei Festen und nur von Männern. Zu Ehren von „hohen Gästen“ werden ebenfalls Schweine geschlachtet, behauptet Finsch (1893: 201). Fische werden häufiger gegessen, z.B. geräuchert. Weiter gibt es eine Reihe von Tieren die nur sehr selten verspeist werden, mitunter aber recht beliebt sind: So z.B. Krokodile, Eidechsen, Schlangen, Kasuare, Beuteltiere, Schalentiere und Krebse.

Mit Reizmitteln seien die Papuas reicher ausgestattet „als wir“, weiß Finsch (ebd.). Neben Tabak und Betel, welche „von beiden Geschlechtern leidenschaftlich begehrt sind“, erwähnt er noch Kawa. Dass Tabak schon vor den Europäern in Neu Guinea vorhanden war sieht Finsch (1893: 201) als „auf das Unwiderleglichste nachgewiesen“ an, da bei der Samoa-Expedition auch „tief im Inneren“ Tabakpflanzen vorgefunden wurden. Er vermutet, dass die Papuas den Tabak bei ihrer Einwanderung mitbrachten. Geraucht werden die Tabakblätter unbearbeitet, einfach zusammengerollt, evtl. etwas zerkleinert, mit einem dicken Baumbblatt als „Decker“ rundum gewickelt. „Selbstverständlich brennen diese Art Cigaretten sehr schlecht. Aber der Papua ist kein anhaltender Raucher, sondern nimmt nur wenige, aber heftige Züge und die Cigarette wandert [...] von Mund zu Mund“, sagt Finsch (ebd.: 202). Frauen und Kinder rauchen ebenfalls gerne. Aufbewahrt werden die Tabakblätter in „besonderen Behältern“ oder sie werden einfach in den Brustbeuteln der Männer mitgetragen (ebd.).

Die Betelpalme ist Finschs Beobachtungen nach eine reine Kulturpflanze, die nicht wild wächst und selten vorkommt. Deshalb nimmt er an, dass sie ebenfalls von den Papuas eingeführt wurde (Finsch 1893: 202). Der Betelgenuss sei „über ganz Melanesien verbreitet und wird von Mann und Frau, alt wie jung, leidenschaftlich geliebt, ja scheint fast unentbehrlich“, behauptet Finsch (1888: 59). Genaugenommen wird die Frucht der Betelpalme, Betelkern oder –nuss, gekaut. Und zwar zusammen mit „pulverisierten [sic] Kalk (aus gebrannten Korallen gewonnen) und den Blättern oder Blüten einer Pfefferpflanze“ (Finsch 1888: 60). Deshalb wird neben der Betelnuss und einem Betelnuss-Brecher auch immer ein Flaschenkürbis als Kalkbehälter und eine Kalkspatel¹⁷ (meist ein schmales Holzstückchen oder Knochen) mitgeführt. „Für Europäer ist Betel übrigens eben kein Genuss! Er schmeckt beissend-säuerlich, zieht das Zahnfleisch zusammen, hinterlässt aber einen erfrischenden Nachgeschmack und erleichtert den Atem“ sagt Finsch (1888: 60). Teilweise wird Betel eine berauschende Wirkung nachgesagt, er jedoch ist überzeugt: „Für die Eingeborenen ist sie keinesfalls ein Berausungsmittel, denn Betel wird selbst von Kindern leidenschaftlich verzehrt, ohne dass sich irgendwelche schädlichen Symptome zeigen“ (Finsch 1893: 202, Fußnote). Wenn es über die Wirkung von Betel unterschiedliche Ansichten gab, so ist die färbende unumstritten: Verfärbt werden „Zunge, Lippen, Speichel und Zähne rot, bei längerem Gebrauch letztere braun bis schwarz“ weiß Finsch (1888: 60).

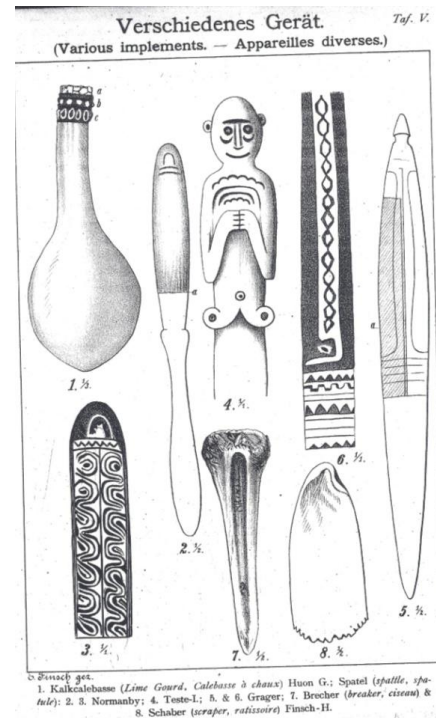


Abb. 18: Kalkkalebasse (1), Spatel (2-6), Brecher (7), Schaber (8)

Der Pfefferstrauch Kawa wächst, laut Finsch (1893: 204), in Kaiser Wilhelms-Land wild. Aus den Wurzeln, Blättern und Zweigen wird „in verschiedenen Inseln Polynesiens und Micronesiens eine Art berauschendes Getränk bereitet“ (ebd.). Während „junge Burschen die Zweige, Blätter und Wurzeln“ kauen, sind es nur die Männer, welche das Getränk konsumieren (siehe Finsch 1888: 61). Kawa führe nur dazu, dass die Beine „wackelig“ werden, während der Kopf „frei“ bleibe. Finsch (ebd.) bezeichnet Kawa als: „widerliche(s), durch seine Bereitung vollends ekelhafte(s) Getränk“. Er ergänzt: „Ich selbst konnte über Kawatrinken keine Beobachtungen machen, dazu gehört eben ein längeres Zusammenleben mit den Eingeborenen, wie es eben Maclay möglich war“ (Finsch 1893: 204).

Flechtarbeiten, Werkzeuge und Waffen

Matten flechten steht weder in Kaiser Wilhelms-Land noch sonst wo in Neu Guinea auf einer „hohen Stufe“ und wird fast nur für die Herstellung von Segeln gebraucht. Bessere Flechtarbeit wird bei Körben und Beuteln verrichtet, urteilt Finsch (1893: 204). Die „rasch aus dem grünen Blatt der Cocospalme geflochtenen Körbe“, dienen z.B. zur Aufbewahrung von Nah-

¹⁷ Mithilfe der Spatel wird der Kalk aus dem Kürbis entnommen.

des Werkzeug herzustellen wusste“ (ebd.: 207f). Die Bezeichnung »Wilde«, sieht Finsch deshalb als eine diesen Menschen zu Unrecht von der „Civilisation“ aufgedrückte (ebd.: 207). Er bezeichnet allein die Herstellung der Axt als eine „bewundernswerthe Leistung“ (ebd.). Denn „(f)ür Menschen der Steinperiode ist es schon ein äußerst schwieriges Stück Arbeit, ein so weites Bohrloch [im Stiel für die Klinge] anzufertigen. Wie wollten wir wohl ohne Bohrer damit fertig werden?“ fragt Finsch (1888: 339). Außerdem sei das für die Klinge verwendete Gestein nicht leicht zu bearbeiten und dennoch erscheinen die Klingen „oft in einer politurartigen Glätte“ (Finsch 1893: 208). Muschelstücke werden, wenn auch sehr selten, ebenfalls zu Klingen verarbeitet. Den wahren Wert dieser Steinäxte kann man jedoch an den damit gefertigten Gegenständen ermessen und erkennen: Erst wenn man sich die „gewaltigen Bauwerke“, wie Häuser, Kanus und die feinen, kunstvollen Schnitzereien ansieht, lernt man die Äxte in verdientem Maße zu schätzen und zu bewundern. Denn sowohl die groben als auch die feinen Arbeiten werden gleichermaßen mit ein und demselben Werkzeug gefertigt. „Aber freilich wird die Steinaxt nur in der Hand des Eingeborenen zu dem, was sie sein soll, denn der Mann der Civilisation würde mit einer solchen wohl kaum Etwas zu schaffen vermögen“, erläutert Finsch (ebd.: 208). „Steinäxte sind [...] keine Waffen und werden nie als solche gebraucht“ (Finsch 1893: 215). Andere Werkzeuge spielen nur nebensächliche Rollen, sie kommen aber durchaus vor. So z.B. werden Steine als Hammer verwendet, Rochenhaut dient als Raspel, rundliche Corallenstücke als Feilen und Knochen als „Pfriemen“ und Nadeln (ebd.: 210). Die scharfkantigen Stein- und Muschelstücke, welche nach Miklucho-Maclay für feinere Schnitzereien verwendet werden, können laut Finsch (ebd.) „nicht im Sinne unserer Werkzeuge gelten“ da sie „nicht eigentlich bearbeitet sind“.

Finschs Beobachtungen bezüglich Waffen mussten leider unvollständig bleiben, weil er „nicht an allen Orten Waffen zu sehen bekam, bedauert er (Finsch 1893: 210). Dennoch nennt er Wurfspeere als wichtigste und gefährlichste Waffen der Papuas. Sie sind normalerweise aus Holz, „meist von Palmen, am liebsten von der Betelpalme“. Es gibt auch solche mit Bambusspitze. Diese sind die gefährlichsten, „da die Bambusspitze sehr scharf ist und häufig in der Wunde abbricht“. Die meisten Wurfspeere sind ca. 2 – 3 Meter lang und werden mit der Hand geworfen. Des Weiteren gibt es solche, die mit Hilfe eines Wurfstockes, einem langen Stück „Bambu“, geschleudert werden. Außerdem erhielt Finsch (ebd.: 212) Wurfspeere „die sich dadurch auszeichnen, dass in der Mitte der Spitze ein Wirbelknochen vom Casuar festgesteckt ist“. Er meint, dass dies „vielleicht als Erinnerungszeichen an glückliche Jagden“ diene. Die oft gesehenen Speer-Wundnarben bei Eingeborenen sieht Finsch als Beweis für deren häufigen Gebrauch im Kampf (ebd.: 215).

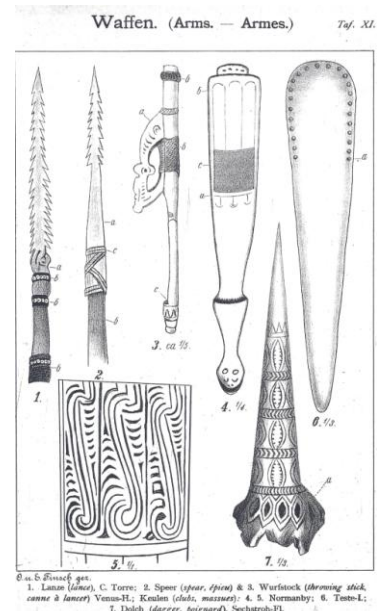


Abb. 21: Waffen: Lanze (1), Speer (2), Wurfstock (3), Keule (4-6), Dolch (7)

Pfeil und Bogen kamen Finsch häufig unter. Erstere sind „ausnahmslos aus dünnem Rohr“ (Finsch 1893: 213) und letztere „ausnahmslos aus hartem Holz“ (ebd.: 212). Die Sehne ist aus „einem Streif gespaltenen Rottang“ gemacht. Die Spitzen der Pfeile sind aus unterschiedlichen Materialien (Bambus, Knochen etc.) hergestellt und manchmal mit Widerhaken und Schnitzereien versehen (ebd.: 213, 214). Laut Finsch (ebd.: 214) haben sie „zweifelloos den Zweck [...] eine gefährlichere Wunde beizubringen“. Dennoch könne man die Schnitzereien „im Sinne von Verzierungen“ auffassen. „Dabei kommt es, wie bei allen Arbeiten, hauptsächlich auf die Geschicklichkeit und den Geschmack des Individuums an, und daraus resultieren



Abb. 22: Krieger in Kürasse
(Angriffshafen)

die verschiedenartigsten Formen“ erklärt Finsch (ebd.). Benutzt werden Pfeile „mehr zum Kriege als zur Jagd“. Auch seien sie weniger gefährlich als die Wurfspeere, da sie „sehr leicht sind, unruhig fliegen und ihre Trefffähigkeit, zwischen 30 – 50 Schritt, eine beschränkte ist“. Vergiftete Spitzen sind ihm weder bei Speeren noch bei Pfeilen untergekommen und so meint er, dass dies „den Papuas dieser Küste [...] unbekannt ist“ (ebd.: 215). Weitere Waffen sind Dolche – die aber „auch friedlichen Zwecken“ dienen. Sie sind aus Casuarknochen, „in der Weise, dass die eine Hälfte der Länge nach flach und am Ende spitz zugeschliffen wird, und liefern in dieser Form eine für den Einzelkampf nackter Menschen recht gefährliche Waffe“. Deren Verzierungen „gehören in künstlerischer Ausführung und Zeichnung mit zu den besten Leistungen der Papuakunst“, findet Finsch (ebd.: 215). Schilder zur Abwehr scheinen an der ganzen Küste von Kaiser Wilhelms-Land verwendet zu werden. Sie sind aus

Holz und es gibt sie in verschiedensten Ausführungen. In Angriffshafen beobachtete Finsch eine Besonderheit, nämlich „feine Korbflechtarbeit aus gespaltenem schwarzgefärbten Rottang“, das eine „Kürass“ (Panzer) bildete. „Die Panzer müssen nämlich über die Hüften gezogen werden, derart, dass die höhere hintere Seite den Nacken deckt, und werden mit zwei Bändern über die Schulter befestigt“ (Finsch 1893: 216).

Rohstoffe

„Wie alle Naturvölker besitzen auch die Eingeborenen dieser Küste eine gute Kenntniss der Naturerzeugnisse und unterscheiden eine grosse Anzahl derselben, selbst Blumen und Schmetterlinge, durch Eigennamen. Bewundernswerth ist es, wie sie aus der Fülle von Material gerade die für besondere Zwecke geeigneten Rohstoffe herauszufinden und in entsprechender Weise zu bearbeiten wissen“, meint Finsch (1893: 217).

Er bedauert, dass die Ethnologie noch sehr wenig über diese Dinge wisse und „noch gar sehr Vieles gethan werden muss, ehe wir tiefer in die Industrie der Steinzeit blicken können“ (ebd.). Einzig die Materialien, aus denen Gegenstände hergestellt werden, seien teilweise bekannt. Von der Art der Bearbeitung weiß man „fast so gut als nichts“. Dieses Defizit kann seiner Meinung nach nur durch längere Aufenthalte und engeren, steten Verkehr mit den Eingeborenen behoben werden. Finsch (ebd.) bemerkt: „Der meine war zu kurz, und so muss ich mich auf wenige Beobachtungen und hauptsächlich darauf beschränken, Anregung zu geben, damit die vielen noch vorhandenen Lücken ausgefüllt werden“. Die Rohstoffe die

Finsch verwendet sah, teilt er in folgende drei Kategorien ein: „aus dem Pflanzenreiche“, „aus dem Thierreiche“ und „aus dem Mineralreiche“.

Erstere bezeichnet Finsch (1893: 217) als die wichtigsten Rohstoffe. Pflanzen liefern – neben den Nahrungsmitteln – auch „die meisten Materialien für Nutzgegenstände“. „Der Eingeborene [benutzt] allein schon an Hölzern für verschiedene Zwecke sehr verschiedene Bäume, je nach ihrer Brauchbarkeit, Leichtigkeit, der Bearbeitung u. s. w.“, lobt Finsch (ebd.). „Jedenfalls ist es aber schon für den Laien ersichtlich, dass im Ganzen nur wenige Pflanzen in Betracht kommen, denn fast überall finden sich dieselben Rohstoffe wieder“ fügt er hinzu (Finsch 1893: 218). Sehr häufig verwendete Pflanzenarten sind Bambus, Kokospalme und Schraubenbaum (Pandanus). Je nach gefertigtem Gegenstand wird vom Stamm bis zum Stiel und den Blättern alles verwendet. Zum Beispiel nimmt man Bambus sowohl für Hausbau und Waffen, als auch für Kunstgegenstände (ebd.: 217). Aus der (Luft-)Wurzel des Pandanus werden Bindfaden und Stricke gemacht, welche in ähnlicher Weise wie Bast aus Hibiscus verwendet werden, z.B. beim Hausbau. Finsch meint, dass diese Faserstoffe, zu Bindfaden und Bindematerial verarbeitet, für „Menschen, die noch keine Nägel kennen, eine wichtige Rolle spielen“. Für (Männer-)Kleidung werden sie ebenfalls verwendet: „(a)us Baumbast wird durch Wässern und Klopfen ein zeugartiger Stoff, Tapa, bereitet“. Für Frauen hingegen wird Kleidung meist aus der Kokos- oder der Sagopalme hergestellt (Finsch 1893: 217f). Rottang („spanisches Rohr“) dient häufig zur Schmuckherstellung, z.B. für Armbänder oder Kniebinden. Samen, „Fruchthülsen“ oder Fruchtkerne dienen zur Verzierung von Gegenständen, z.B. von Schmuck und Tragbeuteln (ebd.: 218). Blätter, Grasbüschel und „wohlriechende“ Gewächse fungieren ebenfalls als Schmuck oder werden in Armbänder etc. gesteckt (ebd.: 219).

Die verschiedenen Körperteile von Tieren werden ebenfalls zur Herstellung unterschiedlichster Gegenstände genutzt: Vor allem Knochen, Felle, Federn, Zähne und Muscheln, aber auch Hörner finden ihre Anwendung.

Knochen sind meist von Schwein, Hund oder Casuar und werden zu „nützlichen Gebrauchsgegenständen“ wie Brecher, Dolch, Nadel und Pfriemen verarbeitet. Zähne von Hund und Schwein dienen als Schmuck oder zur Verzierung desselben. Sie scheinen sehr wertvoll zu sein, besonders die Hundezähne, weil nur die Eckzähne verwendet werden (ebd.). Und da jeder Hund nur vier solche hat, sind sie dementsprechend rar (vgl. Finsch 1888: 89). Als „die höchsten Werthstücke und [...] kostbarsten Brustschmuck“ bezeichnet Finsch (1893: 219) „die Hauer von Wildschweinen [...] oder deren gezähmten Abkömmlingen“, welche „durch Kunst [...] fast circlerund“ gebogen werden. Felle, meist von Beuteltieren, am häufigsten vom „Cuscus maculatus“, werden als Kopfschmuck verwendet. Die Federn von Casuaren und weit verbreiteten Papageiarten, sowie von Hühnern dienen ebenfalls als Schmuck. Ebenso Muscheln wie Conchylien, Nassa und Conus (ebd.: 220f). „Perlmutter-schalen“ werden als Schaber verwendet (ebd.: 220). Auch viele andere Muschelarten finden



Abb. 23: Nassa (1-7), Conohelix punctatum (8), Conus (9), Modiola plumescens (16, 17)

Verwendung, so z.B. die Riesenmuschel als Axtklinge, Tridacna als Nasenkeil usw. Tritonshörner stellen Blasinstrumente oder auch Schöpfer für Kanus dar (Finsch 1893: 220f). Mit Eidechsenhaut werden Handtrommeln bespannt.

„Hinsichtlich der Unkenntniss der verwendeten Gesteinsarten“ hat Finsch zu den Mineralien nichts Besonderes zu sagen, außer der Vermutung, dass es „stets ein sehr feinkörniges, hartes Gestein, ähnlich Diorit (kein Basalt oder Kiesel), das zuweilen an Nephrit erinnert“, ist.

Obwohl grundsätzlich alle genannten Materialien und die daraus gefertigten Dinge zum Tausch dienen, so meint Finsch (ebd.: 222), „dürften doch ganz besonders einige wenige im engeren Sinne als überall gangbare Münzen, im Sinne von Geld bei uns, gelten“. Und weiter: „Konnte ich mir auch nicht völlige Gewissheit darüber verschaffen, so glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich die folgenden [...] auch für dieses Gebiet als Eingeborenengeld anführe“:

Muschelgeld aus aufgereihten Nassa-Muscheln, als Ssanem¹⁸ bezeichnet, andere geschliffene Muschelscheibchen, durchbohrte, aufgereichte Hundezähne, sowie die erwähnten „cirkelrunden“ Eberhauer. Finsch (ebd.) vermutet, dass die Muschelscheibchen „vielleicht aus Muschelsplittern, wie sich solche am Strande finden“ sind.

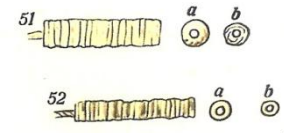


Abb. 24: Ssanem (51, Huon-Golf), Kekum (52, Finschhafen)

„Körperausputz“

Bekleidung und Schmuck fasst Finsch (1893: 223-250) unter „Körperausputz“ zusammen. Er behauptet (1888: 107f): „Die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts verleugnete sich auch bei diesen Naturkindern nicht [...]. Und so ein bisschen Kokettieren verstehen selbst Papuamädchen, das ist ein Erbteil des ganzen weiblichen Geschlechts!“. Aber „(w)ie bei allen Papuas schmückt sich das männliche Geschlecht bei Weitem mehr als das weibliche; alle im Nachfolgenden beschriebenen Gegenstände sind daher fast ausnahmslos für Männer bestimmt“ (ebd.: 223).

„Unter Bekleidung haben wir auch hier nur die zuweilen nothdürftige Bedeckung der Schamtheile zu verstehen, wofür im Allgemeinen für Männer ein Tapazeugstreif, für Frauen ein Faserschurz genügt“, weiß Finsch. Ganz nackt gehende Papuas sah er nicht oft; Männer und männliche Jugendliche bis ca. 10/12 Jahren kamen ihm in Adolphhafen und Humboldt-Bai unter (ebd.: 223) und „junge mannbare Mädchen“ nur in Humboldt-Bai (ebd.: 225). Meist jedoch sind schon ganz junge Burschen mit Schambinde bekleidet (ebd.: 223) und Mädchen „von frühester Jugend an mit einem Faserschürzchen“ (ebd.: 225). Das bereits erwähnte Tapa dient am häufigsten als Bekleidung und wird an der ganzen Küste angefertigt. Es ist meist sehr grob und „von bräunlicher Naturfarbe“, wird aber oft gefärbt. Meistens färbt es in der Folge allerdings ab und verliert so das schöne Aussehen ziemlich bald. Es gibt jedoch auch Tapa „in waschechter, meist rother Farbe“, das sich länger hält. Als sogenannte Schambinde wird „ein Stück ordinärer Tapa, das an einem Baststrick, befestigt ist“ verwendet und

¹⁸ Finsch ist sich nicht ganz sicher ob mit Ssanem das Muschelgeld (d.h. die aufgereihten Muscheln) bezeichnet wird oder ob damit evtl. nur die Muschel selbst gemeint ist (siehe Finsch 1893: 221, 222).

„zwischen den Beinen durchgezogen“. Dies verhüllt die Geschlechtsteile „suspensoriumartig“. Häufig ist „nur der Penis in den Tapastreif eingewickelt, so dass das Scrotum sichtbar bleibt“ ergänzt Finsch (1893: 223f). Jedoch kommt es auch vor, dass lange, breite Tapastreifen mehrmals um den Körper gewickelt werden, „so dass vorn ein Ende schürzenartig herabhängt“. Diese „kleiden sehr decent und hübsch“ (ebd.: 224). „(A)ber im Allgemeinen machen diese Schambinden doch einen sehr armseligen und lumpigen Eindruck“, findet Finsch (ebd.: 223). „Grössere Stücke solcher Tapa pflegen die kälteempfindlichen Papuas auch als eine Art Tücher zu benutzen, in welche sie bei kühler Temperatur, namentlich in der Morgenfrische, ihren Oberkörper einhüllen“, sagt er weiter (ebd.: 223). Außerdem beschreibt Finsch (1893: 224) noch eine „modische“ Besonderheit die er auf Guap sah: „Junge Leute, die putzsüchtiger als die alten sind, tragen häufig unter der Leibbinde von Tapa, noch einen [...] Gürtel aus feinem Geflecht, meist roth gefärbt“ (ebd.) Dieser Gürtel „wird so fest als möglich gleich um den Leib geflochten und schnürt die Taille in unnatürlicher und nach unseren Begriffen in gesundheitsschädlicher Weise ein“ (Finsch 1888: 90f). Dies gelte als „fesch“ bzw. „fashionabel“ schreibt Finsch (ebd.; Finsch 1893: 224). Kalebassen, d.h. getrocknete Flaschenkürbisse, dienen ebenfalls zur Bedeckung von Schamteilen: „(D)er in die Vorhaut zurückgezogene Penis“ wird in die vorhandene Öffnung gesteckt. Und „in der Kalebasse befinden sich noch Blätter, die zum Schutze des Penis oder zur Verstärkung desselben dienen, damit beim Gehen die Schamkalebasse nicht abfällt“. Einige der Kalebassen werden, z.B. durch einbrennen, verziert (siehe Finsch Völkerkunde 15: 22). Frauen tragen – wie erwähnt – meist Faserschurze, die „für gewöhnlich aus gröberer Blattfaser (von Cocospalme) verfertigt [sind], die besseren Sorten aus der feingespaltene Blattfaser der Sagopalme“. Einige sind gefärbt, einige mit Muscheln und Federn verziert (Finsch 1893: 225). Manche reichen „bis zum und über das Knie und rings um den ganzen Leib“. Manchmal wird ein Tapastück „sarongartig um die Hüften“ gewickelt oder „filetgestrickte Beutel“ werden statt den Faserschurzen vorne und hinten mit einem „Leibstrick“ befestigt“. Einmal (in Huongolf) sah Finsch (ebd.: 225) einen „ausserordentlich grossen, sackartigen Ueberwurf aus feiner Filetarbeit [...], welchen die Frauen über den Kopf trugen und sich darin einhüllten“.



Abb. 25: Bekleidungsformen

Unter „Schmuck und Zierarten“ fasst Finsch (1893: 226-250) alles zusammen was seiner Meinung nach zur Verzierung des Körpers dient: Hautverzierungen, Frisuren und Haarschmuck, Stirn-, Nasen-, Hals und Brustschmuck, Arm-, Leib- und Beinschmuck.

„Tätowierungen“ fehlen an der Küste des Kaiser Wilhelms-Landes, nach Finschs (ebd.: 226) Beobachtungen, fast gänzlich. Einzig in Humboldt-Bai sah er tätowierte Frauen. Ziernarben „auf Achseln und Brust, meist in sehr erhabenen Schnörkeln, zuweilen förmliche Figuren bildend“ waren häufiger. Diese gelten „als Schönheit“, vermerkt er. Den Körper zu bemalen sei an der ganzen Küste üblich, wobei rote Farbe die wichtigste ist und schwarz „scheint, wie überall, Zeichen der Trauer zu sein“. Neben diesen Farben und Weiß, die ebenfalls überall üblich sei, kommen in Kaiser Wilhelms-Land noch Gelb und Grau vor. „Wenn Bemalen in der Toilettenkunst der Papuas obenan steht, so besitzen die der Küste von Kaiser Wilhelms-Land noch besondere Toilettenmittel. Dazu gehört eine Art Zahnpulver, anscheinend eine mergelartige graue Erde in Pulverform“. Mit diesem werden die Zähne abgerieben, wodurch sie weiß bleiben – „trotz des Betelgenusses“ (ebd.: 226).



Abb. 26: Tätowierte Frau (Humboldt-Bai)

Die Haare werden laut Finsch (1893: 227) „in noch höherem Masse [...] als bei uns“ „künstlich“ behandelt. „Schon von der zartesten Jugend an wird es mit Farbe, Russ, Erde u. dgl. eingerieben, rasirt, aufgezaust, zu besonderen Frisuren gruppirt“. Wie eingangs erwähnt, sind es hauptsächlich Männer die ihr Haar bearbeiten. Die Art der Behandlung ist altersabhängig, wobei die jungen, unverheirateten Burschen „am putzsüchtigsten“ sind (ebd.).



Stutzer von Grager.

Abb. 27: Stutzer (Grager)

„(E)inem Papuastutzer kostet die Frisur seines Haares allein mehr Zeit als einer Modedame bei uns“ behauptet Finsch (1888: 39). Natürlich ist die Intensität und Art der Bearbeitung auch je nach Individuum verschieden: „Denn auch unter den Papuas gibt es Personen mit schwachem Haarwuchs, der sich selbst bis zur Glatze steigert, obwohl solche im Ganzen sehr selten sind“, so Finsch (ebd.: 227). Kinder haben meistens sehr kurze oder abrasierte Haare, was Finsch (ebd.) zufolge, „schon aus praktischen Gründen geschieht, da das Einsmieren mit feuchter Asche zur Ausrottung der Läuse nicht ausreicht“. Bezüglich des Rasierens meint er (ebd.: 227): „Angesichts des sauber rasirten Kopfhaares [...] muss man staunen, wie diese

Procedur ohne eisernes Werkzeuge möglich ist“. Es werden Steinbeilklingen oder Bambusstückchen zum Schneiden und „gewisse scharfrandige Gräser“ zum Rasieren der Kopfhaare benutzt. Die Barthaare werden meist ausgerissen. Junge Leute rasieren oft den Hinterkopf während sie die anderen Haarpartien länger wachsen lassen, was wie „eine kurze dichte Pelzkappe“ aussieht. Bei längerem Haar wird dieses, nach Finschs Beobachtungen, „zu Zotteln verfilzt“, was durch einreiben „von Erde, Farbe, geschabter Cocosnuss“ vorangetrieben wird. Diese Frisur ist für „das weibliche Geschlecht“ genauso typisch wie für das männliche.

Der „Mop“ – „d. h. jene durch Aufzausen künstlich hergestellte Haarwolke“ – wurde von Finsch in Kaiser Wilhelms-Land nur bei jungen Burschen gesehen. Diese Haarwolken sind allerdings „blos Festschmuck und gelten nicht für alltags“ (ebd.: 227f). Erwachsene Männer „im Osten“ haben ihr Haar oft zu „Gatessi“ bearbeitet, welche deren ganzer Stolz sind: Hierfür werden die Hinterkopfhaare lang gelassen und mit Erde etc. eingerieben, so dass sich „lange gedrehte Strähnen“ bilden (ebd.: 228). Im Westen werden mehr „Zöpfe“ getragen, wie Finsch es nennt. Gemeint ist „eine Vereinigung des gesamten Haares des Hinterkopfes. Dasselbe bildet dann eine dichte [...] Masse, die wagrecht absteht, mit Blattstreifen o. dgl. umbunden [...] oder in besonderen Haarkörbchen getragen wird“ (ebd.). Letztere sind „von feinsten Korbflechtarbeit“ und häufig unterschiedlich verziert. Da die Haarkörbchen nicht von allen Männern getragen werden glaubt Finsch (ebd.: 229), dass sie eine Art „Auszeichnung für Reichere, vielleicht Häuptlinge“ sind. Mancherorts wird der Kopf mit einem Stück Tapa umwickelt. Diese Kopfbedeckung verglich Moeresby „mit der bei den Parsen üblichen“ (ebd.: 230). Auch turbanartige Formen dieser „Tapamützen“ wurden gesichtet und solche die die Form von „Derwischkappen“ haben.

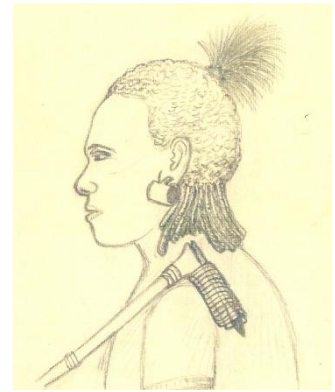


Abb. 28: Mann mit Gatessifrisur (Astrolabe-Bai)



Abb. 29: Mann mit Pandanusblattröhre (Dallmannhafen)

„Derartige Kopfbedeckungen scheinen Auszeichnung der Häuptlinge (Abumtau) zu sein, denn sie sind im Ganzen selten“, bemerkt Finsch erneut (ebd.). Des Weiteren sah er (Finsch 1888: 306) Eingeborene die eine „ca. 40 cm lange Röhre aus Pandanusblatt“ trugen. Er (ebd.) kommentiert diese 'Entdeckung': „(I)ch freute mich, die Urform des Cylinders bei den Papuas entdeckt zu haben. In der That fehlt nur Deckel und Krämpe und die Angströhre ist fertig“. Felle von Beuteltieren (Cuscus) dienen ebenfalls als Kopfbedeckungen und „werden vorzugsweise von solchen Personen benutzt, die ihren spärlichen Haarwuchs damit verdecken und verbergen wollen, man sieht sie deshalb nicht häufig“ (Finsch 1893: 230). Teilweise werden sie auch „als Schmuck über den Haarkörbchen getragen“ (ebd.). Weiter beschreibt Finsch Besonderheiten von Frisuren, nämlich die „Allonge-Perücke“ und den „Zottellockenkopf“: Erstere sah er nur bei zwei Männern und beschreibt sie folgendermaßen: „Das ganze Haar bildet eine colossale 1' tief in den Nacken u. fast ebenso breite herabfallende Perrücke, wie aus einem einzigen dicken Stück Filz, läßt sich auch wie solcher u. schwer aufheben. [...] Die Ohren sind frei“ (Finsch Völkerkunde 14: 13ff). Diese Frisuren „sehen aus wie Allonge-Perrücken aus der Zeit Louis XIV., nur, daß Alles eine starre Maße ist“, sagt Finsch. Und „einer ließ sich diese Colossal-Perrücke gleich abschneiden, was ich u. der Steuermann besorgten“ heißt es in Völkerkunde 14 (13ff). In den Samoafahrten (Finsch 1888: 326) hingegen schreibt er dazu: „... und ehe das Opfer noch recht ja oder nein sagen konnte, setzten wir an,

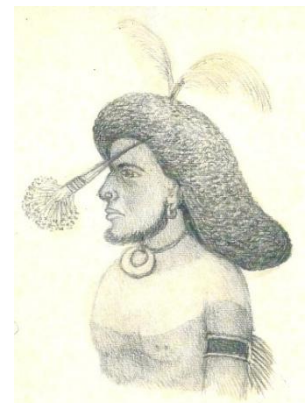


Abb. 30: Mann mit Louis-Perücke (Astrolabe-Bai)

und der seltene Schatz war für die Wissenschaft gerettet“. Die Zottellocken waren etwas häufiger, aber doch rar. Hier ist „das ganze Kopfhaar in dünne Stränge gedreht“ (Finsch 1893: 228). Diese Strähnen sind bleistiftdick, dichtverfilzt und sehen aus wie „ungezupftes Rosshaar“ (Finsch 1888: 157). Auch hier schienen die Besitzer Häuptlinge zu sein, wozu Finsch (1888: 157f) meint:

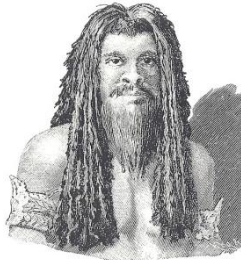


Abb. 31: Mann mit Zottellocken

„Was war erklärlicher als der Wunsch ein paar dieser Locken des hehren Hauptes zu besitzen! Der Eigentümer hatte meine Pantomime richtig begriffen und trennte, noch ehe ich ihm eine Schere reichen konnte, mit eigener Hand einige seiner Staatslocken mit einem Steinbeil ab, das ich sogleich dazu kaufte. Im Museum für Völkerkunde zu Berlin sind diese Schätze jetzt zu sehen, für solche, die sich etwa dafür interessieren sollten“.

Bezüglich der Frisuren des weiblichen Geschlechts erwähnt Finsch (1888: 39): „Nach unseren Schönheitsbegriffen verunziert auch die Haartracht das weibliche Geschlecht noch mehr“. Die Haare werden „von älteren Personen meist kurz abgeschnitten und mit schwarzer Farbe eingeschiert“. Für jüngere Frauen und Mädchen hingegen „gelten dicht verfilzte Locken, die von Farbe, Schmutz und Fett starren und an der Stirn oft bis über die Augen herabfallen, als besonders elegant“ (Finsch 1888: 39).

Bärte sind laut Finsch (1893: 230) nicht sehr beliebt bei Papuas und „(j)üngere Leute entfernen fast ausnahmslos das Barthaar durch Rasiren oder Ausreissen“. Dasselbe gilt für die Augenbrauen dieser Altersgruppe (ebd.: 231). „Erst Männer in vorgerückten Jahren lassen den Bart wachsen, beschneiden ihn aber“ (ebd.: 230). Am häufigsten kamen Backen- und Kinnbärte vor, teilweise zusammen mit Schnurbärten. Letztere aber nie allein (ebd.: 230f). Mancherorts wird besonderer Wert auf die Bartpflege gelegt und derselbe mit Muscheln, Hundezähnen, Eberhauern etc. verziert (ebd.: 231). Reichlich verzierte Bärte kamen Finsch aber nur selten unter, woraus er wiederum schließt, dass „die Träger solcher Bärte [...] Leute von hohem Range“ sind. Ein solcher Bart „gehörte Wulim, einem alten Häuptlinge des Dorfes Rabun in Dallmannhafen, der mir denselben schenkte“, sagt Finsch (ebd.). Dessen Prachtstück war ein „sorgfältig mit kleinen Muscheln umwickelter, an der Spitze in Rohr eingeflochtener Zwickelbart“, der „eine Röhre von 35 cm Länge bildete“ (Finsch 1888: 306). Aufgrund der Länge nimmt Finsch an, dass der Bart „nicht nur aus dem eigenen Haar besteht, sondern dass fremdes mit eingebunden ist“.



Abb. 32: Mann mit verziertem Bart, Haarkörbchen und Brustschmuck (Dallmannhafen)

Zur Haarverzierung zählt Finsch (1893: 231-234) Kämme und „Kopfputz aus Federn“. Erstere sind nur für Männer, speziell für die „Jugend“. Sie werden nicht „im Sinne unserer Kämme, alltäglich gebraucht, sondern dienen mehr als Schmuck bei festlichen Gelegenheiten“ (ebd.: 231). Einige haben Ähnlichkeiten mit „den von unseren Frauen gebrauchten Einsteckkämmen“ und sind oft „sehr kunstreich mit durchbrochener Arbeit und zierlicher Gravirung“ sowie mit Blättern, Federn, Hundezähnen und Samen verziert (ebd.: 232). Federkopfputz ist

meist aus Hahnen-, Papageien- oder Casuarfedern. Im Grunde werden die Federn zusammengebunden ins Haar gesteckt. Auch dieser Schmuck wird „eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten getragen“ – von jungen Leuten oft „nur eine oder wenige Federn (meist weisse Hahnenfedern), von Männern gewöhnlich complicirter Federputz“, weiß Finsch (ebd.: 234). Letztere bevorzugen „Kopfbinden aus Casuarfedern, die [...] aus dicht zusammengebundenen, häufig geschorenen Federn bestehen, also zum Theil bürstenartige Wülste bilden“ (ebd.).



Abb. 33:
Haarkamm
(Angriffshafen)

Stirnschmuck ist ebenfalls für Feste vorgesehen und wird nur von Männern getragen (Finsch 1893: 234). Meist besteht er aus geknüpftem oder geflochtenem, teilweise gefärbtem Bindfaden, welcher mit aufgereihten Muscheln oder Hundezähnen verziert ist (ebd.: 235).



Abb. 34: Mann mit Stirn- und
Haarschmuck (Astrolabe
Gebirge)

Bezüglich des beobachteten Nasenschmuckes meint Finsch (ebd.: 236): „Die Mode des Durchbohrens der Nasenscheidewand (Septum) herrscht auch an dieser Küste, aber nicht alle Männer huldigen ihr und für das weibliche Geschlecht kommt sie kaum in Betracht“. Am häufigsten werden dünne (4 – 6 mm.), runde Stückchen aus „Holz, Rohr, Knochen, Abschnitte von Casuarschwingen oder ein aus Muschel oder Coralle geschliffener Stift“ durch das „Septum“ getragen (ebd.). Auch aus „Perlmutter“ wird Nasenschmuck hergestellt, was nach Finsch (ebd.: 237) „schon wegen der Härte des Materials mit zu den hervorragenden Arbeiten des Kunstfleisses der Papua“ gehört. Mancherorts hatten junge Leute zwei Hundezähne „in der Nase“ (ebd.: 236). Manche der Nasenschmuckstücke sind recht groß. So sah Finsch Keile aus Tridacna-Muschel, „welche zuweilen die monströse Grösse von über 10 Cm. Länge bei 20 Mm. Durchmesser und ein Gewicht von 70 Gr.“ hatten. Von diesen wird nach Finschs Geschmack, das Gesicht „verunziert“ und „entstellt“ (ebd.: 237; siehe auch Finsch Völkerkunde 15: 24f). „Aber »Hofart will Zwang haben« gilt auch beim Kanaker, und so unterwirft er sich willig der Mode, wie dies, trotz mancher Inkonvenienzen bei uns auch geschieht. Denn ein solcher Nasenschmuck ist ja eine Zier des Mannes und verschönert ihn“, bemerkt Finsch (1888: 339). Dasselbe gilt für die Eberhauer, die an der Basis zusammengebunden getragen werden, welche Finsch gelegentlich sah (ebd.: 237): So hatte z.B. in Massilia ein Mann „durch die Nasenscheidewand zwei längsgespaltene und dünn geschliffene Eberhauer [...], die im Verein mit der schwarzen und weissen Bemalung des Gesichtes, die übrigens als Verschönerung dienen soll, ein gar wildes Aussehen verleihen“, schreibt Finsch (1888: 333). Weit harmloser sieht es aus, wenn „ein Nasenflügel durchbohrt und [...] ein dünnes Hölzchen, eine Feder, ein grünes Blatt oder ein Pflanzenstengel in das nur enge Loch ge-



Abb. 35: Mann mit
Eberhauer-
Nasenschmuck
(Massilia)

schmuckstücke sind recht groß. So sah Finsch Keile aus Tridacna-Muschel, „welche zuweilen die monströse Grösse von über 10 Cm. Länge bei 20 Mm. Durchmesser und ein Gewicht von 70 Gr.“ hatten. Von diesen wird nach Finschs Geschmack, das Gesicht „verunziert“ und „entstellt“ (ebd.: 237; siehe auch Finsch Völkerkunde 15: 24f). „Aber »Hofart will Zwang haben« gilt auch beim Kanaker, und so unterwirft er sich willig der Mode, wie dies, trotz mancher Inkonvenienzen bei uns auch geschieht. Denn ein solcher Nasenschmuck ist ja eine Zier des Mannes und verschönert ihn“, bemerkt Finsch (1888: 339). Dasselbe gilt für die Eberhauer, die an der Basis zusammengebunden getragen werden, welche Finsch gelegentlich sah (ebd.: 237): So hatte z.B. in Massilia ein Mann „durch die Nasenscheidewand zwei längsgespaltene und dünn geschliffene Eberhauer [...], die im Verein mit der schwarzen und weissen Bemalung des Gesichtes, die übrigens als Verschönerung dienen soll, ein gar wildes Aussehen verleihen“, schreibt Finsch (1888: 333). Weit harmloser sieht es aus, wenn „ein Nasenflügel durchbohrt und [...] ein dünnes Hölzchen, eine Feder, ein grünes Blatt oder ein Pflanzenstengel in das nur enge Loch ge-

steckt“, wird, wie dies ebenfalls vorkommt. Einmal sah Finsch (ebd.: 237) einen „kleinen Knaben [...], der ein streichholzdickes kurzes Hölzchen longitudinal in einem Loche der Nasenspitze trug“. „Im Osten unseres Gebietes [in Neu Guinea] ist Nasenschmuck in Allgemeinen wenig üblich“, vermerkt Finsch (ebd.: 236). Ohrschmuck hingegen kommt dort vermehrt vor (ebd.: 237).

Ohrschmuck sei „sehr beliebt und mannigfach“ (ebd.: 237). Meistens wird nur das Ohrläppchen eines Ohres durchbohrt, manchmal auch bei der Ohren oder deren Rand statt des Läppchens (ebd.: 237, 238). Es gibt jedoch zahlreiche Leute, die diese „Mode überhaupt nicht mitmachen“ ergänzt Finsch. „Als Ohrschmuck dienen in Ermangelung von etwas Besserem Blumen, bunte Blätter, Blattrollen, häufig ein oder mehrere *Conus*-Ringe, Hundezähne oder aufgereimte *Nassa*, zuweilen Zierrat aus allen drei Materialien“ (ebd.: 237). Der Gebrauch von flachen, runden Schildpattplatten als Ohrschmuck führt dazu, dass die Ohrläppchen sehr ausgedehnt werden, was aber nur mancherorts üblich ist (ebd.: 238). Weiter häufig ist Schildpatt-Ohrschmuck „in Form von Spangen und Reifen“. Die Schildpattreifen werden ineinander gehängt getragen, auch von Frauen: „die Weiber in Humboldt-Bai waren mit solchem Ohrschmuck überladen [...]. Dies gehört insofern zu den Ausnahmen, als das weibliche Geschlecht sonst, gegenüber dem männlichen, auch in Bezug auf Ohrzierart sehr ärmlich bedacht ist“ suggeriert Finsch (ebd.: 239). Meist sieht man bei Frauen nur „einige Hundezähne oder Ringe aus *Conus*“. „Sehr originell“ fand Finsch (1893: 238) „runde Bälle aus Cuscusfell“.

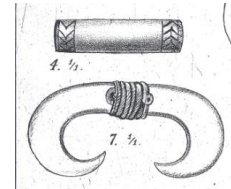


Abb. 36: Nasenschmuck

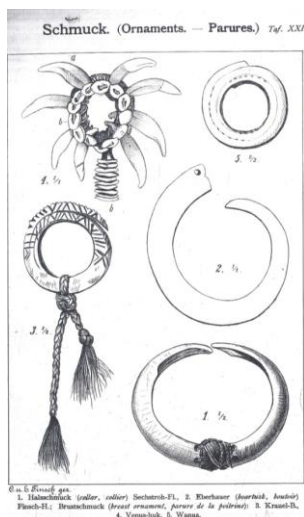


Abb. 37: Hals- und Brustschmuck

Mit Hals- und Brustschmuck verhält es sich ähnlich wie mit Stirnschmuck: Meist handelt es sich dabei um Stricke, welche um den Hals oder an der Brust getragen werden. Sie werden oft gefärbt und ebenfalls mit Muscheln, Hundezähnen, Samenkernen und seltener mit den wertvollen Eberhauern verziert. Äußerst selten kamen Finsch „Halsketten aus aufgereihten Abschnitten langer Krebsbeine, abwechselnd mit einzelnen *Nassa*“ unter (ebd.: 240). Des Weiteren kam es vor, dass Halsschmuck rein aus zwei riesigen Eberhauern bestand, die zusammengebunden wie ein Kreis um den Hals getragen wurden. Diese Eberhauer „gelten auch an dieser Küste als die grösste Kostbarkeit und ich habe sie nur an wenigen Plätzen [...] zu sehen, noch weniger zu kaufen vermocht, schon deshalb, weil die Eingeborenen solchen Schmuck ängstlich zu verbergen pflegen“, erklärt Finsch (1893: 242). Für die männlichen Eingeborenen der ganzen Küste sind Hals- und Brustschmuck, vor allem bei Festen, sehr wichtig.

Frauen hingegen begnügen sich auch hier mit einfacherem, so z.B. „Halsstrickchen“ an denen Blätter festgemacht werden. Deren „hübsche Färbung verliert sich schnell im Gebrauche“, sodass die Strickchen „bald derart schmutzig und unansehnlich“ werden, „dass sie sich für die Sammlungen kaum mehr eignen“, sagt Finsch. Nichtsdestotrotz seien „derartige un-

scheinbare Dinge manchmal sehr schwer zu erlangen“ (Finsch 1893: 239). So gab ein „anscheinend hervorragender“ Mann seinen Halsstrick „nur sehr ungern und gegen gute Bezahlung“ her. Überhaupt schien es Finsch, als seien „derartige Stricke [fingerdicke deren Enden vorne in zwei Knoten geschlagen sind] Auszeichnung der Häuptlinge“ (ebd.). Des Weiteren unterscheidet Finsch (ebd.: 243) Brustkampfschmuck von gewöhnlichem Brustschmuck, wobei ersterer jedoch „nicht ausschließlich beim Kampf gebraucht wird, um, mit den Zähnen festgehalten, den Gegner herauszufordern, sondern überhaupt als werthvoller Ausputz der Männer zu betrachten ist“. Er (Finsch 1888: 91) bezeichnet den Kampfschmuck als „ein Attribut des waffenfähigen Mannes“. Das Aussehen von Kampfbrustschmuck ist zwar facettenreich, dennoch haben alle eine gewisse Ähnlichkeit; Meist handelt es sich um ein Flecht- oder Strickwerk, das oft mit zwei Muscheln, „die durch einen Querriegel verbunden sind“, oder Eberhauern, verziert ist (Finsch 1893: 239). Besonderer Trauerschmuck ist Finsch „nicht bekannt geworden“.

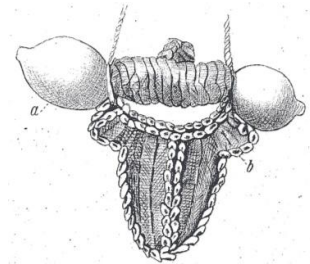


Abb. 38: Kampfschmuck (Finschhafen)

Armbänder sind gewöhnlicher Weise „aus Pflanzenfaser (Art Gras)“ geflochten und an der ganzen Küste „unumgänglich nothwendige(r) Ausputz für beide Geschlechter“ (ebd.: 245). Solche die am Oberarm getragen werden „dienen unter Anderem zum Festhalten des Kno-

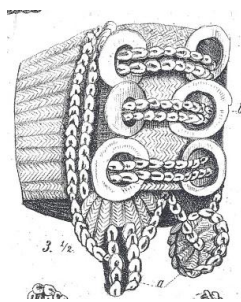


Abb. 39: Armschmuck (Grager)

chendolches“. Armbänder oder -ringe werden beispielsweise aus gespaltenem Rottang geflochten und bis zu einem Dutzend zusammengebunden getragen. Kleinere Ringe, vermutet Finsch (ebd.: 246), seien für Kinder. Armbänder sind, wie die meisten Schmuckarten, häufig gefärbt und mit den bereits genannten Utensilien, wie Samen, Blätter, Federn, Muscheln, Hundezähnen und Eberhauern verziert. Es gibt auch Armbänder die aus Muscheln hergestellt werden, was Finsch (1893: 246) besonders lobt: denn die „so kunstreiche Bearbeitung“ dieses harten Materials (wie Trochus, Tridacna etc.), ohne eisernem Werkzeug, sei sehr bewundernswert. Über einen Muschel-Ring schreibt Finsch (1893: 221f) beispielsweise: „Ein mir vorliegender Ring von 10 Mm. Dicke und 85 Mm. Durchmesser im Lichten ist so sauber und accurat geschliffen, dass seine Herstellung europäischer Kunst Ehre machen würde“. Deshalb stehen diese Stücke „unter den mancherlei bewundernswerthen Arbeiten des Kunstfleisses der Steinzeit“ obenan. Ebenso die „breiten Ringe aus gebogenem Schild-

„Nach sachverständigem Urtheil erfordert es bei unseren Hilfsmitteln schon einen geschickten Arbeiter, um aus einem Stück Schildpatt eine regelmässig runde Manschette zu biegen. Wenn daher bei nackten Wilden schon diese Technik volle Anerkennung verdient, so müssen wir ihre künstlerischen Leistungen der Ornamentirung vollends bewundern. Die zum Theil sehr tief eingravirten, ja zuweilen durchbrochen gearbeiteten Muster stellen sich in regelmässiger schwungvoller Zeichnung nicht selten europäischen ebenbürtig zur Seite“ (Finsch 1893: 246).

Die Fähigkeit, Schildpatt derartig zu bearbeiten, besitzen nicht alle Papuas. Vielmehr beherrschen dies nur einige Individuen; Es gibt „wie bei uns nur gewisse Künstler“, sagt Finsch

(1893: 247). Von deren Können hängt das Aussehen des jeweiligen Stückes stark ab. So „herrscht grosse Verschiedenheit“ und Finsch (ebd.) sah „kaum zwei völlig gleiche“ Muster an Armbändern.

Beinschmuck, welcher „nicht selten unter dem Knie getragen“ wird, ist ähnlich den Oberarmbändern aus „feinem Flechtwerk von Gras und Faser“, oder auch aus Rottang. Es gibt ihn ebenfalls gefärbt und verziert. Manche werden auch „ums Fesselgelenk“ getragen.

Unter Leibschmuck versteht Finsch (ebd.: 248) „gewisse Arten von geflochtenen und Rindengürteln“. In Zusammenhang mit Tapaschambinden zählen sie zur Bekleidung, ansonsten gehören sie jedoch zum „Ausputz“, weiß er. Auch sie werden fast nur von Männern, zu Festlichkeiten getragen und sind überhaupt selten. Sie sind ebenfalls oft gefärbt und in üblicher Weise verziert.

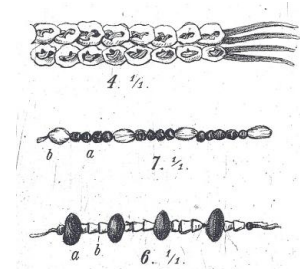


Abb. 40: Leibschnüre

Sitten und Bräuche

Bezüglich Sitten und Bräuche der Eingeborenen des Kaiser Wilhelms-Landes konnte Finsch (1893: 251), wie er selber sagt, „nur in sehr beschränkter Weise Notizen sammeln“. Denn seine Aufenthalte an den verschiedenen Orten waren immer sehr kurz. Miklucho-Maclay jedoch hat, was Astrolabe angeht, sehr genau darüber berichtet. Finsch bestätigt dessen Aussagen und meint dasselbe gelte für die Südküste Neu Guineas. Seine Wissenslücken über Sitten und Bräuche von Kaiser Wilhelms-Land füllt er mit seinen Erfahrungen der Südküste und Maclays Berichten auf.

Kulturstufe und Bildung

Insgesamt meint Finsch (1893: 180), dass die Bewohner von Kaiser Wilhelms-Land höher entwickelt sind und auf einer „Stufe der Entwicklung, die sich nicht allein durch bemerkenswerthen Fleiss auszeichnet, sondern auch in künstlerischer Begabung und Ausführung verschiedener Arbeiten als eine hohe bezeichnet werden muss“, befinden.

Dies begründet er (Finsch 1888: 57) zum Beispiel durch den Landanbau: „Für die Papuas liegt übrigens schon in der Bodenbearbeitung ein charakteristischer Zug der ganzen Rasse, durch welche sie die höhere Stufe ihrer Gesittung so vorteilhaft bekundet“. Und diese "Gesittung" könne man ihnen weder aufgrund ihrer Nacktheit noch aufgrund des Vorkommens von Kannibalismus absprechen. Außerdem seien „(I)etztere beiden Übel [...] ja nur in unseren Augen solche, in Wirklichkeit aber durch Usus überkommene Gewohnheiten unabhängig von Gesittung wie Moral“ (ebd.: 57f).

Bauwerke, wie zum Beispiel die Versammlungshäuser, sind ebenfalls Beweis für eine höhere Stufe der Entwicklung:

„Als Bauwerk betrachtet, sind diese Häuser, namentlich der sogenannte Tempel, das Versammlungshaus, wahre Kunstbauten, u. offenbar das Product reiflichen Nachdenkens irgend eines begabten Kopfes, eines Heinrich Müller unter diesen Wilden. Man muß dabei in Rücksicht nehmen u. dies fällt un-

geheuer ins Gewicht, daß diese ganzen Bauten mit immerhin doch sehr unvollkommenen Werkzeugen und nur Steinwerkzeugen errichtet wurden [...]. Denn was sie damit leisteten geht weit über das zum Leben Nöthige, über das Schaffen einer Wohnung als Schutz gegen Regen u. Sonne hinaus, hier herrscht Ordnung, Reinlichkeit, ein gewisser Comfort, der Behaglichkeit verräth. Man staunt über den Aufwand an Kraft und Mühe, die Zeit gar nicht mitgerechnet, da diese doch für einen Papua keinen Werth hat, die hier verschwendet u. nur durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken Vieler möglich wurde. Diese mußten alle von einer Idee durchdrungen sein, bei der der Schönheitssinn einen bedeutenden Antheil hat. Denn ohne Zweifel würden die Häuser auch ohne das hohe thurmartige Dach, als Wohnung ebenso practicabel sein. Man wird also diesen anscheinend Wilden jedenfalls die ersten Anfänge der Cultur u. zwar was die Baukunst anbelangt, bereits recht erhebliche, nicht absprechen können u. es zeigt dies wieder recht deutlich, daß die Nacktheit gar nichts mit dem Bildungsgrade der Menschenrasse oder des Stammes zu thun hat, ebensowenig als die Schamhaftigkeit“ schreibt Finsch (Völkerkunde 19: 19-24).

Dass die Eingeborenen hauptsächlich als primitiv gesehen werden, liege Großteils an der Vorstellung der zivilisierten Gesellschaft meint er (Finsch 1888: 358f):

„Dem civilisierten Herrn der Schöpfung ist es eben mit der Civilisation eingepflicht, seine nacktgehenden Speciesgenossen für wild und schamlos und wo möglich für bildungsunfähig obendrein zu halten. Das sind die Papuas nun aber keineswegs. [...] An Bildungsfähigkeit mangelt es ihnen gewiss nicht, aber es ist zu bezweifeln, ob sie die Notwendigkeit, eine höhere Bildungsstufe zu erlangen, überhaupt einsehen und bei gebotener Gelegenheit benutzen werden“.

Denn „der Papua“ fühlt sich „im Kulturzustand der Steinzeit sehr wohl“ behauptet Finsch (ebd.: 359) und weiter: „warum sollte er also eine Änderung wünschen, die nur nach unseren Anschauungen eine Aufbesserung seiner Verhältnisse ist. Dass solche sogenannten Naturmenschen viel mehr zu leisten verstehen und leisten, als ihre geringen Bedürfnisse erheischen, das zeigte sich wieder einmal recht deutlich angesichts dieser Bauwerke“.

Verhalten und Moral

Immer wieder erwähnt Finsch, dass die Moral der Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land eine hohe sei:

„was diese Menschen vor allem so vorteilhaft auszeichnet ist ihre grosse Moral, wie ich dies bei allen noch unberührten Völkern gefunden habe. So kennen sie z. B. nichts von Trunkenheit und jenen bösen Krankheiten, welche unter anderem Cook als erstes, leider bleibendes Geschenk der Civilisation den guten Hawaïern mitbrachte. Leidenschaftloser als wir, sind sie auch glücklicher, das ist gar kein Zweifel, und ich muss immer über das Bedauern der civilisierten Welt lächeln, welche alle Menschen durch unsere Civilisation glücklich zu machen meint. Das geht eben nicht überall; am wenigsten können diese Naturmenschen mit einem Satze in die Civilisation, und dankbar für die Wohlthaten derselben, hineinspringen, wie man dies so häufig erwartet“ (Finsch 1888: 169).

„(D)iese Naturkinder [haben] so gut ihre Licht- und Schattenseite, wie wir, doch merkt man von beidem weniger“, ist Finsch (ebd.) überzeugt. „Denn Menschen bleiben Menschen und sind sich überall im grossen und ganzen gleich“. Mitunter bezeichnet er die Eingeborenen (z.B. von Humboldt-Bai) als Kleptomanen und meint man könne sie nicht von ihrer Stehlsucht freisprechen (siehe Finsch 1888: 343; Finsch Völkerkunde 19: 57). Er betont jedoch, dass sie sehr gut wissen, „dass Stehlen immerhin unrecht ist“. Allgemein besitzen sie darin „noch längst nicht das Raffinement des Weissen und lernten dasselbe erst“ (Finsch 1888: 169). Doch diejenigen Eingeborenen die bereits viel Kontakt mit Weißen hatten „verstanden so geschickt als ein grossstädtischer Taschendieb zu stehlen“ (Finsch 1888: 355). Dabei be-

dienen sie sich meist der Zehen und nicht der Hände. Finsch (1888: 71) staunt über „diese beliebte Manier, mit der fast nackte Menschen trotz strengster Aufsicht zu eskamotieren wissen“. Jedenfalls seien die Eingeborenen keineswegs „jene notorischen Räuber und Mörder, für welche sie [...] meist erklärt werden, da ja nach der gewöhnlichen Auffassung Raub und Mord gleichsam in ihrem Blute liegen, denn dafür sind sie eben »Wilde«! Ein solches Urteil würde aber kein gerechtes sein!“ (Finsch 1888: 138). Denn er habe Fälle erlebt, „wo Eingeborene eben so menschlich als wir handelten“.

Überhaupt haben sich die Eingeborenen nach Finschs Erfahrungen im Großen und Ganzen überall gut verhalten, waren anständig und freundlich. Auch hat er Gastfreundschaft erfahren und zumindest einmal Geschenke erhalten. Dennoch ist Finsch (siehe z.B. 1888: 301; Völkerkunde 19:30) der Meinung, dass die meisten Eingeborenen Geschenke im wirklichen Sinn gar nicht kennen. Folglich müsse man mit der Annahme solcher sehr vorsichtig sein, da häufig gelte: „was sie heute schenken, erwarten sie morgen vielfältig zurückerstattet“ (Finsch 1888: 305). „Denn Nehmen ist seliger als Geben scheint auch dem Kanaker in der Schule des Naturmenschen die eigentliche Lebensweisheit; ein Spruch der sich ja wie ein roter Faden durch das ganze Kanakertum der Menschheit zieht, wie das Nehmen überhaupt“, behauptet Finsch (1888: 168). Dafür bekam er des Öfteren Friedens- und Freundschaftszeichen. Ersteres sah immer anders aus: einmal erhielt er von einem Eingeborenen ein Stückchen Rottang, in das acht Knoten geknüpft waren (Völkerkunde 13a: 4). Andernorts machten die Eingeborenen Friedenszeichen „indem sie in eine trockene Blattfaser von Cocosnuß Knoten knüpften“. Daraus schließt Finsch (Völkerkunde 13a: 19f): „also das Knotenknüpfen ist die Hauptsache“. Zu freundschaftlichem Verhalten erzählt er (Finsch 1888: 370), dass in Kaiser Wilhelms-Land, „wie überall in Melanesien, die unserem Geschmack wenig behagende Umgangsform (herrscht), Fremde am Arm oder der Hand zu halten. Es ist ein Zeichen der Freundschaft, von dem ich mich aber stets losmachte, denn man behält doch lieber die Hände frei, um wenigstens nicht ganz wehrlos erschlagen zu werden“.

Weiter bewundernswert an den Eingeborenen findet Finsch (1888: 107), dass eine „Decenz“ herrsche, „die vielen Kulturmenschen zum Muster dienen könnte“. Als Beispiel führt er folgendes Erlebnis an: „Als sich einst einer unserer Leute beim Baden unbekleidet zeigte, verbargen alle Frauen und Mädchen scheu ihre Gesichter“. Dann fügt er (ebd.) hinzu: „ich will diesen einen Fall nur deshalb anführen, weil man gewöhnlich geneigt ist, von sogenannten Wilden gerade ein entgegengesetztes Betragen vorauszusetzen“. Auch sonst sah Finsch (Völkerkunde 19: 22f) „nie etwas Indecentes, obwol junge, mannbare Mädchen total nackend laufen“. Die Gemeindehäuser sind ebenfalls Beweis dafür: Denn in den Häusern, die von mehreren Familien bewohnt werden, wäre es ein gar enges „Zusammenleben heranreifender Knaben u. Mädchen, deren Verkehr die herrschende Dunkelheit viel Vorschub leisten würde“ (ebd.: 23f). Deshalb „quartirte man die mannbaren Jünglinge aus u. so entstand das Junggesellenhaus! der sogenannte Tempel!“, suggeriert er (Finsch Völkerkunde 19: 24) und fügt hinzu: „Eine löbliche Einrichtung“.

Bezüglich des Ehelebens sei die Moral „wie fast bei allen Stämmen papuanischer Race, so lange dieselben noch unberührt blieben“ eine sehr strenge, behauptet Finsch (1893: 251). „Der Verkehr mit Weissen ändert diese Verhältnisse indessen häufig sehr bald“. Dass ihm 1884 Männer aus Neu Irland ihre Frauen anboten sieht er als Beweis dafür. Er fügt aber hinzu, „dass derartige Offerten noch keineswegs als Zeichen der herrschenden Unsittlichkeiten gelten dürfen. In den meisten Fällen sucht der Eingeborene ein Stück Tabak als Vorausbezahlung zu erlangen, und das ist Alles“ (Finsch 1893: 251; Finsch Völkerkunde 11: 1).

Maclay berichtete über die Maclayküste, dass dort Monogamie herrsche und dass Patenschaften üblich seien. Das heißt, der Pate gibt dem Neugeborenen anstelle der Eltern einen Namen. Maclay wurde häufig um Patenschaft gebeten und so hörte Finsch von den Eingeborenen des Öfteren, dass dieses oder jenes Kind ein Patenkind Maclays sei. Von anderen Besuchern, so kritisiert Finsch (1893: 251), wurden diese Patenkinder oft „gedankenlos als Maclay's Frau oder Kinder bezeichnet“, was natürlich zu falschen Annahmen führen kann.

In Astrolabe-Bai kommen nach Maclay Beschneidungen vor. Finsch hat dies dort ebenfalls gesehen, an anderen Orten hingegen nicht. „Die Operation wird, wie bei den alten Juden, mittels eines scharfen Steines verrichtet, und zwar im 13. bis 14. Jahre“. Mit Pubertät habe sie nichts zu tun, meint Finsch (ebd.), denn er sah bereits 6/7-jährige beschnittene Burschen.

Kannibalismus

Finsch ist der Meinung, dass „Cannibalismus [...] bis jetzt nicht aus Kaiser Wilhelms-Land nachgewiesen“ ist. Er kritisiert die Behauptungen, die das Gegenteil versichern. Denn dabei handle es sich meist um Vermutungen bzw. Informationen über drei und mehr Ecken: Einer hat erzählt, dass einer gehört hat, dass ein anderer etwas gesehen haben will etc. Außerdem würden häufig voreilige bzw. falsche Schlüsse aus (unzureichenden) Beobachtungen gezogen werden – wie z.B. dass die menschlichen Unterkiefer die an Häusern hängen Hinweis auf Kannibalismus seien, obwohl sie in Wirklichkeit Andenken an Verstorbene sind. Deshalb findet Finsch (ebd.: 251), dass solche Annahmen nicht ausreichen „um daraufhin Cannibalismus als zweifellos bestehend anzunehmen“.

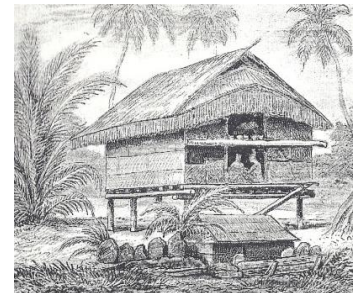


Abb. 41: Haus mit Grab

Verehrung Verstorbener

„Die Pietät gegenüber Verstorbener bekundet sich schon in den Gräbern“, meint Finsch und ergänzt, dass es davon allgemein wenige gibt. Denn Verstorbene werden laut Maclay (nach Finsch ebd.) oft in den Hütten vergraben. Finsch sah außerdem Gräber „aus einem Plankenzaun, in welchen bunte Blattpflanzen, zuweilen Betelpalmen gepflanzt“ wurden. Auch „ein viereckiger flacher Holzrahmen, der mit weissem Sande“ gefüllt war, kam ihm (ebd.: 251f) unter. Ebenso wird manchmal bzw. an manchen Orten als Grabstätte „ein kleines Häuschen errichtet“, um das „eine Einfriedung von Corallenstücken oder Cocosnüssen gelegt“. Mumifizierung soll ebenfalls beobachtet worden sein (Finsch 1893: 252).

„Jedenfalls sind Menschen, welche ihren Toten solche Pietät beweisen, keine Wilde. Aber ich habe manchem grossen Kanakerbegräbnis beigewohnt und will gleich hier einfügen, dass es sich in einem solchen Falle stets um Vornehme, Reiche handelte. Mit unbemittelten und Armen macht man, wie bei uns, nicht viel Federlesen, um sie unter die Erde zu bringen; deswegen gehen die Dorfbewohner nicht wochenlang mit geschwärztem Gesicht oder wie es sonst die Trauergebräuche der Papuas erheischen“, kommentiert Finsch (1888: 176f).

„Todtenverehrung“ zeige sich allerdings nicht nur an den Grabstätten und Bestattungsbräuchen, „sondern auch im Verwahren von Andenken an die Verstorbenen“ (Finsch 1893: 252). So beobachtete sowohl Maclay als auch Finsch (ebd.: 252f), dass die Überreste der Begrabenen nach etwa einem Jahr wieder ausgegraben und die Unterkinnladen „als theures Andenken verwahrt“ werden – teilweise als Armbänder getragen.

Festlichkeiten und Tabu

Musikalisch handle es sich bei den Eingeborenen der Kaiser Wilhelms-Küste, wie auch andernorts, „in erster Linie weniger um Musik, als um Lärm machen“, bestätigt Finsch Maclays Aussagen (nach Finsch 1893: 253). Die wichtigste Rolle spielen Trommeln, die meist aus Hartholz sind und mit Eidechsenhaut bespannt werden. Manche haben Schnitzereien am Henkel, manche sind ganz einfach. Finsch (ebd.) meint dazu:



Abb. 42:
Trommel
(Grager)

„Wenn man bedenkt, welche Mühe es machen muss, ohne eisernes Geräth ein 70 Cm. langes Stück harten Holzes allein nur auszuhöhlen, so wird man, ganz abgesehen von der oft sehr kunstreichen und geschmackvollen Schnitzarbeit, diese Trommeln mit unter die besonders hervorragenden und bewundernswerthen Leistungen der Papuakunst rechnen müssen. Auch das ideale Streben des Menschen in der Steinzeit verdient dabei volle Würdigung“.

Einige der Trommeln dürfen von Frauen gesehen werden (ebd.: 254). Auf diesen spielen die Tänzer meist ihre Begleitmusik zum Tanz. Andere Trommeln hingegen, wie die großen „trogähnlichen Signaltrommeln“, sind Teil jener Instrumente die für Frauen tabu sind, weiß Finsch (ebd.). „Wenn die Papuas Neu-Guineas auch kein rechtes Wort für das »Tabu« der Ozeanier zu haben scheinen, so ist die Sitte doch vorhanden“ sagt er (Finsch 1888: 106) und meint: Allein der Klang der Tabu-Instrumente genügt um „Weiber und Kinder zu verjagen“ (Finsch 1893: 254).

„Man hat ihnen davor eine so grosse Furcht eingeflößt, dass jede Frau glaubt, der blosse Anblick einer Trommel würde genügen, sie zu töten, ja selbst der Ton wirkt schon erschreckend und treibt die Weiber in das Innere ihrer Hütten. Diese Furcht hat nichts mit Götzenkultus, Heilighaltung und dergleichen zu thun, sondern ist von den Männern nur aus Klugheit ersonnen worden, damit sie ungestört von den Frauen und Kindern ihre Feste feiern und ihre Schmausereien halten können. Damit erklärt sich das mysteriöse Dunkel sehr einfach und praktisch. Und vergessen wir doch nicht, dass im Leben der Kulturmenschen die Männerwelt vielfach bevorzugt ist und in ihren Klubs, Logen u.s.w. heitere und ernste Versammlungen abhält, an denen die Damen nicht teilnehmen dürfen und die für sie ebenfalls »tabu« sind“ (Finsch 1888: 106).

Ein weiteres Tabu-Instrument sei die „Blasekugel“, d.h. „eine sehr kleine, kugelförmige Steincocosnuss, mit einem Loche zum Hineinblasen und Löchern zum Fingern“ (Finsch 1893: 254). Allerdings gelte das Tabu dieses Blasinstruments für Frauen zwar in Konstantinshafen, nicht aber in Neu Britannien. Dort wird dieses Instrument „gerade nur vom weiblichen Geschlecht benutzt“, so Finsch (ebd.). Weitere gesehene Musikinstrumente sind ein Schlagin-

strument aus Bambus und eine „Bamburöhre“, „die ebenfalls nur zum Lärmmachen dient“. Außerdem sah Finsch Rohrflöten. „Sie waren oben in dieser Weise ausgeschnitten, so daß man wol wie in eine Papagenoflöte hineinblasen muß u. hatte keine Löcher zum Fingern“ beschreibt Finsch (Völkerkunde 18: 50ff) sie. Von den Etna-Reisenden wurden sie als heilig bezeichnet, was Finsch (1888: 357) jedoch bezweifelt:

„Ich versuchte sogleich eine dieser »heiligen« Flöten, was die guten Eingeborenen-Seelen unendlich amüsierte, denn ich brachte keinen Ton hervor. Hätte ich es gewagt, ein Hobeisen hervorzuholen, so würden sie mir gern eine solche Flöte verkauft haben, so musste ich mich mit einer Abbildung [...] begnügen. Es waren eben Flöten, Rohrflöten, wie anderwärts in Melanesien, ohne alle religiöse Bedeutung, sind aber wahrscheinlich wie manche andere Instrumente für die Frauen »tabu«“.

Die Eingeborenen von Konstantinhafen führten auf Finschs Wunsch einen ihrer Tänze („Mun“) auf, wozu Finsch (1893: 254) bemerkt: „Die Vorstellung bot für mich durchaus nichts Neues, denn sie bestand nur in dem üblichen Lärmmachen, wilden Springen und Trampeln, wie dies überall bei derartigen Papuaaufführungen der Fall ist“. Er ergänzt jedoch: „die Leute hatten keine Vorbereitungen treffen können und improvisierte Festlichkeiten der Eingeborenen sind allemal ein mehr oder minder kläglicher Abklatsch der wirklichen“ (ebd.). Dennoch fand er es interessant „diese Gebräuche“ (wie er sie von der Südostküste kannte) auch in Kaiser Wilhelms-Land gesehen zu haben (Finsch 1888: 69). Außerdem zeuge die Bereitwilligkeit „auch in aussergewöhnlicher Zeit einen »Mun« zum besten zu geben, [...] von dem guten Einvernehmen mit den Eingeborenen und war als eine besondere Auszeichnung und Ehre“ für Finsch und seine Begleiter zu sehen (Finsch 1888: 69).



Abb. 43: Masken
(Dallmannhafen)

Den Kernpunkt von Männerfesten beschreibt Finsch (1893: 255) nach Maclays Notizen als „grossartige Schmauserei, wobei Schweine geschlachtet werden und eine Kawabole den Schluss bildet“. In Rabun (Dallmannhafen) nahm Finsch an einem Festmahl teil, das er (Finsch 1888: 311) folgendermaßen beschreibt:

„Erster Gang: rötliche Sagoklöße (zähkleistrig, unkaubar, daher nach Angabe der Eingeborenen nur ganz zu verschlingen, was uns nicht gelang); zweiter Gang: kleine sprossenartige Fische mit den Eingeweiden geröstet (nicht übel); dritter Gang: gekochte Tiere einer kleinen Muschel (Neritina), mit den Zinken der Haarkämme aus der Schale gezogen (indifferent), dazu als Konfekt essbare Erde, als Getränk Wasser und frische Kokosnussmilch. Das war freilich keine Bremer Schaffermahlzeit, aber das Hauptstück der Tafel, ein in der Erde zwischen heissen Steinen gedünstetes Schwein (Bohr), sollte ja erst zubereitet werden. Aber wir hatten keine Zeit darauf zu warten, obwohl uns damit ein Genuss entging. Denn ich darf versichern, dass in dieser Manier gar gemachtes Fleisch nicht zu verachten ist und getrost auf unserer Tafel erscheinen dürfte, wenn nicht das für uns unentbehrliche Salz fehlte“.

Des Weiteren spielen bei Festen geschnitzte Masken oft eine bedeutende Rolle. Diese werden bemalt und verziert und für das Fest auf dem Kopf getragen (1893: 255). Frauen und Kinder dürfen am Männerfest nicht teilnehmen, da es für sie tabu ist. Es gibt jedoch auch Feste, an welchen alle teilnehmen.

Oft werden Schädel von Tieren innen an den Wänden von Gemeindehäusern befestigt. Meist handelt es sich um Schweineschädel, wie Finsch (Völkerkunde 18: 53-55) annimmt „wol meist von zahmen Schweinen, d.h. gezähmten Wildschweinen, da die Schädel keine Zerschmetterungen zeigten“. Es kommen aber auch andere Dinge vor, wie „Köpfe grosser Fische, Schildkröten, Körbe mit Ueberbleibsel von Essen u. dgl.“ (Finsch 1893: 195). Finsch interpretiert sie „als Erinnerungszeichen der hier [im jeweiligen Gemeindehaus] abgehaltenen Schmausereien“ (ebd.) und meint dies sei „eine weitbereitete Sitte in Neu Guinea [...] z.B. in Hood Bai u. Keräpuno“ (Finsch Völkerkunde 18: 53-55). „Auch die Schnitzereien von Thieren, welche ausser- oder innerhalb der Versammlungshäuser angebracht sind, dienen jedenfalls nur als Erinnerungszeichen besonders grosser Festlichkeiten, wobei die betreffenden Thiere (meist Fische, seltener Eidechsen, Schildkröten oder Vögel) eine Hauptrolle spielten“ ist Finsch (1893: 195f) überzeugt. Diese Schnitzereien seien in fast allen Gemeindehäusern zu finden und „oft so naturgetreu dargestellt, dass manchmal die Gattungen zu erkennen sind“ lobt er (ebd.: 195) und ergänzt: „Bemerkt mag noch sein, dass ich nie eine Darstellung von Schweinen sah, aber für die Erinnerung an solche dienen ja die Schädel zur genüge“ (ebd.: 196). Beide Art Andenken haben „nichts mit religiösen Anschauungen zu thun“ schließt Finsch (ebd.: 195).



Abb. 44: Telum
(Dallmannhafen)

Telums

Sogenannte Telums sind Holzschnitzereien (siehe Finsch 1893: 256). Meist stellen sie Menschen dar – häufig Männer, manchmal Frauen – und seltener Tiere. Teilweise ist auf einer Seite der Figur ein Mensch und auf der anderen ein Tier geschnitzt. Die Proportionen stimmen meist nicht. So sah Finsch sehr viele Menschenfiguren die einen überdimensionalen Kopf und ein überdimensionales oder extrem kleines Geschlechtsteil hatten. „Beachtenswert ist die völlige Nacktheit aller dieser menschlichen Darstellungen, der Telum und wie sie sonst heissen, gegenüber der sorgfältigen Lendenbekleidung ihrer Verfertiger“, erwähnt Finsch (1888: 75). Die Mehrzahl der Telums ist in Rot, Schwarz und Weiß bemalt (Finsch 1893: 256). Die einzelnen Figuren unterscheiden sich durch Eigennamen voneinander (siehe Finsch 1888: 50). Sie sehen alle anders aus, Finsch hat keine zwei gleichen gefunden, „wie dies stets bei Arbeiten der Papuakunst vorkommt“, ergänzt er (Finsch 1893: 258). Jedenfalls handle es sich bei diesen Schnitzereien um „eine Riesenleistung in Bildhauerarbeit der Steinzeit“ (ebd.: 256). Und „(m)an staunt, unter voller Berücksichtigung der primitiven Werkzeuge, nicht nur über den Fleiss und die Ausdauer, sondern fast noch mehr über den idealen Zug im Geiste des Papua, welcher selbst vor einer solchen Riesenarbeit nicht zurückschreckte“ vermerkt Finsch (1888: 48f). Denn für ihn waren es zweifelsfrei „geistige Interessen, welche die sonst so lässigen Menschen zur Verkörperung einer Idee begeisterte, die keinen praktischen Hintergrund hat“ (ebd.). Er bekam nicht viele dieser Figuren zu sehen und nicht einmal Maclay wusste näheres über den Sinn und Zweck dieser „Telum“ oder „Tselum“ (siehe Finsch 1893: 256). Dennoch glaubt Finsch zu wissen, dass die großen Telums „mit Ahnen und Verehrung derselben in engstem geistigen Verbande“ stehen (ebd.), indem sie „ähnlich wie

unsere Denkmäler berühmte Personen, Ahnen, darstellen“ (Finsch 1888: 49). So sind die Telums seiner Meinung nach aufs engste mit der Geschichte der Papuas bzw. der jeweiligen Stämme in deren Besitz sie sind, verbunden. Deshalb werden wahrscheinlich „gewisse Telums besonders und im Sinne von etwas Heiligem (?) verehrt“, vermutet Finsch (1893: 256). Er betont aber, dass sie keinesfalls etwas mit Religion zu tun haben und nicht als „Götzenbilder unter den Begriffen, die wir in unserer Vorstellung daran knüpfen“ zu verstehen sind (ebd.). Darum sind sie „nur für die Wissenschaft von höchster Bedeutung“ (Finsch 1888: 49). Denn „(w)er es verstünde die Geschichte dieser Telums zu ergründen [...], würde möglicherweise Aufschluss über die Herkunft des Volkes oder Stammes geben können“ glaubt Finsch (ebd.). „Aber wahrscheinlich ist die Geschichte vieler Telums bei der jetzt lebenden Bevölkerung bereits verloren gegangen, denn manche scheinen sehr alt zu sein“ fürchtet er (Finsch 1888: 49f). Von den großen Telums wollte er in Bongu einen kaufen: „Meine Bemühungen, diesen Schatz für das Berliner Museum zu erstehen, scheiterten an der Uneinigkeit der Männer. Denn ohne Zweifel war der Telum Mul Gemeindeeigentum nicht nur von Bongu, sondern die Männer von Korendu und Gumbu hatten ebenfalls mitzubeschliessen“ schreibt Finsch (1888: 50). In Finschhafen sah er Telums aus Baumstämmen geschnitzt, die mit den Wurzeln noch in der Erde waren (Finsch 1893: 256).



Abb. 46:
Telum
(Guap)



Abb. 45: Weiblicher
und männlicher
Talisman (Guap bzw.
Dallmannhafen)

Neben den großen Telums gibt es auch mittelgroße und sehr kleine. Diese, so vermutet Finsch, sind Nachbildungen der Großen und dienen als Talisman. Auch Masken der Feste werden im Kleinformat nachgebildet. Er (ebd.: 256f) fügt hinzu: „Wenigstens scheint mir dies vorläufig die einzig richtige Deutung, denn dass alle diese kleinen Figürchen keine Götzenbilder sind, darüber kann kein Zweifel herrschen“. Die kleinen Telums werden teilweise auf dem Brustschmuck oder im Brustbeutel getragen. Weiter gibt es solche, die am Ende zugespitzt sind, damit man sie in die Erde stecken kann (ebd.: 257). So nimmt Finsch an, dass diese „dem Gedeihen der Pflanzungen glückbringende Talismane sind“.

Ebenfalls eine wichtige Rolle scheinen Stücke von Rinden, Ingwer, Kurkuma und „wohlriechendes Harz“ zu spielen. Finsch (ebd.: 258) denkt, dass diese Dinge eventuell als Medizin dienen, da man solche und auch kleine Steine „allenthalben mit unter den Raritäten der Eingeborenen“ findet.

Ethnologische Einteilung

Aus all dem Erforschten schließt Finsch (1893: 179), dass man aus ethnologischer Sicht „das Gesamtgebiet von Kaiser Wilhelms-Land [...] in drei Sectionen“ einteilen könne. Da die „zahlreiche(n) Stämme durch gewisse ethnologische Eigenthümlichkeiten ihre Zusammengehörigkeit bekunden“ und dadurch „ausgeprägte ethnologische Provinzen bilden“. Wenn auch

viel weniger eindeutig, „als dies z. B. mit der Südostküste und Ostspitze Neu-Guineas der Fall ist“.

Diese drei „ethnologischen Sectionen“ definiert Finsch (ebd.: 179f) folgendermaßen:

1. Das erste Gebiet beinhaltet „Mitrafels bis Cap Croissilles und Karkar, nebst den übrigen Inseln (Long Rook), die French-Inseln, sowie das ganze westliche Neu-Britannien [...] mit Ausschluss der Gazellen-Halbinsel“. Als typisch für dieses „östliche Gebiet“ sei die „besondere Form und Verzierung gewisser Armbänder [...] und Brustschmuck [...]; Haarkämme von Bambu; häufige Verwendung von Hundezähnen; eigenthümliche Flechtarbeiten aus gelbgefärbter Pflanzenfaser [...]; besondere eigenthümliche Kopfbedeckung (Tapa- und Haarmützen); viel Holzschnitzerei (Kopfruhebänke [...]); besondere Art Schilde [...]; wenig Nasenzier; breite zum Theil sehr kunstvoll gravirte Armbänder aus Schildpatt.“
2. Das zweite Gebiet reicht „von Cap Croissilles bis vor Dallmannhafen, mit den Le Maire- (Schouten-) Inseln“. Als charakteristisch hierfür bezeichnet Finsch „Haar und Bartputz (Haarkörbchen, dichte wagrecht stehende Zöpfe, verzierte Backen- und Kinnbärte [...]); besondere Art Haarkämme [...]; kunstvoll geknüpfte Brustbeutel, Verwendung von *Cymbium*-Muscheln (auch zu Brust- [Kampf-] Schmuck); eigenen Nasenschmuck [...]; häufige Durchbohrung des Ohrlandes; Wurfstock [...]“.
3. Als drittes Gebiet nennt Finsch den Küstenabschnitt von „Dallmannhafen bis zur Humboldt-Bai“. Dieses zeichnet sich aus durch Seltenheit von „Haarkörbchen und Bartschmuck“, sowie durch die „Verwendung von rothen *Abrus*-Bohnen zu Schmucksachen; besondere(n) Brustkampfschmuck [...], sowie Haarkämme; eigenthümliche Kopfruhegestelle [...]; sonderbare Holzmasken [...] und sogenannte Götzen [...]; Schamkalebassen [...]; schön verzierte Bogen und Pfeile; besondere Art Schilde [...] und Kürasse“.

Beschreibungen

An dieser Stelle möchte ich noch einige von Finschs ortsspezifischen Darstellungen über Eingeborene wiedergeben. Ich finde dies, trotz der vorangegangenen ausführlichen Beschreibungen wichtig, da die obigen allgemein gehalten sind. Die im Folgenden angeführten geben außerdem mehr Finschs ersten Eindruck während seiner Reise wieder, da ich mich hauptsächlich an die Beschreibungen aus seinen unveröffentlichten „Völkerkunde“-Büchlein gehalten habe. Und obwohl *Samoafahrten* und *Ethnologische Erfahrungen* auf diesen Völkerkunde-Büchlein bzw. letztlich alles auf seinen Tagebüchern basiert, so sind die Völkerkunde-Büchlein als unveröffentlichtes Material 'unzensierter', in dem Sinne dass sie auch persönliche Gedanken und Gefühle beinhalten. Sie sind weniger für die Öffentlichkeit gedacht als die Publikationen, welche bereits korrigiert und aufgearbeitet wurden.

Ich habe diese Darstellungen – wie Finsch – nach Ortschaften und diese nach „ethnologischen Sectionen“ eingeteilt und sie der Reihe nach, wie er sie besuchte, geordnet. Da er

manche Orte zweimal bzw. mehrmals besuchte, mögen die einzelnen Beschreibungen teilweise etwas durcheinander scheinen, ich habe mich aber bemüht sie geordnet wiederzugeben. Dies bedeutete allerdings, dass ich mich nicht immer an Finschs Beschreibungsablauf, -reihenfolge halten konnte. Auch habe ich nicht seine gesamte Beschreibung zu den jeweiligen Ortschaften wiedergegeben, da das zu viel wäre und einige Punkte zu oft wiederholt würden. Vielmehr habe ich die meiner Meinung nach interessanten Passagen ausgewählt, welche mir auch für die Analyse wichtig erschienen. Und natürlich habe ich versucht, alle Punkte, die Finsch in der Regel bei seinen Beschreibungen anführt, abzudecken. Diese sind: Aussehen der Eingeborenen, wobei er stets Hautfärbung, Physiognomie, Haare und meist Intimbereich und Körpergestalt beschreibt. Dann Bekleidung und Ausputz, Handel mit den Eingeborenen und deren Verhalten dabei. Des Weiteren sind Finsch Bauwerke, wie Kanus und Häuser wichtig.

Sektion 1

Bilibili

Zur Begegnung mit den „Bilibiliten“ schreibt Finsch (Völkerkunde 1a: 3): „Als wir uns der Insel zuerst näherten kamen mehrere Canus ab, u. gleich längsseit“. Eines davon war ein großes Kanu mit Segel, das von der Ferne wie ein „Schuner“ aussah. Finsch (ebd.: 6) beschreibt es folgendermaßen:

„Es besteht aus einem Baumstamm, dessen Spitze etwas verziert ist, darauf ist seitlich ein Brett aufgebunden u. auf diesen die Plattform, in Gestalt eines Kastens, auf dem an der einen Seite noch quer ein kleiner Kasten (wie eine Art Hütte) steht aus Stäben [sic]; dieser Aufbau ruht auf den 2 Balken (rohen Baumstämmchen), die mit dem Auslegerbalken verbunden sind; letzterer verhältnismäßig klein“.

Die Leute sind „sehr freundlich; nehmen erst Streifen rothes Zeug¹⁹, geben aber nur Kleinigkeiten dafür. Wollen nur Eisen u. zwar Hobeisen, Schiran, machen gar keinen Unterschied im Werth, ob es ein Speer, Topf od. was immer ist, so wollen sie für jedes Stück ein Hobeisen.“ Im Aussehen, findet Finsch, dass sich diese Eingeborenen „nicht von Motu u. anderen Stämmen der Südostküste“ unterscheiden. Er sagt: „In Leibesgestalt wüßte ich nichts zu bemerken. Im Allgemeinen herrschte hellere Färbung wie Nr. 29 vor, einzelne wie Nr. 28“. „Physiognomien sehr verschieden, Nase im Ganzen weit weniger breit als bei N.Britann. auch Mund proportionirt. Schlank u. wenig Muskeln, ihre Armbänder gehen nicht über meinen Arm“ (Finsch Völkerkunde 1a: 4). Das Haar ist „ganz melanesisch, runde wollige Kappen, ähnlich den Kerrama-Leuten, keine Haarwolken (Mop) wie bei Motu. Viele Blätter im Haar, andere breite Kämmе aus Bambu, zuweilen mit Federschmuck (Papageien)“. Oft ist das „Haar schwarz u. roth gefärbt, untere Rand meist schwarz, dann 2 runde rothe Flecke an jeder Seite“ (ebd.). Bezüglich der Kleidung hatten die Eingeborenen „(u)m den Leib breiten Streif rothgefärbter Tapa“, welche „meist sehr abgeschabte“ waren. Weiter notierte er: „Dorf u. Bewohner machen einen wohlhabenden Eindruck“ (ebd.: 11f). In *Samoafahrten*

¹⁹ Was mit „rothem Zeug“ gemeint ist erklärt Finsch (1888: 29, Fußnote) nur folgendermaßen: „'Turc Red' ein dünnes hochrotes Baumwollzeug, wovon die englische Elle (Yard) in Sydney ca. 25 Pf. kostet; sehr beliebtes und unentbehrliches Tauschmittel für die Südsee“.

(Finsch 1888: 81) bezeichnet er sie als „die Patrizier von Astrolabe-Bai“, ergänzt aber, dass sie „sich ihre Stellung jedenfalls oft zu erkämpfen hatten“. Auf den Reichtum schließt er, weil „(s)elbst kleine Mädchen haben viel Schmuck, namentlich Ketten aus Conusboden u. Hundezähnen. Weiber dieselben roth u. schwarze gestreiften Röcke aus Blattfaser der Sagopalme wie in Kerapuno“. Zum weiblichen Geschlecht bemerkt Finsch (Völkerkunde 1a: 12) außerdem: „Frauen u. Mädchen nicht sehr scheu; kommen auf zureden der Männer heran um einige Glasperlen zu empfangen“. Bezüglich Krankheiten vermerkt Finsch (Völkerkunde 1a: 5): „Verschiedene mit Schuppenkrankheit u. Ringwurm. Einige Pockennarben“.

Das Dorf fand er „sehr schön“. Es handelte sich um „ca 25 sehr große Häuser, ähnlich wie in Kerapuno“, die „alle sehr reinlich“ waren. Außerdem gab es „2 große Versammlungshäuser“ (Finsch Völkerkunde 1a: 11). Eines der beiden, nämlich „das große Versammlungshaus mit den Colossal-Schnitzereien“ nennt Finsch (Völkerkunde 1a: 7) „Dschelum“. Er denkt, dass es sich dabei um ein Junggesellenhaus handelt. Es „enthält eine 3 ½ – 4" hohe Plattform aus gespaltenem Holz (wol von Betelpalme)“, die „zum Draufschlafen“ diene. Dann gibt es „solche Kopfkissen aus Stück Baumast, ganz roth bemalt“, außerdem „2 große Holztrommeln“ und „etliche kleine in Sanduhrform“. Weiter sah er „ein paar große runde Schilde u. Waffen (Speere) u. viele Unterkiefer von Schweinen (nicht ganze Schädel)“ (ebd.).

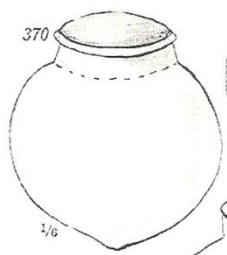


Abb. 47: Kochtopf
(Bilibili)

Was Finsch (Völkerkunde. 1a: 10-11) in Bilibili besonders auffiel waren Töpfe. Er sah mehrere Kanus „die fast ganz mit Töpfen beladen waren“. Im Dorf sah er jedoch „nur unfertige Töpfe, u. zwar die untere Hälfte, die noch nicht gebrannt waren. Randverzierungen mit Nägeln eingedrückt“. „Ich sah auch Töpfe mit Buckeln, wie sonst nie in N.Guinea“, ergänzt er und schließt daraus, dass Bilibili „jedenfalls Hauptplatz für Töpferei“ ist.

In *Samoafahrten* kommentiert er (Finsch 1888: 85) die Ab- bzw. Weiterreise:

„Nur zu schnell mussten wir von dem schönen und interessanten Bilibili scheiden, zum grössten Leidwesen der Bewohner selbst, mit denen wir die beste Freundschaft geschlossen hatten, was ja auch zu den Aufgaben unserer Expedition gehörte. Zwei weitere Besuche auf der Insel bewiesen uns dies am deutlichsten und unsere Freunde Ur und Kaschom, die mit zu den ersten Häuptlingen Bilibilis zu gehören scheinen, werden uns in so gutem Andenken behalten, wie wir sie. Für Missionsunternehmen giebt es übrigens keinen besseren Platz als Bilibili [...] und so kann ich die Insel der deutschen Mission, die am ersten dazu berufen ist, Licht in jene Regionen zu bringen, nur bestens empfehlen“.

Konstantinhafen (Astrolabe-Bai)

Laut *Samoafahrten* (1888: 37) wurde Finsch in Konstantinhafen als „Maclay“ begrüßt: „Die hiesigen Eingeborenen scheinen nämlich seit der Anwesenheit des russischen Reisenden in jedem seiner Nachfolger einen »Maclay« zu erblicken. Herr Romilly, der englische Regierungs-Kommissar, war so genannt und als Bruder behandelt worden und mir widerfuhr dieselbe Ehre“. Nach dieser Begrüßung am Schiff durch die Kanus wurde das Dorf Bongu besucht. Dort fand Finsch (Völkerkunde 1a: 15) „(s)chlechte Häuser“ vor: „keine eigentlichen Pfahlbauten, mehr wie großes Dach, daß [sic] bis auf die Erde reicht, doch ist innen ein Fußboden etwas über der Erde“. Außerdem sah er ein „(k)leineres Junggesellenhaus mit erhöh-

ter Pritsche zum Daraufschlafen, wie in Bilibili; hier große Trommel“. „Der große Tzelum, war weggebracht, sagten sie hätten ihn nicht mehr, aber ein Knabe verrieth mir, daß sie ihn in ein anderes Haus gebracht, u. zeigte mir dies. Das Haus war aber nur ganz unbedeutend u. von einer gewöhnlichen Hütte nicht zu unterscheiden“. Finschs Schätzung zufolge hatte das Dorf ca. 30 Häuser, „aber nicht alle bewohnt u. alle sehr vernachlässigt aussehend“ (Finsch *Völkerkunde* 1a: 15).

Die Bewohner betreffend erwähnt Finsch (*Völkerkunde* 1a: 16) zuerst die Frisuren von Männern: „Männer tragen meist Gatessi, d.h. durch Schmutz u. Farbe verfilzte Haarstränge, die tief in den Nacken herabhängen; ein Mann von Tiar hatte so lange, daß er sie vorn über die Achsel legen konnte“. Über Frauen sagt er: „Weiber erschienen sehr häßlich, klein mager, abgezehrt, mit langen, schlappen fast schwarzen Brüsten, wie schlaffen Säcken u. waren wol in Folge von Trauer, alle schrecklich schmutzig. Viele trugen schwarzgefärbte filetgestrickte Beutel über den Kopf, wol Zeichen der Trauer“. Und bezüglich deren Frisuren: „Die Weiber trugen meist bis zu den Augen herabfallende Dreckzottelchen, z.Th. glänzend, alte Weiber kurzes Haar wie Kinder, ähnlich schmutzigem Fließ von Jackelschaf schwarz eingesmiert“ (Finsch *Völkerkunde* 1a: 16f). „Andere waren ganz kurz geschoren, einige hatten rasirte Köpfe, die mit Kalk (weiß) od. schwarzer Farbe eingerieben waren“ (ebd.: 17). Zum Ausputz dieser Eingeborenen schreibt Finsch nur „Sie hatten kaum etwas Schmuck, u. ein paar Conusringe u. 3 – 4 Hundezähne schienen schon etwas zu bedeuten“. Auch Hautkrankheiten fielen ihm auf, denn es gab „viele mit bösen Geschwüren an den Füßen u. Schwund in Armen u. Beinen. Auch Elephantiasis, z.B. Sa-ulo, der aber immer ein freundliches Gesicht machte u. so behend war als ich. Viele Pockennarben“. Sogar die Hühner dieses Dorfes finden in Finschs *Völkerkunde* (1a: 18) Erwähnung: „Hühner meist weiße, auch braun gescheckt, scheinen aber alle zu Albinismus zu neigen“.

Zum Abschied vermerkt er (Finsch 1888: 37f) in den Samoafahrten:

„Einige Geschenke machten ihn [Sa-ulo, den Häuptling] und die Seinigen noch glücklicher, und so schieden sie bei einbrechender Dunkelheit in der Überzeugung, dass der neue »Maclay-Germania«, wie ich später zum Unterschied von dem russischen »Maclay-Ruschia« und Romilly dem »Maclay-inglese« hiess, am Ende doch kein so übler Mensch sei, mit dem sich wohl umgehen lasse, dieselbe Ansicht welche ich bezüglich der Eingeborenen gewonnen hatte“.

Finschhafen

Der erste Kommentar Finschs (*Völkerkunde* 1a: 23) zu den Finschhafenern lautet: „Sie sind ganz wie die von Fortific.P. u. Huongolf u. ich wüßte nichts zu sagen, was ich nicht bei diesen schon gesagt hätte“. Dennoch hat er etwas hinzuzufügen: So bezüglich der Hautfarbe: „Hautfärbung wie gestern: zwischen 28 & 29; auch 28 u. 43.“ (Finsch *Völkerkunde* 1a: 25). Die Leute waren „sehr bescheiden, verlangten aber für Alles 'Andip' (Hobelesen). Brachten nur einige Cocosnüsse. Kas verstanden sie nicht als Tabak, rauchten aber gern Zigarrenstummel“ (*Völkerkunde* 1a: 25). Zur Frisur schreibt Finsch (*Völkerkunde* 1a: 24): „Alle Zottelhaar. Junge Leute: Haar wie Pelzkappe. Nur die wenigsten trugen Tapamützen“. „Ein Mann mit kurz geschorenem Haar, hatte dasselbe so schlicht als bei mir; da er noch Schnurr- u. Kinnbart dazu trug so war er von Polynesiern (z.B.) Carolinier [sic] kaum zu unterscheiden“

(Finsch Völkerkunde 10: 5). Außerdem sah Finsch (Völkerkunde 1a: 24) einen alten Mann über den er notierte: „Alter, sehr würdig, trug Derwischmütze aus Haar u. würde in Cairo od. Stambul ohne Weiteres für einen solchen gehalten werden“.

Über die Frauen sagt Finsch (Völkerkunde 1: 33): „Frauen im Allgemeinen häßlich, hager, dünn, selbst unter Mädchen kaum hübsche; manche echt prononcierte Judengesichter. Mädchen u. junge Frauen hatten das Haar in dichtem Pelze, wie eine Mütze, im Nacken u. Hinterkopf ausrasirt. – Trugen Grasschürzchen, zuweilen auch vorn u. hinten ein Stück filetgestrickten Sack; Mädchen hinten zuweilen grüne Blätter. Selbst ganz kleine Mädchen trugen Grasschurz, wie ganz kleine Knaben den Maro“.



Häuptling von Finschhafen.

Abb. 48: Häuptling von Finschhafen

Was den „Ausputz“ betrifft beobachtete er (Finsch Völkerkunde 1a: 24), dass deren „Ohren weit gelocht“ waren und „breite Schildpatt-ringe drin“ getragen wurden. „Auch Büschel Haare im Ohr“ kamen vor (ebd.). Im „Septum“ wurden „kurze Stückchen Holz“ getragen bzw. einer hatte „einen 3-4“ langen dünnen Knochen (wol Schwein)“ drin (ebd.: 25). Als „häufiger Schmuck“ bezeichnet Finsch (Völkerkunde 10: 4) „grobgeflochtene Bänder ums Handgelenk, die gleich angeflochten werden, so daß sie heruntergeschnitten werden müssen“. Männer hatten außerdem „ums Fesselgelenk, sowie unterm Knie häufig grobe Bänder aus Rottang“, und deren „Wade ist übrigens z.Th. sehr kräftig entwickelt“, bemerkt er (Finsch Völker-

kunde 10: 4). Allgemein schienen Hundezähne den „Hauptschmuck“ zu bilden (Finsch Völkerkunde 1a: 25). „Characteristisch für dieses Gebiet (bis Fortification) im Gegensatz zu Astrolabe-Golf ist der Brustschmuck aus feinen Stricken, die um den Hals gebunden sind, auf der Brust in einem Knoten vereint u. von hier als langes Ende herabfallen“ meint Finsch (Völkerkunde 10: 3) und vermutet: „Diese Strickbündel sind vielleicht analog denen in Teste Isl. u. den breiten schwarzen kreuzweis über die Brust gebundenen Bändern Zeichen der Trauer, was ich damals nicht wußte u. also nicht nachforschen konnte“.

Geschlechtsteile scheinen ebenfalls in Finschs (Völkerkunde 10: 6) Fokus zu liegen: „Die besondere Kleinheit des Penis, welche Macly [sic], wenigstens für die Bewohner von Astrolabe, anführt konnte ich nicht bemerken, die Größe erschien mir vielmehr ganz normal, wenn vielleicht auch nicht so groß als bei Neu Britanniern u. N.Irland.“ Im nächsten Absatz schreibt er: „Haare [Schamhaare, meine Annahme] scheinen ausgerissen zu werden, wenigstens sah ich daß eine Frau unbehaart war“. Und bei „ganz kleinen noch nacktgehenden Mädchen (also sicher unter 4 Jahr) bemerkte ich (namentlich in P.Constantin), daß die Schamlippen auffallend klafften; ob hier Kunst (Beschneidung, wie bei den Männern) geübt wird?“. Des Weiteren notiert Finsch (Völkerkunde 1a: 25): „Sah ersten Krüppel: Oberkörper ganz gesund; Beine so dünn wie Stöcke“.

In Finschhafen beobachtete er die Verwendung des oben erwähnten „Zahnpulvers“ mit dem die Zähne abgerieben werden und vermerkt dazu: „Man sieht, dass die Finschhafener bereits

sogar in Toilettenkünsten entwickelt sind, wenn sie sich auch äußerlich wenig von ihren sonstigen Stammesgenossen unterscheiden und ebenso schmierig als die ganze Papuagesellschaft erscheinen“ (Finsch 1888: 178).

Außerdem sah Finsch (Völkerkunde 1: 27) hier beim Kochen zu. Dafür wurden Töpfe mit „eigenthümlicher Form“ verwendet: „Sie sind am oberen Rande mit erhöhten Knötchen verziert, die mehr Handelsmarke als Ornament sind“. Ob die Finschhafener die Töpfe selber herstellen fand er nicht heraus, nimmt es jedoch an, „da sie in jedem Haushalt in einem solchen kochen“ (ebd.: 28). „Sie setzen gewöhnlich Taro an, mit den Blättern desselben die oben aufliegen u. zugleich den Topf zudecken“, schreibt er und: „Sie hatten sehr gute Speisen reichlich in Blätter gehüllt“. Zum einen gab es „eine Masse die wie Brot schmeckte“, von der Finsch vermutet dass es Taro war. Dann war „eine süßliche Masse, wol mit Cocosnuß u. einer Art Mandeln“ dabei. Weiter bemerkt er: „Unsere Miokokerle aßen natürlich nicht davon, weil sie sich fürchteten vergiftet zu werden“ (ebd.).

Sektion 2

Venus Huk

Zu den Eingeborenen von Venus Point vermerkt Finsch (Völkerkunde 12: 5): „Schon von Weitem fällt die eigenthümliche Haartracht auf; sie tragen es nämlich in einem dicken langen Busch, der nach hinten wol 6-10" vorragt, u. meist durch ein conischförmiges geflochtenes Körbchen gesteckt ist“. Diese Körbchen „sind sehr zierlich geflochten, am oberen Rande zuweilen mit Cuscusfell gesäumt u. mit aufgelegten Mustern in kleinen Kauris besetzt“, schreibt Finsch (ebd.: 10). Und: „an der Basis ragen die Längsstäbchen als Spitzen vor u. werden in das Haar gesteckt“. Das Haar wiederum bildet „an der Basis meist nur einen schmalen Rand“ und quillt „am Ende an der schmalen Öffnung wie ein Büschel (verfilztes)“ hervor. Dieses Haarhorn stehe jedoch auch ohne Körbchen vor, „bei vielen wie eine compacte Masse“ (ebd.). Deshalb nimmt Finsch (ebd.: 11) an, dass es dicht verfilzt ist. Er findet die-

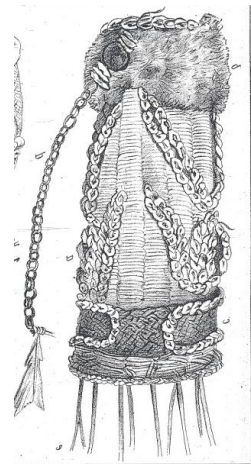


Abb. 49: Haarkörbchen
(Venus Huk)

se „Haartracht giebt ihnen ganz micronesisches Aussehen u. wäre man in der Nähe der Marshalls so würde man diese Leute im Ganzen für wenig verschieden, nur etwas dunkler finden“ (ebd.). Die Hautfärbung ist „ziemlich gleichmäßig, am meisten Nr. 29, einige heller, zwischen 29&30 aber keine ganz hellen, wie an der Südspitze; einige etwas dunkler, aber nicht sehr dunkel, nicht ganz so dunkel als unsere Miokoleute“ (ebd.: 5f). Bezüglich der Physiognomien meint Finsch (Völkerkunde 12: 6): „wie immer sehr verschieden, wenig negro Typus, wie N.Brit. mehr polynesisch; einige indeß mit flacher breiter Nase ganz melanesisch. Die meisten haben sehr gut proportionirte Nase (wie Gesicht überhaupt) gerade, bis gebogen u. dann, wie immer, sehr jüdisch aussehend“. Und „(v)erschiedene haben ganz europäische Gesichtszüge u. kaum breiteren Mund u. Nase, ja würden von Europäern nur durch die Färbung zu unterscheiden sein“ (ebd.: 6f). Ansonsten haben „Alle dunkle Augen u. dunkles Haar“. Sie sind „(i)m Allgemeinen von kräftigem Körperbau, einzelne sehr kräftig mit breiter

Brust u. mächtigen Köpfen“ schreibt Finsch (Völkerkunde 12: 7) und ergänzt: „nicht unschöne Menschen“. An anderer Stelle notiert er (ebd.: 36): „Im Allgemeinen sehr od. doch kräftige Menschen, häufig Brust auch Rücken u. Schenkel schwarz behaart, kräuslig, in kleinen Büscheln; ein Mann hat in dem Brusthaar mehrere senkrechte Streifen rasirt“.

Zum Handel schreibt Finsch (ebd.: 29): Um „5 ½ als es noch dunkel war kamen 12 Canoes ab, die über 100 waffenfähige Männer enthielten; [...] Sie hatten alle mehr od. minder Bart u. Unmassen Pfeile u. Speere mit, waren also für jeden Fall Kampf bereit [sic]. Indeß kamen sie nur zum Handeln u. brachten eine Menge Zeug, auch Frauenröcke mit“. Sie „sind außerordentlich laut, schreiend, doch ist es schwer Worte von ihrer Sprache zu verstehen“ sagt er (Völkerkunde 12: 7). Das einzige verständliche „ist maiang was ich mit Eisen richtig übersetze“, behauptet Finsch. „Denn sie wollen weder für rothes Zeug, noch Glasperlen od. Tabak, irgend etwas geben, ja scheinen diese Dinge, namentlich Tabak nicht zu kennen, verlangen auch nicht Zigarren“ (ebd.: 7f). Sie wollten all diese Sachen nicht einmal als Geschenk nehmen, „da sie nichts dafür wiedergeben wollten [...] u. Geschenke im wirklichen Sinne nicht kannten“ (Finsch Völkerkunde 12: 30). „Streichhölzer machten ihnen Spaß, sie gaben aber ebenso wenig etwas dafür als für Spiegel, die sie nicht kannten“, weiß Finsch (ebd.). Denn sie „hielten sie meist so dicht vors Gesicht, daß sie kaum sehen konnten, guckten aber nicht nach der Rückseite, oder fürchteten sich. – Als aber in der Maschine Geräusch entstand ruderten sie Alle eilig weg; kamen aber wieder“ (ebd.). Was sie verstehen ist „Kiram (Axt) u. als

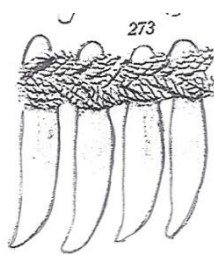


Abb. 50: Schmuckkette
aus Hundezähnen
(Venus Huk)

ich Hobeisen zeige, ertönt ein Freudengebrüll. Jeder zeigt etwas um es herzugeben, aber die guten Sachen (z.B. die mit ovalen Cymbiumscheiben besetzten Tragsäckchen) werden weggesteckt od. sie wollen es nicht verstehen u. geben sie nicht für eine Axt her“, schreibt er (Finsch Völkerkunde 12: 8). „Sie sind überhaupt sehr scharf im Handeln u. suchen nur kleinere Sachen herzugeben. Dabei kriegen sie oft untereinander Streit u. machen einen heillosen Lärm. Übrigens geben sie das betreffende Stück immer her, wollen aber erst das Gegenstück in Hand haben“ (ebd.: 8f).

Dann notiert Finsch (Völkerkunde 12: 30f) „Friedenszeichen“ und erklärt: „Ein Mann nimmt Cocosblattstiel, an dem die Fahne von den Blattrippen bis auf ein Basisfähnchen abgelöst ist, zertheilt den Blattstiel in 2 Hälften u. giebt mir die eine, die ich am Schiff befestige, was ihn sehr zu freuen scheint, denn er steckt die andere Hälfte an seinen Mast“.

Bezüglich der Bekleidung beobachtet Finsch (ebd.: 16), dass die „Geschlechtstheile sehr sorgfältig eingepackt“ sind; „Erst hatten die meisten um den Leib einen geflochtenen Gürtel, meist rothgefärbt wie die Stutzer in Bilibili; oftmals noch einen schmälere Gürtel aus Kauri oder Kauri mit Hundezähnen darüber“. Und „als eigentliche Schambedeckung diente ein Stück Tapa, zumeist in Form eines Suspensoriums, aber zwischen den Schenkeln durchgezogen, so daß es rings um den Leib eine breite Binde bildet u. den Bauchgurt fast verdeckt. Manche hatten noch überdies ein 4eckiges Stück Tapa vorn wie ein Schürzchen herabhängen“ (Finsch Völkerkunde 12: 16f).

„Ihre nach dem ersten Anschein sehr unvollkommenen Canoes erwiesen sich als sehr kunstvolle Fahrzeuge, wie diese Leute überhaupt viel Geschmack u. Kunstsinn besitzen u. von dem was ich sah (Knüpfarbeit, Arbeiten aus Zähnen u. Muscheln) sehr kunstvolle Arbeiten machen“ (ebd.: 21). Die Seiten der Kanus waren „mit sehr geschmackvollen runden Arabesken tief eingeschnitten verziert, die abzuzeichnen mir große Mühe gekostet haben würde“ vermerkt Finsch (ebd.: 25). Zwei der gesehenen Kanus „hatten in der Mitte einen Mast ohne Segel, aber dieser Mast, ein schlechtes wackeliges Stämmchen, an der einen Seite von einem Tau gehalten ist wol überhaupt nur Zierart, X den [sic] sie waren vollgehangen“ schreibt er (Völkerkunde 12: 23) und fügt später hinzu „X gewiß nicht! Haben Segel!“. Auch die Behauptung „Jedenfalls fahren die Leute nicht mit Segeln (trotz des mastartigen Stecken), denn erstens sahen wir nichts von Segel u. dann nirgends einen Feuerherd, den alle Segelcanoe haben“ korrigierte er (ebd.: 26) mit: „Ja!“ und „haben Segel!“. Die Segel, die er später noch zu sehen bekam waren „aus dem bastartigen Zeug an der Basis der Blattscheide der Cocospalme zusammengenäht“ (ebd.: 31). „Diese Leute scheinen mehr Jäger!“ glaubt Finsch (Völkerkunde 12: 26), da er weder Fischnetze noch Fische speere bei diesen Eingeborenen sah.

Sektion 3

Dallmannhafen

In Dallmannhafen besuchte Finsch (Völkerkunde 13) mehrere Dörfer, wobei nicht immer ganz klar ist, wann es sich um verschiedene handelt bzw. um welches Dorf es sich handelt. Deshalb habe ich seine Beschreibungen wiedergegeben ohne Unterscheidungen zwischen Dörfern zu treffen, wenn solche nicht von Finsch selbst angeführt wurden.

Die Häuser in Dallmannhafen beschreibt er (Finsch Völkerkunde 13: 3) als „schön“ und „groß“ und bemerkt: „Solidesten Häuser, die ich bisher in N.Guinea sah, u. ganz der Form unserer entsprechend, nur, daß sie etwas erhöht auf Pfählen stehen“ (ebd.: 5). In Samoafahrten (Finsch 1888: 307) heißt es dazu: „solide und stattliche Bauten, denen nur Fenster fehlten, um gar manche viel armseligere Hütten daheim zu übertreffen“. „Im Innern herrscht natürlich Dunkelheit, so daß man nicht recht Alles erkennen kann. Ich guckte in verschiedene (eintreten mochte ich nicht, weil Weiber drin, die sich sehr fürchteten)“ (Völkerkunde 13: 6). Erkennen konnte er den „Fußboden von gespaltenem Holz, oder Ried, sehr sauber u. fest gebunden“ und „Cocosblattmatten“. Außerdem „4eckige Feuerherde von Knüppeln eingefast u. wol Corallsand darauf“ worauf Töpfe standen“ (ebd.: 6f) und „(j)ederseits neben der Thür Schlafstellen aus Bambu 2 übereinander“ (ebd.: 7). Des weiteren gab es in dem Dorf „noch 2 andere merkwürdige Häuser, deren Zweck ich nicht errathen konnte u. die sehr merkwürdig waren, schon der Archeform halber“ vermerkt Finsch (Völkerkunde 13: 8). Sonst hat er nie solche gesehen. Sie waren „(n)iedrig auf Pfählen; 4eckig, aber an jeder Seite eine langzugespitzte Plattform, sorgfältig aus Querstäben gemacht; u. das Dach ebensoweit vorspringend, vorn von jeder Seite der Dachkante fallen dicht aneinander gereihte schmale Baststreifen herab, die die ganze Plattform wie mit einer Gardine vom Dach bis herab einhüllen“. Treppen haben sie keine, „da die Pfähle kaum 2-2 ½" hoch sind“ (ebd.: 10). „Vielleicht

dient das Haus religiösen Zwecken, oder für Frauen während der Menstruation, oder für die jungen Leute“, vermutet Finsch (ebd.) und notierte noch „Ja! Tabuhaus“.

Die Eingeborenen von Rabun bezeichnet Finsch (ebd.: 14) als sehr freundlich und erzählt: „Am Strande [von „Kniers Bai (Rabun)“] erwarteten uns an 30-40 [Eingeborene], wir mußten uns erst setzen sie reichten Betelnüsse u. wollten Niu, Cocos holen lassen, dann führten sie uns zu einem kleinen Dorfe am Strande, 4-5 kleinere Häuser (an einem viele

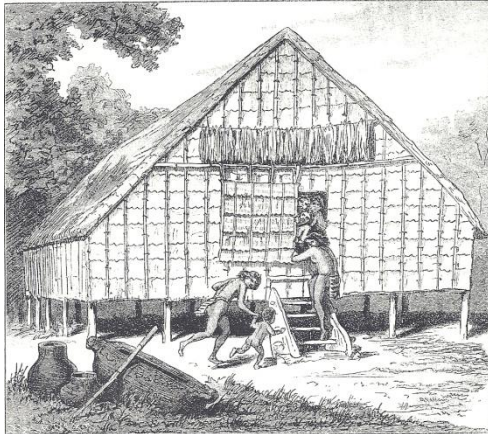


Abb. 51: Haus in Gaussbucht, ähnlich jenen in Dallmannhafen

Krabbenschaalen als Zierart) nöthigten uns aber [...] nach einem anderen größeren Dorf. Rabun“. Zu diesem Dorf sagt er (ebd.: 16): „Es mochten c. 20 Häuser sein, regellos aufgestellt, dabei eine große, sehr gut eingefenzte Plantage. [...] Jeder zeigte sein Haus, bei dem wir uns niedersetzen sollten; es ist da gewöhnlich ein weißer Sand gestreut, auf dem die Männer sitzen u. zum Sitzen nöthigen, indem sie Betel u. Zigaretten (dünn in grünem Blatt) anbieten“. Weiter notiert Finsch: „Sie wollten uns offenbar auch zu essen geben, indem sie auf dem Magen klopfen u. es entstand ein Wortstreit, daß wir so

schnell gingen“. „Weiber“ sah er wenig, „da sie sich gleich in den Häusern verkrochen, so daß man nur die neugierigen Köpfe sah, Nur einige Alte, mit schlaffen Brüsten kamen hervor“, vermerkt er (Finsch Völkerkunde 13: 17).

Dann beschreibt Finsch (ebd.: 21ff) das bereits oben angeführte Festmahl (siehe Abschnitt Sitten und Bräuche), das ihm und seinen Begleitern serviert wurde. Dazu vermerkt er (Finsch Völkerkunde 13: 22f): „Das erstemal, daß mir in Melanesien Essen in dieser Weise angeboten wurde“. Danach begleiteten die Eingeborenen ihn „nach dem Boot u. schleppten viele Cocosnüsse, die sie mir schenkten, wol 40. – Wollten mit in Boot an Bord, kamen dann in 3 Canoes u. an Bord, in dem sie noch Cocosnüsse, ohne Bezahlung zu verlangen, brachten“. „Erste Gastfreundschaft!“, vermerkt Finsch (ebd. 23, Hervorhebung im Original) dazu. Und weiter (ebd.: 23f, Hervorhebung im Original): „Ich zeigte auf einen gestrickten Beutel, den Einer am Halse hatte, er leerte den Inhalt gleich aus u. hing ihn mir um. Erste Geschenk! Ich schenkte ihm ein Beil dafür, er schien es aber zunächst gar nicht zu kennen, später machten ihnen Hobeisen mehr Freude, da sie den Zweck zu erkennen schienen“. Finsch (ebd.: 24) fand bei diesen Eingeborenen „nichts von europ. Tand“ vor und vermutet deshalb: „Diese Leute hatten wol nie Weiße gesehen, u. doch so harmlos, zutraulich, fürchteten sich gar nicht, waren ganz verständig. Aßen Schiffszwieback. Wollten nicht gern in Cajüte kommen, freuten sich über Spieluhr, bettelten aber um nichts, nur von unseren Zigarren wollten sie ein paar Züge mitthun“.

Über den Abschied schreibt er (ebd.: 19): „Die Leute wollten uns als wir am 12. Mai [1885] früh weggingen absolut behalten, boten uns Cocosnüsse, Schweine, Land an, zuletzt der Alte auch Frauen mit der bekannten Geste: Finger durch die hohle Hand gleiten lassen“. Außer-

dem notiert Finsch „'Tsohä' Ausdruck des Mißfallens“ und berichtet dann weiter: „Die freundlichen Leute von Rabun, kamen noch am 12. Mai in Kanu angerudert, als wir Guap gegenüber zu Anker lagen, um uns wieder zurückzuholen, ev. mitzugehen. Es kostete Mühe sie gegen Abend von Bord heimwärts zu expediren“. Erneut brachten sie Kokosnüsse und Bananen als Geschenke und auch einiges zum Handeln, „darunter einen ziemlich großen Holzgötzen“ (ebd.: 19f). „Die Guapleute schienen darüber ungehalten, weil wir die Rabunleute gleich an Bord ließen u. sie nicht u. versuchten Streit mit ihnen anzufangen; sie sprachen dieselbe Sprache“, glaubt Finsch (ebd.: 20).

Des Weiteren vermerkt er (ebd.: 28): „Knotenknüpfen auch hier Friedens- u. Freundschaftszeichen. Ein Mann gab mir ein buntes Blatt mit Knoten“. Eine Besonderheit fiel ihm auf: „Ich glaube diese Leute sind Erdeeresser, die ersten die wir trafen; schreibe dies aber (6. Juni) nach dem Gedächtniß. Doch werden sich in den von ihnen gekauften Beuteln jedenfalls noch Proben finden. Es waren kleinere runde Stücke u. ganz von dem Stoffe als das später in Humboldt Bai erhaltene“ (ebd.: 31). Am Rand dieser Notiz schrieb Finsch später: „Nein!“ und darüber „NB [Nachbemerkung?, meine Annahme]. Ist Farbe zum Bemalen“. Und unter der ursprünglichen Notiz ergänzte er im November 1890: „Nein! Nach einem holländ. Beobachter dient diese graue Erde zum Bemalen (wie der Mann von Mapiliu) u. Einsmieren des Haares. Und das wird richtig sein, denn ich selbst sah die Leute nie diese Erde essen“.

Humboldt-Bai

Zu Humboldt-Bai vermerkt Finsch (Völkerkunde 17: 10f, Hervorhebung im Original): „Als das erste Canoe ankam, mit 5 Männern, machte die völlige Nacktheit zuerst den am auffallendsten Eindruck, da doch die Leute am Sechstroh, kaum 7 M. davon, alle Calebassen als Bedeckung des Penis trugen. Später bemerkte ich aber, daß man auch hier Schamkalebassen trägt, u. zwar ganz in derselben Form als am Sechstroh“. Aber „(z)unächst machten die Eingeborenen den Eindruck nackter Wilder, da sie auch wenig Schmuck besaßen“, so Finsch (ebd.: 11).

„Auf das Haar wurde keine besondere Sorgfalt verwendet, es bildete meist einen ungepflegten Mop, in den öfters rothe Erde dicht eingestreut war“, beobachtet er (ebd.: 12) und vermutet: „Wahrscheinlich wird es aber bei festlichen Gelegenheiten zu einer Wolke aufgezaust u. mag dann weit abstehen“. Weiter schreibt er (ebd.: 12f): „Unter den Alten gab es viele mit spärlichem Haarwuchs, Mondschein bis Platte. Kleine Knaben hatten den Kopf meist rasirt“. Dagegen lassen „(g)rößere Knaben u. junge Burschen [...] einen Mittelstreif stehen, wie ein bayerischer Raupenhelm, u. ganz wie in N.Irland, die Kopfseiten werden glatt rasirt. Auch hier ist dann die Basis schwarz, die Spitzen mit röthlichbraunen [sic] Schein“ (ebd.: 13). Säuglinge hingegen haben „meist den ganzen Kopf rasirt“ und „kleinere Knaben u. Mädchen trugen auch das Haar kurz, wie ein dichtes Pelzmützchen“ beschreibt Finsch (ebd.). Einige Frauen hatten „eine Art Frisur“: „Das Haar war in dünne runde Stränge von etwas mehr als Bleistiftstränge gedreht, mit rother od. schwarzer Farbe eingesmiert u. hing so vorn bis zur halben Stirn a la pong, hinten bis zur Halsmitte in gerader Linie abgeschnitten herab, was sich sehr

gut machte u. die schönste Frisur ist, die ich bisher bei Papuaninnen sah“, lobt Finsch (Völkerkunde 17: 29).

Dann notiert er (ebd.: 23): „Neu u. interessant waren mir die Frauen die in großer Anzahl mit in den Booten Canoes) [sic – fehlende Klammer] waren, sowol junge Mädchen als ganz alte Mütterchen mit grauem Haar“. In manchen Kanus waren sogar nur Frauen mit Säuglingen. Sie hatten „Bananen, Zuckerrohr, sehr schöne Jams, Taro u. wenige Cocosnüsse geladen, alles in Körben z.Th. runden aus Rottang, oder auch langen breiten aus Blattfaser der Cocospalme“ (ebd.: 23). Die Frauen, betont Finsch (ebd.: 24), „waren in der Handhabung von



Abb. 52: Frauen (Humboldt-Bai)

Ruder u. Segel so geschickt als die Männer“. Des Weiteren „unterschieden [sie] sich von allen bisher gesehenen Papuafrauen sehr bedeutend durch die Bekleidung“. „Hier gibt es nämlich keine Grasschurze d.h. Röckchen aus Blattfasern der Cocos- od. Sagopalme mehr, sondern es werden große Stücke Tapa, saroartig um den Leib geschlungen, so daß sie den Körper von den Brüsten bis zu den Knien bedecken“ versichert Finsch (ebd.) und korrigiert erneut am Rand: „doch! nach Etna ja! Ja! Auch Grasschurze (Moresby)“. Die erwähnte Tapa „sieht ziemlich grob u. lohfarben aus, es giebt aber auch gebleichte, schneeweiße u. in bunten Mustern bemalte oder bedruckte (?)“ beschreibt er (Finsch Völkerkunde 17: 24f).

„Dieser Schurz wird durch ein schmales Tapaband um den Leib festgehalten oder durch die rothen mit grauen Pinwesamen verzierten Schnüre, was sehr hübsch kleidet“, so der Kommentar. „Namentlich wird durch diese Bekleidung der durch die schweren Grasröcke, wie sie im Süden Mode sind, noch besonders hervorgeführte Leib zurückgehalten. Diese Tracht ist also viel kleidsamer, u. erinnert ans Classische (Diana), besonders bei Frauen mit schönen Brüsten, von denen es sehr hübsche gab“ findet Finsch (ebd.: 25). Außerdem hatten viele der Frauen und Mädchen „ganz regelmäßige Züge, u. Lippen u. Nasen so wol proportionirt wie bei vielen Europäerinnen. Ich sah nirgends in N.G. so viele hübsche Weiber als in Humboldts B.“, bemerkt er (Finsch Völkerkunde 19: 53). Was ebenfalls auffiel war, dass „(j)unge Mädchen, selbst schon in mannbaren [sic] Alter u. mit eben aufkeimenden Brüsten, sehr schönen kleinen, [...] völlig nackt“ gingen (Finsch Völkerkunde 17: 32). Folglich sah Finsch, dass sie „keine Schamhaare“ haben und nahm deshalb an, dass „wahrscheinlich die ersten aufsprießenden ausgerissen“ werden. Die Mädchen in den Kanus hielten „die eine Hand auf die Scham, von der man übrigens kaum Etwas als den obersten Theil der Lippen sehen konnte“ (ebd.: 33). Auch waren die „Mädchen in den Häusern scheu, kamen aber nach u. nach auch, durch die alten Frauen aufgemuntert heran, nachdem sie sich in der Eile ein Stück Tapa umgeschlungen“ hatten. Die alten Frauen hingegen „waren ganz zutraulich u. gaben Einem auf Ersuchen die Hand“, schreibt er (ebd.).

Des Weiteren geht Finsch detailliert auf den Körper der Eingeborenen ein: „Leibeshaar individuell sehr verschieden entwickelt; manche sind auf Brust, Rücken u. Schenkeln ziemlich

stark, oft büschelweise stehend behaart, andere kaum. Leibesgestalt u. Gliederbau im Allgemeinen schlank, u. vielleicht mehr kräftige Gestalten als im Süden“, vermerkt er (Finsch Völkerkunde 19: 49). Außerdem gibt es „viele schön gebaute junge Männer u. kräftig aussehende Männer, mit gut entwickelten Armen, Schenkeln u. Waden, aber keine besonders heroischen u. großen Männer; keiner übertraf mich an Körpergröße!“ (ebd.). Auch „(u)nter den Frauen sehr hübsch gebaute Gestalten, mit vollen fast etwas zum Üppigen hinneigende Gestalten, mit sehr schön geformten, festen halbkugeligen Brüsten. Letztere, namentlich bei Mädchen“, schreibt Finsch (ebd.: 50) und ergänzt: „auch hier Warze bald mehr od. minder vorstehend, bald mit mehr oder minder dunklen [sic] Hof, oft gar keiner bemerkbar, auch bei Frauen die Warze manchmal ganz klein u. kein großer Hof, selbst bei solchen die säugten“. Weiter sah er „Alte Frauen, wie stets mit eingeschrumpften, sackartigen Brüsten“ (ebd.). Allgemein fiel ihm bei allen Melanesiern auf, „daß Frauen in reiferen Jahren u. nach Verlieren der Menstruation, nicht zu Corpulenz neigen, sondern einschrumpfen u. hager werden, wie bei uns so viele. Auch keine Corpulenz unter Männern“ (Finsch Völkerkunde 19: 51). Kinder waren, „wie immer, äußerst reizend u. niedliche Geschöpfe, auch nicht sonderlich scheu; sie liefen alle nackend“ (ebd.). „Bei den Männern wäre noch die besondere Länge der Vorhaut zu bemerken, die immer darüber gezogen war“ und „(a)uch der Penis erschien meist, wie bei allen Melanesiern groß u. man begreift nicht recht wie er in die enge Öffnung der Calebassen hineingeht. Die letzteren werden gleichsam angeschraubt“, weiß Finsch (ebd.: 53f). Außerdem bemerkte er (ebd.: 54) „auch (bei den Sechstroh-Leuten) daß sie zuweilen an die Calabasse klopfen, vielleicht um Erectionen zu verhindern“. „Die Männer hatten alle das Schamhaar stehen lassen, schwarz; beim weiblichen Geschlecht sah ich keins, da die nackt gehenden Mädchen wol noch zu jung waren“, notiert Finsch (ebd.).

Bei Humboldt-Bai stahl ein Eingeborener eine Blechbüchse vom Deck der Samoa. Der Steuermann holte sie gleich zurück, worauf der 'Dieb' mit Pfeil und Bogen anlegte – „eine Drohung die sie hier zu lieben scheinen“, sagt Finsch (Völkerkunde 19: 31) und ergänzt: „Es ist aber nicht so schlimm gemeint u. ein Schuß würde sie alle verjagt haben. Aber wie die früheren Besucher hier, mochten auch wir nicht zu diesem Mittel greifen, denn offenbar kennen sie Feuerngewehre hier noch gar nicht“ (ebd.: 32). Die Samoa entschied sich daher abzufahren, worüber Finsch meint: „Wahrscheinlich glaubten die Eingeborenen, daß wir uns fürchteten, aber wir wollten ihnen unsere Überlegenheit nicht zeigen, um es für später kommende Schiffe nicht zu verderben“. Er kritisiert jedoch die Kriegsschiffe die zuvor in Humboldt-Bai gewesen waren und sich von den Eingeborenen alles gefallen lassen hatten, viele an Bord nahmen und sie stehlen ließen (siehe Finsch Völkerkunde 19: 35, 56, 57). In Samoafahrten schreibt Finsch (1888: 364): Am „ungenierten Wesen“ „sind hauptsächlich die ersten Besucher mit Schuld, die sich soviel gefallen liessen und die Schwächen der armen, nackten »Wilden« zu rücksichtsvoll über sich ergehen liessen“. „So werden sie natürlich jedesmal zudringlicher u. könnten für ein kleines Schiff, Schuner mit wenig Bemannung gefährlich werden“ meint er (Finsch Völkerkunde 19: 35) außerdem. Insgesamt waren die Humboldtianer „nicht schlimmer als anderswo“ (ebd.), „nur zudringlicher, u. anmaßender, da sie keinerlei Angst hatten“ (ebd.: 56). Ihre Zudringlichkeit, die Habsucht und der Drang zum Stehlen lagen je-

doch, laut Finsch (ebd.: 35, 57), „nur in dem Wunsche europ. Tauschwaaren, namentlich Eisen zu erhalten, worauf einzig u. allein ihr Denken u. Trachten gerichtet war“ (ebd.: 36). Von Eisen besaßen sie sehr wenig, nimmt Finsch (Völkerkunde 19: 57) an, denn er sah „nicht ein Stück bei ihnen“. „In wenigen Tagen würde man bei ruhiger u. verständiger Behandlung sehr gut mit ihnen auskommen“ ist er überzeugt (ebd.: 36). Denn es fehlt ihnen, „trotz der anscheinenden Rohheit, nicht an gewisser Freundlichkeit u. selbst Gastfreundschaft, denn man bot uns gerösteten Jams an u. nöthigte uns zum Niedersetzen. Sie schienen mehr neugierig als sonst, was wol auf Wißbegierde zurückzuführen ist. Aber ohne Zweifel sind sie geschickte Diebe u. kein Schiff sollte die an Bord lassen“ (ebd.: 56f). „Dabei ist schwierig Ordnung in die Bande zu kriegen, denn es giebt keine Häuptlinge. Hier scheint jeder sein eigener Häuptling, wenigstens Keiner dem Anderen zu gesprochen, wenigstens nicht bei einer solchen Gelegenheit wo sich jeder bemüht für sich Etwas zu erwischen“ schließt Finsch (ebd.: 36f).

Analyse

Dokumentenanalyse und Gütekriterien

Art, Zustand, Inhalt und Herkunft der Dokumente

Bei Finschs Tagebüchern handelt es sich um Reisetagebücher. Die Eintragungen sind, wenn auch nicht täglich, so doch sehr regelmäßig und stets mit Datum und Ort versehen. Er dürfte daher zu jedem Ort den er besuchte, alles was ihm interessant und wichtig erschien möglichst am selben Tag – wie er schreibt am Abend bzw. nachts – aufgeschrieben haben. Er notierte dabei alles Mögliche: angefangen vom Tagesablauf, was er erlebt hatte, wo er gewesen war, was er gesehen hatte, wen er getroffen hatte, und je nach dem was auf der Tagesordnung stand beschrieb er Fauna, Flora oder Menschen, die er gesehen und/oder getroffen hatte, genau. Dies gilt nicht nur für Eingeborene, sondern (vor allem bei der ersten Reise) auch für die europäischen Mitreisenden. Letztere beschrieb er zwar anders, aber ebenfalls was er von ihnen hielt, wie sie sich verhalten hatten und nahm auch Bezug auf ihr Äußeres, wenn es ihm erwähnenswert schien (schön, hässlich etc.). Weiter notierte er was er machte, z.B. wenn er Briefe schrieb, handelte, katalogisierte usw., seinen Zustand, wenn er z.B. krank wurde, wie Klima und Seegang waren, ob er schlafen konnte oder nicht.

Die Völkerkunde-Büchlein enthalten – wie bereits erwähnt – die gesammelten Informationen aus den Reisetagebüchern über die Eingeborenen. Deren Inhalt wurde in dieser Arbeit zur Genüge dargelegt, weshalb ich hier nicht mehr darauf eingehe.

Sowohl in den Tagebüchern als auch in den Völkerkunde-Büchlein sind laufend Skizzen von Dörfern, Menschen, Bauten, Booten etc. zu finden. Auch kleine Bemerkungen am Rande, wenn Finsch im Nachhinein etwas ausbesserte, sind immer wieder vorzufinden. Alle Bücher sind in gutem Zustand und werden im Völkerkunde-Museum Wien aufbewahrt. Von beinahe allen diesen „Büchlein“ sind Schreibmaschinengeschriebene Transkripte vorhanden, in welche die Skizzen leider nicht übernommen wurden.

Seine Hauptwerke (jene die ich in dieser Arbeit zitiere) wurden von ihm, mit der bereits erwähnten Ausnahme *Neu Guinea und seine Bewohner*, nach den Reisen erstellt. Für die Publikationen hat er seine Reisenotizen überarbeitet und – wie ebenfalls bereits erwähnt – mit Informationen anderer Autoren ergänzt. Letztere hat er als solche gekennzeichnet²⁰. Deshalb entsprechen die Informationen der publizierten Werke Großteils denen der Tagebücher/Völkerkundebücher, sind jedoch ausgeschmückt, verbessert und mehr dem Interesse der Öffentlichkeit angepasst. Auch einige der Abbildungen aus den Tagebüchern sind in den Publikationen zu finden. Die meisten publizierten Bücher sind über Bibliotheken (z.B. Universitätsbibliothek Wien) oder über Verlage als Nachdrucke (Reprints) zu bekommen. Über deren Zustand kann deshalb nichts Aufschlussreiches gesagt werden.

²⁰ Ich kann nicht sagen ob er teilweise Informationen Anderer als seine ausgab. Ich nehme es aber nicht an, da er immer wieder angibt dies oder jenes von Maclay, Moresby, Powell, Romilly und anderen zu wissen.

Bei den Objekten ist es wichtig zu erwähnen, dass er so viele wie möglich sammelte. Er versuchte möglichst viele zu ergattern, da er die Gegenstände als „Belegstücke“ für dieses Gebiet, seine Bewohner und ihre Zeit, sprich „Steinzeit“, sah. Dabei sammelte er nicht nur fleißig, sondern ordnete die Objekte den Orten zu, an welchen er sie erhielt, und katalogisierte alles. Er führte genau Buch darüber wo er was und wie viel gesammelt hatte, was es darstellte (bzw. was er diesbezüglich annahm) usw. Einige der Sammelstücke sind im Besitz des Museums für Völkerkunde Wien.

Verfahrensdokumentation und Vorgehensweise

Finsch hat die Erlebnisse und den Tagesablauf in seinen Tagebüchern recht genau dokumentiert. Auch Skizzen (und Fotos) zeugen davon. Er versuchte seine Forschung aus 'verschiedenen Richtungen' anzugehen. So z.B. durch das Lesen verschiedener Literatur vor und nach Reiseantritt, d.h. Einbezug anderer Quellen und somit 'fremder' Sichtweisen. Des Weiteren verglich Finsch seine Reiseerfahrungen, neben der gelesenen Literatur, auch mit Erlebnissen anderer, die ihm erzählt wurden bzw. informierte er sich speziell darüber, wenn er andere Reisende traf. Vor der Publikation der Werke las er wiederum die anderer, neuere, um seine Erfahrungen erneut zu vergleichen und je nach Einschätzung der Quelle, seine Beschreibungen zu verbessern etc.

Ob Ordnung in der Vorgehensweise herrschte, ist schwer zu beurteilen. Mir scheint es deshalb systematisch, weil Finsch immer wieder dieselben Punkte bei Beschreibungen anführte und beim Notieren bestimmte Dinge beachtete. Beim Sammeln scheint er ebenfalls mehr oder weniger systematisch vorgegangen zu sein und ordnete das Erworbene jedenfalls. Es muss beachtet werden, dass er sich meist der Situation anpassen musste und es nehmen musste wie es kam. Selten konnte er vorher wissen wo er auf Eingeborene treffen würde, ob diese an Kontakt interessiert waren, handeln wollten und ihn in ihr Dorf einladen würden oder nicht. Finsch befand sich nicht in einem ihm gut bekannten Feld und aufgrund der kurzen Aufenthalte konnte er auch keine wirklich engen Kontakte knüpfen.

Bezüglich seiner methodischen und theoretischen Herangehensweise hat er nicht viel preisgegeben. Man weiß oft nicht weshalb er zu welchem Schluss kommt und warum er bei bestimmten Annahmen/Schlussfolgerungen so überzeugt ist, dass sie richtig sind. Die Hauptbegründung und Rechtfertigung von Finschs Interpretationen ist eigentlich: „Ich war dort und sah es mit eigenen Augen“. Dies suggeriert gleichzeitig Authentizität, Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit der Beschreibungen und ihrer Interpretationen. Weiter bezeugt Finsch seine Aussagen durch den Bezug auf die Werke anderer – wie Maclay, den er als guten Forscher sieht. Im Gegenzug dazu grenzt er sich eindeutig von Powell ab, dessen Aussagen er als Lügen/Märchen bezeichnet, da sie dem von ihm Vorort Gesehenen widersprechen. Andere Begründungen bezüglich seiner Interpretationen sind nicht sehr kräftig. So z.B. die Behauptung „maiang“ müsse Eisen heißen, da die Eingeborenen einzig dies als Tauschmittel akzeptierten. Oder die Behauptung, dass bestimmte Schnitzereien keine Götzen sein können, weil die Eingeborenen sie verkauften.

Erhebungssituation

Finsch hatte bereits vor seiner ersten Südseereise Vorwissen über Land und Leute erworben. Außerdem hatte er sich mit der (meist holländischen) Literatur zu Neu Guinea und den Bewohnern genauer befasst um sein (fast gleichnamiges) Werk²¹ zu verfassen. Bei der zweiten Reise kamen außerdem noch die Erfahrungen und das Wissen der ersten Reise dazu. Seine Aufenthalte in der Südsee waren jedoch begrenzt. Obwohl er zweimal dort war, während der ersten Reise fast 3 ½ Jahre und während der zweiten knapp eines, waren die jeweiligen 'Besuche' der verschiedenen Orte eher kurz. Selbst wenn Finsch, sowohl während der ersten als auch der zweiten Reise, mancherorts etwas länger verweilte, so doch nicht unter Eingeborenen, soviel ich weiß. Er kam dann häufig in Hotels etc. unter oder lebte bei oder in Häusern von meist europäischen oder eventuell australischen Bekannten. Jedenfalls bei 'Nicht-Eingeborenen'. Wenn er doch einmal in Dörfern von Eingeborenen übernachtete, so nur kurz und in Begleitung von Mitreisenden. Während der zweiten Reise verbrachte Finsch außerdem die meiste Zeit auf dem Schiff, lebte überwiegend dort. Mit oder bei Eingeborenen gelebt hat er nicht. Folglich war der Kontakt zu Eingeborenen bzw. der Interaktionszeitraum mit ihnen enorm gering, so z.B. in Humboldt-Bai einen Tag und mancherorts sogar nur einige Stunden. Dies fällt vor allem dann ins Gewicht, wenn man bedenkt, dass er auf „ethnologischem“ Gebiet arbeitete bzw. ethnologische Werke veröffentlichte. Denn trotz der kurzen Aufenthalte hat Finsch die Eingeborenen nicht nur nach Aussehen und anderen irgendwie „sichtbaren“ Dingen beschrieben, sondern ebenso deren Verhalten im Sinne von Eigenschaften, sowie deren Sitten und Bräuche.

Zeitliche, räumliche und soziale Nähe des Dokumentes zum Gegenstand

Bezüglich der zeitlichen Nähe kann gesagt werden, dass Finsch Gegenwärtiges beschrieb. Das heißt, das was er zum Zeitpunkt seines Aufenthaltes sah. Er erwähnte manchmal was er glaubte, dass in Zukunft passieren werde – z.B. das Aussterben der Utensilien der Steinzeit (z.B. Werkzeuge und überhaupt Kultur etc.), die Entwicklung der Kolonien – aber das waren nur kleinere Bemerkungen am Rande. Sein Fokus lag auf von ihm Gesehenem und Erlebtem.

Seine Reisen und Aufenthalte vorort zählen als räumliche Nähe. Allerdings waren die Aufenthalte – wie mehrfach erwähnt – jeweils sehr kurz. Auch war er den Eingeborenen nicht sehr nahe, vor allem auf sozialer Ebene: er lebte nicht mit ihnen, der Kontakt war zu kurz, um ihnen wirklich näher zu kommen oder spezifische Einsichten zu erlangen. Obwohl er immer wieder angibt Freundschaften geschlossen zu haben, „in bestem Einvernehmen verkehrt“ zu haben und auch Vorkenntnis von der Lebensweise, Sprache etc. besaß, kann sein Einblick in so kurzer Zeit nicht sonderlich tief gewesen sein. Des Weiteren wurde er nicht wirklich von den Eingeborenen beeinflusst (und vice versa), sondern 'lebte sein Leben' (auf dem Schiff, mit Begleitern, nach deutschen Bräuchen und Sitten) und beschrieb/interpretierte aus deutscher Sicht (z.B. seine Vergleiche mit Deutschland, Europa etc.).

²¹ *Neu Guinea und seine Bewohner.*

Beforschte als Subjekte

Ob er die Eingeborenen in erster Linie als Subjekte sieht oder doch hauptsächlich als 'Datenüberbringer' ist für mich nicht deutlich ersichtlich. Einerseits sieht er sie sicher als Menschen und respektiert und würdigt sie. Andererseits scheinen sie für ihn doch vorrangig Informationsbringer zu sein. Ihm gleichgestellt/gleichwertig sind die Eingeborenen auf keinen Fall. Es ist eindeutig die Hierarchie Forscher – Erforschte vorhanden.

Der Verkehr mit den Eingeborenen ist jedenfalls einseitig: wenn Finsch hat was er braucht gilt es als erledigt, genug etc. Genauso sind die Eingeborenen nett/lästig je nachdem ob er etwas von ihnen braucht oder nicht usw. Teils gewinnt man den Eindruck die Eingeborenen müssten dankbar sein, dass er sie beforscht. Dann wiederum erwähnt er, dass er ihre Geduld zur Genüge strapazierte und sie dennoch freundlich waren oder ähnlich. Dies zeigt für mich doch, dass er die Situation (zumindest gelegentlich) auch von der anderen Seite zu sehen versuchte und irgendwo dankbar war, dass die Eingeborenen ihm sein Forschen gewährten. Auf jeden Fall sieht er die Eingeborenen nicht von vorneherein als Wilde, dumme, primitive und als Nichtsnutze an. Er spricht ihnen Leistung, Bildungsfähigkeit, Menschlichkeit zu uvm.

Intendiertheit

Finsch erwähnt immer wieder, dass sein ethnologisches Arbeiten im Dienste der Wissenschaft geschah. Nicht zu Letzt, weil sie es auf diesem Gebiet (Ethnologie) sehr nötig hatte. Einerseits war er bei seiner zweiten Reise vertraglich daran gebunden, die Objekte an bestimmte Museen abzugeben, andererseits schien dies sowieso seine Absicht: Außerdem ist anzunehmen, dass er den Verträgen zustimmte. Er erwähnt ständig, dass mit dem neuen Wissen, das er akkumulierte, die Bildungslücken auf diesem Gebiet verringert werden sollten. Es war ihm wichtig, dass sowohl seine geschriebenen Informationen als auch die in Form von Objekten, der Öffentlichkeit zugänglich waren. So veranstaltete er unter anderem Ausstellungen, mit dem Zweck „das gesammelte Material in den weitesten Kreisen für Anschauung und Belehrung zugänglich und nutzbar zu machen“ (Finsch 1899: 7). Seine Arbeiten und Objekte waren also gewiss für Wissenschaft, Bildung und Nachwelt, kurz: die 'zivilisierte' Menschheit, gedacht. Ob die Tagebücher und Völkerkundebüchlein in ihrer Form ebenfalls dafür bzw. als Nachlass für Museen gedacht waren, oder rein als Feldnotizen und Gedankenstützen für die späteren Veröffentlichungen, kann ich nicht beurteilen.

Finsch hebt immer wieder hervor wie anstrengend die Erstehungen und Forschungen und wie uneigennützig seine Absichten waren: Alles „für die Wissenschaft“. Dennoch, oder nicht zuletzt deswegen, gewann ich den Eindruck, dass er sich durch diese Arbeiten Ansehen in Deutschland erhoffte bzw. erwartete. Ehrungen um seine Person scheint er zu lieben. Denn er führt solche des Öfteren an und bewahrte einige fein säuberlich auf (siehe Anhang *Übersichten seiner Reisen*; im Archiv des Museums für Völkerkunde Wien gibt es einige Zeitungsausschnitte die Finsch mit „Arbeiten anderer über mich“ o. ä. betitelte). Auch vergisst er nicht, z.B. in *Samoafahrten* und ebenso in *Übersicht seiner Reisen*, immer wieder sich selbst zu loben („Es ist der Leitung zu verdanken, dass keine Waffen gegen Eingeborene benutzt werden mussten“) und zu erwähnen, dass die Objekte für die Museen wohl ganz neues Ma-

terial darstellen und vorher noch nie in deren Besitz waren usw. (siehe auch *Ethnologische Erfahrungen*).

Diskursanalyse

Eindruck der Eingeborenen nach Finschs Lektüre

Aussehen

Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land gehören zur Rasse der Papuas oder Melanesier. Sie sind grundsätzlich mittelgroße, eher schwächliche Menschen. Die Hautfärbung ist von Person zu Person sehr unterschiedlich, aber allgemein dunkelbraun. Vom negroiden Typus sind sie nicht sehr geprägt. In der Physiognomie sind sie ebenfalls sehr verschieden, weshalb insgesamt gesagt werden kann, dass sie von individuellem Aussehen geprägt sind.

Allgemein neigen sie zu Hässlichkeit. Jedoch ist die Hässlichkeit kein Rassencharakter, selbst wenn es die Lehrbücher zu behaupten pflegen. Es gibt durchaus auch schöne Menschen unter den Papuas. So zum Beispiel Kinder: Sie sind fast durchwegs niedlich. Ebenso sind junge Mädchen mit festen halbkugeligen Brüsten zuweilen recht ansehnlich und stattliche Männer kommen ebenfalls vor. Es ist jedoch so, dass Papuas mit dem Alter sehr schnell an Schönheit verlieren und besonders alte Frauen, mit ihren sackartigen, schwarzen Brüsten, besonders hässlich sind. Das wird hier leider nicht durch Bekleidung und Toilettenkunst verdeckt. Allgemein darf deren Aussehen nicht mit europäischem Maß gemessen werden: Dann kann man auch Papuas schön finden – denn an europäische Schönheit können kaum welche heranreichen. Und dies obwohl sogar solche papuanischen Individuen vorkommen, die sich einzig durch die Hautfarbe von Europäern unterscheiden.

Haarwuchs und bei Männern auch Bartwuchs sind im Großen und Ganzen gut entwickelt. Spärlicher Haarwuchs bzw. Glatzen sind sehr selten und gelten als unschön. Die Haare werden, besonders bei Kindern, häufig abrasiert, weil die Läuse mangels Haarpflege sonst nicht loszukriegen sind. Dies und andere Toilettenartikel wie Zahnpulver zeigt, dass Papuas doch einen gewissen Sinn für Reinlichkeit haben. Natürlich einen ganz anderen als man in der Zivilisation für angebracht hält. Aber auch Papuas wünschen z.B. weiße Zähne und lausfrei zu sein, was für Sauberkeit spricht.

Der Frisur kommt sehr viel Aufmerksamkeit zu (vorwiegend bei jungen unverheirateten Männern), was jedoch nicht heißt, dass die Haare als gepflegt und reinlich gelten können. Jedenfalls nicht in unserem Sinne, wo man versucht sie sauber und gekämmt aussehen zu lassen. Vielmehr bedeutet Haarpflege bei den Papuas das Gegenteil: Die Haare werden zerzaust, verfilzt und mit allem möglichen beschmiert, d.h. verunreinigt. Des Weiteren wird trotz oder besser gesagt wegen des ganzen Aufwandes das Aussehen durch die Frisur meist negativ beeinflusst. Es entsteht ein ungepflegtes, unordentliches, unhygienisches, wildes Aussehen. Schmierigkeit ist bei den Papuas ein allgemeines Phänomen. Und das alles ist gewollt. Denn die Papuas könnten durchaus ordentliche, schlichte Haare haben, wenn sie sie auf unsere Weise pflegten (kämmen, waschen etc.). Dies zeigen die Haare jener Papuas,

welche auf der Missionsstation leben. Selten gibt es unter den 'nicht-missionierten' Papuas schöne Frisuren, solche die überhaupt die Bezeichnung Frisur verdienen. Allgemein sind es Männer, die putzsüchtiger sind, sich auf allen Gebieten mehr um ihr Aussehen kümmern und sich reichlicher schmücken. Frauen hingegen sind meist nur einfach bis ärmlich herausgeputzt.

Hautkrankheiten kommen relativ häufig vor, scheinen aber die Eingeborenen nicht grob zu stören oder am täglichen Leben zu hindern, so z. B. Elephantiasis beim Gehen. Mangels wirkungsvoller medizinischer Möglichkeiten die Krankheiten zu behandeln muss man sich wahrscheinlich damit abfinden und lebt damit. An einfachsten Krankheiten, die das Immunsystem betreffen, sterben viele Eingeborene und meist ist die Lebenserwartung ohnehin recht gering. Da es mit Nachwuchs ebenso schlecht steht, d.h. es gibt wenig, sind die Papuas überhaupt vom Aussterben bedroht und folglich ist Kaiser Wilhelms-Land, wie ganz Neu Guinea, sehr schwach bevölkert.

Leistungen

Es handelt sich bei den Bewohnern des Kaiser Wilhelms-Landes um Menschen die im Steinzeitalter leben, also in der Entwicklung weit hinter der Zivilisation liegen. Sie sind einfache Menschen, haben grundsätzlich keine hohen Ansprüche und sind mit ihrer Lage zufrieden.

Der Landbau als wichtigster Nahrungsmittellieferant genügt ihnen. Die Notwendigkeit desselben für Papuas zum Überleben erklärt möglicherweise die Genauigkeit mit welcher der Anbau betrieben wird und die nicht zu verachtende Kenntnis die darüber vorhanden ist. Er wird jedoch nur in kleinem Stil (Plantagen) betrieben, wodurch das Land nicht gut genutzt wird. Obwohl die Plantagen mit aller Sorgfalt und Genauigkeit von den Papuas bearbeitet und bepflanzt werden, ginge es viel besser. So zum Beispiel durch die Kolonialisierung und Niederlassung von europäischen Siedlern: die vorhandenen Möglichkeiten würden durch Anpflanzungen in großem Stile und durch Einfuhr und Zucht von Vieh besser ausgeschöpft werden. Allgemein ist das Wissen der Papuas über Fauna und Flora bemerkenswert. Ihre Haustiere pflegen sie sehr liebevoll und behandeln sie fast wie eigene Kinder. Während sie bei der Jagd kaum Erfolge erzielen, sind sie in der Fischerei recht geschickt, was ihnen Abwechslung auf dem Speiseplan beschert. Aber auch ohne Fisch ist ihre Kost abwechslungsreich und nicht so einseitig wie man annehmen würde. Außerdem essen Papuas ihre Speisen gekocht, also zubereitet, und nur selten Rohes. Hier herrscht also so etwas wie zivilisiertes Verhalten vor. Ebenso wird sauber gearbeitet (sauber gekocht, Müll entsorgt, gekehrt etc.). Sie legen also Wert auf Ordnung und Sauberkeit, welche aber natürlich nicht mit den Vorstellungen der Zivilisation gemessen werden dürfen. So haben Papuas grundsätzlich kein Problem damit, dass die Häuser innen aufgrund der Feuerstelle verrußt sind (sie wohnen und schlafen darin), packen aber den meisten „Hausrath“ ein, damit er nicht verrußt. Einzelne Speisen schmecken recht gut, das Meiste jedoch mundet nur den Eingeborenen selbst. Für den an Besseres gewöhnten Gaumen und Magen zivilisierter Menschen ist es eher gewöhnungsbedürftig bis ungenießbar. Denn die Papuas scheinen (für Europäer) grausig Schmeckendes zu lieben.

Wenn man in die Häuser schaut stellt man fest, dass Papuas trotz ihrer allgemeinen Einfachheit einen gewissen Komfort und Luxus wollen. So schläft man auf Matten und nicht am Boden, hat teilweise Kopfunterlagen und verwendet Töpfe, Teller, Löffel etc. Auch sonst sieht man, dass Papuas nicht rein nur auf das Lebensnotwendigste (Dach überm Kopf, Wasserfahrzeug) bedacht sind. Einige großartige Bauwerke (wie Kanus und Häuser) zeugen davon, dass sie ebenso von ideellen Vorstellungen getrieben werden und Schönes leisten wollen. Dies muss angesichts der primitiven Werkzeuge doppelt beachtet und bewundert werden. Denn auch wenn sie nur selten an europäisches Können herankommen (z.B. bei Schmuck), so geschieht dies doch. Und das obwohl Papuas keine hoch entwickelten Werkzeuge besitzen und auch selbst noch auf der Stufe der Steinzeitentwicklung stehen. Ihr Umgang mit der primitiven Axt des Steinzeitalters ist beachtlich ausgeklügelt und die Produkte ihres Schaffens damit äußerst bewundernswert. Da sie an Werkzeug praktisch nur dieses besitzen, mussten sie den Umgang damit umso besser erlernen. Der moderne Mensch könnte mit diesem Werkzeug, trotz seiner Überlegenheit in der Entwicklung, nie etwas Ähnliches erzeugen. Entweder entwickelt man eben verschiedene Werkzeuge für spezielle Zwecke (wie die Zivilisation) oder man lernt den Umgang mit dem einen, vorhandenen Gerät besser (wie die Primitiven). Letzteres bedeutet viel Aufwand und ist nicht immer so effektiv und hilfreich. Die Moderne macht sich das Leben einfacher durch passendes Werkzeug, das auch Geschwindigkeit ermöglicht. Allgemein machen es sich die Papuas gern schwer, denn ihre Plantagen bauen sie oft auf steilen Berghängen oder mitten im Urwald, anstatt im Flachen und an lichten Stellen.

Bei Ausputz und Verzierung kommen neben sehr einfachen Sachen (Blätter, Haare, Holzstücke) Stücke von beachtlicher, ja hervorragender Leistung vor. Papuas scheinen die Rohstoffe bestens zu kennen und genau zu wissen welcher wofür geeignet ist. So ist vor allem die Herstellung von Schmucksachen bewundernswert. Die Bearbeitung der Rohstoffe kann extrem schwierig sein und Papuas leisten mitunter sehr künstlerische Arbeit auf diesem Gebiet. Daher muss man sagen dass sie, d.h. jene einzelnen Künstler die solches leisten, sehr begabt sind und hier auf einer hohen Kulturstufe stehen. So reichen Erzeugnisse teilweise an europäische heran bzw. sind sogar ebenbürtig. Wenn Papuas also wollen können sie durchaus Großartiges leisten und sogar – trotz ihrer zurückgebliebenen, primitiven Werkzeugen – mit europäischem Können konkurrieren. Jedoch ist es mit ihrem guten Geschmack so eine Sache: Einige der teuersten und wertvollsten Schmucksachen entstellen und verunzieren die Schmuckträger zusätzlich anstatt sie zu verschönern. Papuas haben also einen regen Schönheits- und Kunstsinn. Die Vorstellungen entsprechen allerdings nicht denen von Europäern. Die angefertigten Werke und Gebilde sind meist ohne religiöse und maximal von geschichtlicher Bedeutung. In erster Linie scheinen sie jedoch der Phantasie entsprungen, womit die Papuas reichlich gesegnet sind.

Lebensweise und Sitten

Die Bewohner von Kaiser Wilhelms-Land leben in kleinen Dörfern mit wenigen Leuten. Sie kennen meist nur ihre Nachbardörfer und Handelspartner, da sie weder an Land noch zu

Wasser weite Entfernungen zurücklegen. Deshalb ist ihre Landeskunde sehr eingeschränkt. Sie leben sozusagen in 'ihrer kleinen Welt' und sind von Wetter und Natur abhängig – ganz im Gegensatz zu den Europäern, die mit ihren Schiffen weit kommen und auf dem Wege sind, die Natur zu beherrschen. Abgesehen vom friedlichen Handel miteinander sind sie recht eifersüchtig aufeinander, gönnen sich gegenseitig nichts. Mit weiter entfernten Dörfern stehen sie meist in Fehde und sind ohnehin sehr misstrauisch, wollen nichts von den anderen essen etc. Gegenüber Weißen ist das Vertrauen bedeutend besser. Allgemein ist der Zusammenhalt zwischen Papuas nicht sehr groß. Als Finsch z.B. einen Papua beim Stehlen ertappte, wurde derjenige von seinen „Stammesgenossen“ ausgelacht, anstatt dass sie zu demjenigen standen. Sie haben also kein ausgeprägtes Stammeszugehörigkeitsgefühl und empfinden keine nationale Zusammengehörigkeit. Wie auch, wenn sie nicht einmal ihre weitere Umgebung kennen. Um die Kenntnis ihrer Geschichte steht es oft ebenso schlecht. Sie haben zwar Denkmäler und betreiben Ahnenverehrung (z.B. in Form von Telums), welche wahrscheinlich mit ihrer Geschichte verknüpft sind und gar der Schlüssel dazu zu sein scheinen. Es ist jedoch fraglich ob ihnen die Geschichten der Telums (und der Ahnen) bekannt sind bzw. ob sie nicht schon über Generationen verloren gingen. Religion scheinen sie keine zu haben, bestenfalls wird etwas als heilig verehrt oder gesehen. Das Tabu hat aber nichts mit Religion zu tun. Heilig sind meist europäische Sachen bzw. Andenken daran (siehe unten).

Den Festen (vor allem Männerfesten) kommt große Bedeutung zu und sie werden mitunter sorgfältig vorbereitet, man macht sich dafür extra fein (Frisur, Bekleidung, Schmuck etc.). Dann wird mit den Instrumenten viel Lärm produziert und getanzt, d.h. eigentlich herum getrampelt. Die Hauptsache an Festen ist das Essen, wobei in mehreren Gängen groß aufgetischt wird. Auch hier gibt es keine tiefere (religiöse oder ähnliche) Bedeutung dahinter als das Schlemmen und Genießen. Überhaupt scheinen Papuas Genussmenschen zu sein. Denn sie besitzen mehr dieser Mittel als wir und unter ihren stets mitgeführten Utensilien finden sich hauptsächlich solche Gegenstände – sowohl die Genussmittel selbst als auch die dazu nötigen Hilfsmittel (Betelbrecher, Spatel etc.). Auch bei der Einwanderung brachten die Papuas höchstwahrscheinlich diese Pflanzen (wie Tabak) mit und nicht Nutzpflanzen. Dies zeigt ihre Prioritäten. Die Reizmittel haben in erster Linie keine berauschenden Wirkungen und werden von beiden Geschlechtern, alt wie jung, konsumiert. Einzig Kawa ist berauschend und Männern vorbehalten. Überhaupt scheinen Frauen Männern untergeordnet zu sein und letztere das Sagen zu haben. Weshalb sonst sollten Männer überall besser ausgestattet (Ausputz) und bevorzugt (eigene Männerfeste, Fleisch für Männer, Tabus für Frauen etc.) sein, während sich Frauen stets mit Geringerem begnügen müssen bzw. nur an manchen Festen teilnehmen dürfen usw. Überhaupt scheinen Frauen sehr leichtgläubig und noch abergläubischer als Männer zu sein. Denn die Tabus, die für sie gelten, scheinen nur von Männern erfunden, damit diese ihre Ruhe haben und feiern und schmausen können. Die Frauen glauben an diese Tabus und verstecken sich schon beim kleinsten Ton dieser Tabu-Instrumente und betreten die verbotenen Häuser nicht, obwohl sie dies doch ganz einfach könnten und herausfinden würden, dass alles eine Lüge ist.

Weiter sind die Papuas ein kampflustiges Volk, das gerne Krieg führt. Krieg und Kampf scheinen eine wichtige Rolle zu spielen. Da sie allerdings mehr feige als mutig sind geschieht dies aus dem Hinterhalt und meist nicht Mann gegen Mann. Frauen und Kinder werden dabei ebenfalls erschlagen, was sogar als rühmlich gilt (siehe Finsch 1888: 79f). Auch Weißen gegenüber ist die Freundlichkeit zuweilen nur vorgetäuscht und in Wirklichkeit wird ein Attentat geplant. Es gilt also äußerste Vorsicht walten zu lassen und kritisch zu sein. Selbst wenn sie freundlich sind. Der Schein könnte trügen. Vor allem dort, wo sie bereits schlechte Erfahrung mit der Zivilisation (Labourtrade) gemacht haben. Außerdem leiden sie neben anderen schlechten Eigenschaften an Stehlsucht. Und mit jedem Kontakt mit Weißen, und vor allem nach schlechten Erfahrungen, wird ihre Verdorbenheit (möglicherweise) gesteigert.

Bei diesen hinterhältigen, bösen Eingeborenen handelt es sich jedoch meist nur um ein paar Einzelne. Die Mehrheit zeigt Weißen gegenüber ein anständiges Verhalten. So ist der Umgang mit Eingeborenen nicht so kompliziert wie man denkt, man muss nur wissen wie mit ihnen umzugehen ist. Vorsichtig sollte man dennoch immer sein und Eingeborenen grundsätzlich nicht vertrauen, da man nicht weiß was in ihnen vorgeht (vgl. Finsch 1888: 86).

Beim Handel sind Papuas meistens darauf bedacht ihre Vorteile daraus zu ziehen. Das heißt für möglichst wenig Gegebenes möglichst viel zu erhalten. Denn sie nehmen zwar gern, ums Geben ist es allerdings nicht so gut bestellt. Geschenke, das heißt Selbstlosigkeit, kennen sie allgemein nicht. Es kommt jedoch schon mal vor, meist aber nur in Form von ein paar Kokosnüssen. Überhaupt haben sie der Zivilisation kaum etwas zu bieten. Für die praktisch orientierten Naturmenschen ist Eisen (in fast jeder Form) das beliebteste europäische Tauschmittel. Es macht am meisten Sinn und entspricht ihren Bedürfnissen. Allgemein bewundern Papuas europäische Sachen und wollen sie besitzen. So werden von Zivilisierten geschenkte Dinge äußerst sorgfältig aufbewahrt und schon mal als heilige Andenken verehrt (z.B. die Sachen von Maclay) oder dem Tabu gleichgesetzt (die von Finsch geschenkte deutsche Flagge). Allerdings verstehen die Eingeborenen oft den Sinn von europäischen Dingen nicht richtig und sind häufig nicht in der Lage, entsprechend damit umzugehen. Und teilweise verändert sich nicht viel und entwickelt sich nichts weiter, obwohl man ihnen die Geräte der Moderne, einfach zu bearbeitende Nutzpflanzen oder Vieh hinterlässt. Sie machen nichts daraus, nutzen ihre Chance nicht.

Der Handel und Kontakt mit Weißen hat, neben guten bzw. nötigen Effekten der Weiterentwicklung und Heranführung an die Zivilisation, durchaus auch negative Auswirkungen. Zum einen lernen die Eingeborenen schlechtes (wie professionellen Diebstahl und Frauen verkaufen). Dafür können die Weißen aber nur indirekt etwas. Denn es ist nicht so, dass die Welt der Weißen von Unsittlichkeiten geprägt wäre und die Eingeborenen sie übernehmen oder ähnlich. Das eigentliche Problem ist, dass die Eingeborenen nicht mit der Fortschrittlichkeit umgehen können und es auch nicht von heute auf morgen erlernen können. Zum anderen geht das Können (Kunsthandwerk) und dessen Originalität sowie die traditionelle Lebensweise der Eingeborenen durch den Kontakt verloren, weil sie es doch gerne einfacher haben und Werkzeuge etc. übernehmen und dann künstlerisch fauler werden. Das heißt durch For-

scher und Reisende sollten noch möglichst viele Erzeugnisse der Steinzeit gerettet werden und Wissen darüber gesammelt werden bevor es zu spät ist.

Die Eingeborenen sehen nicht ein weshalb sie sich weiter entwickeln und bilden sollten, da sie ja mit ihrem Leben zufrieden sind. Obwohl sie doch etwas dumm sind – eher im naiven Sinn – mangelt es ihnen nicht an Bildungsfähigkeit, sondern rein am Willen sich zu bilden. Das heißt sie könnten wenn sie wollten und in Bereichen, die eine Verbesserung der Befriedigung von Bedürfnissen versprechen, sind sie durchaus lernfähig. Ansonsten sind sie jedoch zu faul um die nötigen Schritte zu tun und die Stufen der Entwicklungsleiter zu erklimmen um in die Moderne aufsteigen zu können. Sie sind an ihrer Lage also selber schuld, da sie das Angebot und die Hilfe (eine gütige, selbstlose Gabe) der Zivilisation nicht annehmen.

Papuas haben ein sehr kindliches Wesen, und sind wie Kinder grundsätzlich gut und unverbissen. Ihre Moral ist groß und es herrscht „Decenz“: Meist sind es monogame Ehen und trotz der spärlichen Bekleidung und teilweisen völligen Nacktheit passieren keine schändlichen Dinge. Des Weiteren werden Menschen nicht verspeist, auch nicht (oder schon gar nicht) die verstorbenen Angehörigen. Ganz im Gegenteil werden sie geschmackvoll bestattet und das Andenken an sie bewahrt. Durch den Kontakt mit der Zivilisation gehen die Tugenden jedoch sehr schnell verloren und die Eingeborenen erliegen ihren ebenfalls inhärenten Schwächen wie Stehlsucht und Vergeltungssucht. Denn auch Papuas sind nur Menschen und haben gute und schlechte Seiten. Allerdings sind sie viel mehr Kind als die entwickelten, zivilisierten Erwachsenen, d.h. unreif, unselbständig und müssen noch vieles lernen. So ist es die Aufgabe letzterer, die Naturkinder zu erziehen, ihnen die Welt zu erklären, den richtigen Weg zu weisen und sie damit vor dem Verfall (auf Grund ihrer Schwächen) zu bewahren. Die Zivilisation muss den Naturmenschen Halt und Stärke geben, ihnen aber auch Grenzen setzen, so dass sie lernen Gut und Böse voneinander zu unterscheiden. Dann können die Steinzeitmenschen bewusst und überlegt handeln und nicht nur nach Gefühl und Intuition, wozu sie ohne Hilfe ewig verdammt wären. Alleine finden sie sich nicht zurecht. Die Kolonialisierung und deren Absichten sind also nach Ansicht von Finsch positiv für die Eingeborenen bzw. die einzige Möglichkeit für die Zukunft.

Subjekte des Textes, deren Rechte und Verantwortlichkeiten

Finsch

Finsch hat als Subjekt von Texten, deren Autor er ist, 'Heimvorteil'. Das soll heißen er entscheidet über die Darstellungen. Als Subjekt hat er mehrere Aufgaben: Einerseits ist er der Forscher/Wissenschaftler und andererseits der Eingeborenenfreund und –kenner.

Als Forscher hat er ein Recht darauf zu forschen und alles für die Wissenschaft nötige, hilfreiche oder bereichernde zu tun. So auch die Eingeborenen zu untersuchen, abzumessen und sie genau zu begutachten, obwohl dies Voyeurismus gleichkommt oder die Eingeborenen nicht so begeistert davon sind – die sollten sowieso froh darüber sein, dass man Interesse an ihnen hat. Er hat das Recht die Eingeborenen zu beschreiben und zu beurteilen. Durch seine Beobachtungen vor Ort scheint Finsch das Recht eingeräumt zu sein, seine Forschun-

gen als objektiv, authentisch und repräsentativ zu bezeichnen. Außerdem kann er, da er einer der ersten Forscher dort war, seine Arbeiten als Pionierarbeiten bezeichnen und Ansehen und Ruhm dafür einfordern.

Seine Verantwortlichkeiten sind dementsprechend der Wissenschaft und Forschung gewidmet: Er soll möglichst viele Forschungen anstellen und wissenschaftliche Erkenntnisse bringen. Es wird wahrscheinlich ein gewisses Interesse seinerseits am „Forschungsgegenstand“ erwartet und dass er sich bemüht und alles nach bestem Wissen und Gewissen macht. Das bedeutet wahrheitsgetreu und genau zu arbeiten und objektiv und kritisch zu sein. Für seine Behauptungen soll er möglichst Beweise anführen um die Glaubwürdigkeit zu steigern. Er soll Wahrheiten ans Licht bringen und dadurch „Unwissende“ aufklären und bisherige Fehlannahmen berichtigen. Es soll möglichst viel Wissen und möglichst viele Utensilien der Steinzeitperiode gerettet werden. Uneigennützigkeit ist dabei seine Tugend – alles wird fürs Museum gesammelt. Weiter positiv ist es, wenn er zeigt, dass er dafür keine Mühen scheut. Außerdem wird wohl erwartet (von den Auftraggebern), dass er sich mit den Lebensumständen im Forschungsgebiet abfindet (Hitze, Rollen des Schiffes, einfältige Mahlzeiten, schlaflose Nächte, lästige Eingeborene usw.) und keine zu hohen Ansprüche stellt. Des Weiteren soll er Land besichtigen und erkunden um dann in Besitz zu nehmen und Grundsteine für die Kolonisierung zu legen.

Als Freund und Kenner der Eingeborenen ist es sein Recht, mit den Eingeborenen zu verkehren, sie zu besuchen und sie nach seinem Gutdünken zu behandeln. Wiederum ist es sein Recht, über sie zu urteilen und sich selbst als 'Experten' zu bezeichnen (in Deutschland).

Die Verantwortlichkeiten sind grundsätzlich guter und freundlicher Umgang mit den Eingeborenen, sowie friedlicher Verkehr. Dabei sollen möglichst keine Waffen benutzt werden, damit gute Kontakte und Freundschaften entstehen. Den Eingeborenen soll Respekt bezeugt werden und Rücksicht auf sie genommen werden. Dies bedeutet auch, dass Finsch Geduld („die eines Engels“) walten lassen muss und seine Macht und Überlegenheit nicht ausspielen soll. Am besten soll er die Überlegenheit nicht einmal zeigen, es sei denn es wäre notwendig. Denn ab und an sind gewisse Machttakte nötig um sich Respekt zu verschaffen, Frieden zu bewahren oder um die Eingeborenen vor ihren Schwächen zu schützen. Außerdem muss er zwischen der unerfahrenen Samoa-Besatzung und den Eingeborenen vermitteln und alles im Blick und im Griff haben. Er muss wissen wie die Eingeborenen einzuschätzen sind, d. h. sie „durchschauen“. Finsch soll außerdem den Eingeborenen Geschenke bringen und sie mit der Zivilisation bzw. einigen Gegenständen derselben vertraut machen. Dabei sind Großzügigkeit und Gutmütigkeit sehr wichtig. Finsch überbringt den „Wilden“ ein Stück „Zivilisation“, führt sie ein in die „europäische“ Welt. Die Einladungen der Eingeborenen anzunehmen (z.B. an Festmahlen teilzunehmen) und deren Freundlichkeiten zu erwidern gehören ebenfalls zu Finschs 'Aufgaben'. Dabei muss er sich in gewissem Maße ihren Regeln anpassen. Er soll den Eingeborenen möglichst nah sein, und doch nicht zu involviert sein. Was er sich selbst zu seiner 'Pflicht' macht, ist der Versuch die Papuas in einem besseren Licht, als allgemein üblich, erscheinen zu lassen. Das heißt aufzuzeigen, dass Eingeborene durchaus Menschen „wie

wir“ sind. Und dass nicht immer sie die „Wilden“ sind bzw. die Zivilisation nicht auf allen Gebieten 'besser' ist (so z.B. in Moral und „Decenz“ etc.). Er will darauf hinweisen, dass es auch andere Sichtweisen als die der Zivilisation und Wissenschaft gibt.

Eingeborene

Die Eingeborenen als Text-Subjekte haben keine „eigene Stimme“. Es liegt in Finschs Werken ganz an ihm wie sie beschrieben und dargestellt werden.

Als „sogenannte Wilde“ haben die Eingeborenen das Recht auf Einfältigkeit, ein naives, kindliches Wesen und Faulheit. Sie können ganz nach Intuition und Gefühl handeln, nach Lust und Laune und in den Tag hineinleben. Sie brauchen sich keine weiteren Gedanken 'über Gott und die Welt' zu machen. Außerdem haben sie das Recht darauf den Sinn an der Weiterentwicklung und der Zivilisation nicht zu verstehen und deshalb für unnötig zu halten. Sie haben ein Recht auf Widersprüchlichkeiten, Falschheit und Hinterhältigkeit, sie müssen nicht authentisch und bedacht handeln. Des Weiteren ist Aberglaube und mystisches, sowie unlogisches Denken bei Eingeborenen nicht nur okay, sondern wird ohnehin erwartet. Sie können ohne weiteres nehmen ohne (gerne) zu geben, weil das einfach auf ihre Unkenntnis von Geschenken etc. abgeschoben wird (die kennen das eben nicht!). Sie können die Weißen schamlos bewundern und sich hemmungslos über deren Geschenke freuen.

Ihre Verantwortungen sind jedoch ebenfalls zahlreich. In erster Linie sollen die Eingeborenen den Vorstellungen der Europäer gerecht werden – was sehr schwer ist, weil diese von Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen geprägt sind. Einerseits sollen sie unverändert in ihrer Steinzeit stehen bleiben, damit sie für die Forschung möglichst interessant sind. Andererseits sollen sie sich für die Zivilisation und ihre Zivilisierung begeistern und nach deren Wunsch weiterentwickeln bzw. entwickeln lassen. Sie sollen die Gegenstände der Zivilisation bewundern und begehren, aber trotzdem ihre „Kunstarbeiten“ etc. weiterhin auf ihre Weise anfertigen und in gleicher „Qualität“. Sie sollen wild, exotisch und 'primitiv' ausschauen und gleichzeitig mit Hilfe der Missionare ein gepflegtes Aussehen erlangen. Weiter wird gewünscht, dass sie zu den Zivilisatoren, und Finsch als 'eingeborenenfreundlichen' Vertreter im speziellen, nett und freundlich sind. Am besten sie handeln untergeben, zuvorkommend und gastfreundlich. Sie sollen alle möglichen Gegenstände hergeben/verkaufen und alle Bräuche, Sitten und selbst Geheimnisse preisgeben. Des Weiteren sollen sie den europäischen Mächten gestatten, wenn nicht sogar helfen, ihr Land auf- und einzuteilen. Sie scheinen dabei keine große Entscheidungsfreiheit zu haben und kein Recht dies zu verweigern. Schließlich ist es nur zu ihrem Besten und soll außerdem so sein: Es ist „der Lauf der Dinge“, sie müssen der Zivilisation weichen.

Subjektpositionen

Finsch

Da Finsch nicht nur Subjekt im Text, sondern zugleich der Autor ist, ist seine Position sehr wichtig. Bei seinen Beschreibungen fließen verschiedene Standpunkte und Sichtweisen mit ein. Es muss gefragt werden: Was erwartete Finsch von seinen Reisen/Arbeiten? Was dachte

er, dass von ihm erwartet wird: a) von den Eingeborenen und b) von seinen Auftraggebern, Deutschland, Europa etc. All dies beeinflusste nämlich seine Handlungsweise, die Informationsauswahl und seine Schreibweise – denn Beschreibungen sind unabwendbar selektiv.

Finsch scheint sich selbst als Pionier und guten Wissenschaftler in sehr wichtiger Mission und Position zu sehen. Nicht zu Letzt, weil er seiner Meinung nach Kenner, Freund und Helfer der Eingeborenen ist. Diesen hauptsächlich positiven Eindruck dürften seinem Verständnis nach auch seine Auftraggeber und seine 'Leserschaft' von ihm haben. Bezüglich des Fremdverständnisses (der Eingeborenen gegenüber Finsch) beschreibt er sich als Freund, Geschenke-Bringer und Hoffnungsträger – da er sie mit der Zivilisation bekannt macht. Andererseits erwähnt Finsch, dass die Eingeborenen ihn teilweise wohl als komisch, seltsam, eventuell gar als leicht verrückt und gelegentlich als lästig sahen. Außerdem scheint er sich als etwas Besseres und irgendwie als neutral anzusehen: Zugleich unberührt von der Primitivität der Eingeborenen und der Arroganz der Zivilisierten (die glauben, die Eingeborenen mit der Zivilisation beglücken zu müssen), steht er über beiden. Das Dilemma ist, dass Finsch jedoch in gewisser Weise auf beide angewiesen ist:

- Auf die Eingeborenen ist er angewiesen, weil er sie erforschen und beschreiben will. Sie sind sein persönlicher Interessensschwerpunkt kann man sagen. Deshalb braucht er sie bzw. etwas von ihnen. Ihre Freundschaft oder zumindest Wohlgestimmtheit liegt Finsch schon deswegen am Herzen, weil man von gutgesinnten „Forschungssubjekten“ mehr bekommt. Allein der Zugang und Umgang bringt viele Informationen. Bei Ablehnung der Beforschten dem Forscher gegenüber ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Kontakt sehr kurz und knapp ist, um einiges größer. Vor allem in Finschs Fall, da er mehr oder weniger darauf angewiesen war, dass die Eingeborenen sich zeigten, zur Samoa kamen, ihn in ihr Dorf einladen und nicht aus Angst etc. schon vor seiner Ankunft flüchteten. Kurz: Er braucht die Eingeborenen für seine Forschung – ohne Eingeborene keine Erforschung derselben.
- Von den 'zivilisierten Menschen' ist Finsch abhängig a) weil darunter seine Auftraggeber sind. Zwischen der Neu Guinea-Compagnie und ihm dürfte allerdings eine gegenseitige Abhängigkeit geherrscht haben. Erstere war zwar Auftraggeber und saß somit theoretisch am längeren Hebel (Unterstützung, Geld etc.). In der Praxis aber wollten sie von Finsch gute Leistungen. Und schließlich war er es der Vorort war, Kontakte knüpfte und über mögliche Erwerbungen/Besitzungen verhandelte. Von ihm hingen also zu einem guten Teil die Ergebnisse für die Compagnie ab. b) Auf seine Leserschaft ist Finsch angewiesen, weil er sie mit den Publikationen erreichen will. Auch wenn es immer wieder so klingt als hätte er der (deutschen) Allgemeinheit einen Gefallen getan in dem er seine Werke veröffentlichte und die Objekte durch Ausstellungen zugänglich machte, so ist er genauso von den Rezipienten abhängig bzw. von deren Erreichbarkeit. Gibt es nämlich keine Interessenten bzw. sind diese schlecht gestimmt, werden seine Arbeiten/Publikationen keinen Erfolg darstellen und ihm nicht viel bringen. In erster Li-

nie dürfte es Finsch um soziales Kapital, wie Ansehen und einen guten Ruf, gegangen sein. Von guter Bezahlung oder ökonomischem Kapital erwähnt er jedenfalls nichts. Natürlich ist es aber genauso gut möglich, dass er dieses durchaus fast selbstlos erscheinende Image nur erwecken wollte und es ihm in Wirklichkeit um Geld etc. ging.

Allgemein dürfte er sich gefragt haben, wem er es in erster Linie rechtmachen sollte: nur auf sich schauen, oder versuchen das zu machen was Arbeitgeber oder Leserschaft erwarteten. Und dann auch den Eingeborenen zu geben was sie verlangten. Dabei spielt wiederum Finschs Vorstellung eine wichtige Rolle, denn abgesehen von vorgegebenen Richtlinien und offen ausgesprochenen Wünschen, war er wohl darauf angewiesen was er dachte, dass die Anderen wollten – sei es die Neu Guinea-Compagnie, die Leserschaft oder die Eingeborenen.

Eingeborene

Wie erwähnt, ist die Sicht der Eingeborenen in Finschs Werken die des Autors. Es handelt sich um seine Vorstellungen, sein Verständnis der Handlungen und seine Interpretationen davon. Folglich ist sowohl das Selbstverständnis der Eingeborenen als auch deren Fremdverständnis eigentlich Fremdzuschreibung.

Durch Finschs Darstellung gewinnt man den Eindruck, dass die Eingeborenen zufrieden sind und haben was sie brauchen. Sie scheinen ihr Leben/ihre Welt als gut und normal zu sehen. Dennoch wollen sie unbedingt europäische Sachen, weil diese fortschrittlich und praktisch sind. Über das Fremdverständnis der Eingeborenen ist schwerlich etwas zu sagen. Es scheint so (dargestellt) als würden sie sich keine großen Gedanken darüber machen was andere über sie denken.

Wahrscheinlich ist, dass die Eingeborenen nicht glauben, dass sie von der Zivilisation abhängig sind. Das glauben (zu diesem Zeitpunkt) nur die Weißen. Erstere kennen weder die Zuschreibungen der Weißen noch wissen sie von der suggerierten Überlegenheit derselben. Die Eingeborenen handeln daher nicht bewusst im Rahmen des Diskurses, sondern werden hineingezwungen, ihr Platz wird ihnen zugewiesen. Sie beeinflussen den Diskurs dennoch durch ihr Handeln. Zu Beginn allerdings ohne die Spielregeln recht zu kennen. Ihre jeweilige Handlungsweise (z.B. Freundlichkeit, Widerstand etc.) verändert aber die ihnen zugewiesene Subjektposition und bestimmt zu einem gewissen Grad die Reaktion der Weißen darauf. Dies beeinflusst auch das „Image“ der Eingeborenen, d.h. die Repräsentation die Finsch von ihnen wiedergibt. Am Anfang des Kontaktes dürften die Regeln der Weißen für die Eingeborenen eher undurchschaubar bzw. unverständlich gewesen sein und sie sich kaum als zum Untertanentum prädestiniert gesehen haben. Mit der Zeit entwickelte sich jedoch das Bewusstsein für Machtverhältnisse zwischen Weißen und Eingeborenen und wurde von letzteren 'angenommen'. Das heißt, die Vorstellung der Überlegenheit der Weißen wurde insofern angenommen als dass sie entweder bekämpft (durch Widerstand) oder akzeptiert wurde

(z.B. merkten einige dass mit den Hilfsmitteln der Weißen Macht über die benachbarten oder das eigene Dorf erlangt werden konnte)²².

Darstellung der Beziehungen in Finschs Werken

Die Beziehung zwischen den Eingeborenen und Finsch (auch als Vertreter der „Zivilisation“) ist von Gegensätzen zwischen den 'zwei' Subjekten geprägt: Finsch ist der Forscher aus der Zivilisation, die Eingeborenen die Wilden des Steinzeitalters. Die Zivilisierten sind rationale erwachsene Menschen die überlegt, verantwortungsbewusst, vorausschauend handeln etc. Im Gegensatz dazu haben die Eingeborenen – wie oben erwähnt – ein kindliches Wesen, welches von Naivität, Unbedachtheit, Spontanität und vor allem Intuition und Gefühl geprägt ist. Erstere stehen außerdem für Kultur und Entwicklung, während letztere ein Paradebeispiel für Natur und Einfachheit sind.

Die Freundschaft zwischen Finsch und den Eingeborenen beruht auf den ersten Blick auf Gegenseitigkeit. Auf den zweiten fällt jedoch auf, dass es hauptsächlich die Eingeborenen sind, die wahrhaftige Freundschaften schließen wollen. Nach kürzester Bekanntschaft werden die besten Freundschaften geschlossen, wobei dies für Finsch nicht nur soziale Gründe hat, sondern auch praktische: einerseits ist er vertraglich dazu aufgefordert einen freundlichen Umgang mit den Eingeborenen zu pflegen, gute Verbindungen herzustellen und Weichen für die Zukunft zu stellen. Andererseits will er etwas von ihnen. Die Eingeborenen hingegen scheinen sich ehrlich und herzlich über die Bekanntschaft mit Finsch zu freuen. Die Friedens- und Freundschaftszeichen gehen meist von ihnen aus, es scheint ihnen also viel daran zu liegen. Weiter lieben sie seine tollen, nützlichen Geschenke. Nur manchmal nicht, nämlich dann wenn sie deren Sinn nicht (er)kennen. Außerdem hoffen sie, dass er in ihrer Nähe ein Dorf baut und sich dort niederlässt, weil sie ihn für sich haben wollen. Deshalb wollen sie ihn auch nicht abreisen lassen und bieten ihm alles damit er bleibt: von Tieren über Haus und Hof bis hin zu ein oder nach Wunsch mehreren Frauen. Dementsprechend ist die Freude beim Wiedersehen sehr groß, denn Finsch schaut nach seinen 'Schäfchen'.

Die Zivilisation ist den Eingeborenen durch ihre Rationalität, Entwicklung und Lebensweise grundsätzlich auf allen Ebenen überlegen. Auf manchen Ebenen sind die Eingeborenen jedoch total unterlegen, während sie auf anderen nicht viel schlechter oder gar (beinahe) ebenbürtig sind. Dabei handelt es sich jedoch um Einzelfälle (wie die erwähnten bestimmten Schmuckstücke). Allgemein hat die Zivilisation durch den Fortschritt Wissen und Macht, woran es den Eingeborenen fehlt. Daher sind letztere ersteren unterlegen. Aus diesem Grund können die fortschrittlichen Menschen entscheiden was gut/schlecht und was richtig/falsch ist. Die 'Wilden' müssen sich unterwerfen (da sie's nicht besser wissen), ihre Unterentwicklung (in Bezug auf Wissen, Entwicklung und Intelligenz) beschert ihnen eine Stellung als Untertanen. Bei der Zivilisierung ihres Landes sollen sie jedoch helfen. Oder besser gesagt sol-

²² Laut Europäern wollten die Eingeborenen Macht über die eigenen Landsleute, was sie sich durch Kooperation mit Weißen zu erlangen hofften. Ob anfangs von den Eingeborenen die Machtbeziehung zwischen ihnen und Weißen allgemein mit bedacht wurde, d.h. die Überlegenheit letzterer, ist fraglich.

len sie dabei helfen, Neu Guinea nach den Vorstellungen der Weißen – den neuen Freunden und Gebietern – zu gestalten und verbessern (oder wie auch immer es bezeichnet werden mag). Jene fähigeren Eingeborenen, die sich an die Werte und Vorstellungen der Deutschen anpassen, können ihre „Stammesgenossen“ bekehren bzw. ihnen bei der Bekehrung helfen, z.B. indem sie als Missionare oder Lehrer arbeiten. Die unfähigeren Eingeborenen sollen wenigstens bei der „Urbarmachung“ des Landes behilflich sein und so zum Fortschritt beitragen, da sie aufgrund ihrer Minderwertigkeit zu nichts Besserem zu gebrauchen sind. Aber selbst das ist schwer, „denn der Eingeborene wird wohl nur schwer als Arbeiter für andere zu erziehen sein“ behauptet Finsch (1888: 79). Überhaupt werden die Eingeborenen mit der Zeit unverschämt. So verlangen sie mehr Bezahlung für die aufgetragene Arbeit oder wollen sie überhaupt nicht machen. Außerdem ist es bei ihnen so (wie bei Kindern), dass das Interesse sehr schnell geweckt wird, aber genauso schnell abflacht und sie dann nichts mehr tun wollen. Ein weiteres Problem ist, dass – neben jenen die zu faul sind oder keine Lust haben – einige sogar wirklich zu dumm/blöd dafür sind. Deshalb wird es „wohl noch lange dauern, ehe die Eingeborenen sich jener Botmäßigkeit bewusst sind, welche für gute Unterthanen selbstverständlich ist“ (Finsch 1888: 141). Aus diesem Grund überlegt Finsch auf Neu Guinea eine Gefangenekolonie zu starten! Hopfen und Malz sind dennoch nicht verloren. Durch den richtigen Umgang können die Nichtsnutze zivilisiert und missioniert (kurz: brauchbar gemacht) werden. Man muss die Eingeborenen allerdings meist zur Zivilisierung zwingen, da sie einerseits dazu selbst nicht fähig sind und andererseits nicht wollen, weil sie die Vorteile davon nicht erkennen und nicht verstehen. Dabei ist es nur das Beste für sie. Weshalb sollte man also nicht von ihnen erwarten, dass sie es von selbst wollen? Andererseits wollen sie die Zivilisierung, die Moderne sowieso unbedingt: Die Eingeborenen lieben die Geräte und nehmen die Gegenstände der Zivilisation gern. Viel verändert sich dadurch jedoch nicht, außer dass ihr Fleiß verloren geht!

Die Eingeborenen sind in ihrem Zustand gefangen, sie können weder vor noch zurück. Sie sind weder fähig in die Moderne aufzusteigen, noch können sie ihre Originalität behalten und so ursprünglich bleiben, wie der Stufe des Steinzeitalters entspricht. Durch den Kontakt mit Weißen geht nämlich ihr Können und ihr Fleiß verloren und sie sind somit doppelt primitiv: weder modern-fortschrittlich noch originell-ursprünglich. Sie sind primitive Wilde mit ein paar Werkzeugen und Gegenständen der Zivilisatoren ausgestattet, die auf der Stelle treten, gefangen in ihrer Seifenblase, dem 'Steinzeit-Nirwana': unberührt von Kultur und Entwicklung und doch nicht mehr authentisch ursprünglich. Wenn sie als Untertanen nichts taugen und durch Forscher genug beforscht und somit für die Wissenschaft genügend Wissen über sie gerettet ist, sind sie zu gar nichts mehr zu gebrauchen. Deshalb sollten sie dankbar sein, dass die Wissenschaft ein so reges Interesse an ihnen zeigt und ihnen so viel Zeit widmet. Sie sollen sich also nicht so aufführen (sich über Forscher beschweren, sich nicht beforschen lassen etc.), sondern die Forscher deren wichtige Arbeit tun lassen. Außerdem ist es ja nicht so, dass die Papuas dabei von wichtigen Tätigkeiten abgehalten würden. Zeit bedeutet ihnen ohnehin nichts und wird von ihnen hauptsächlich verschwendet. Aus diesem Grund können sie ohne weiteres ein wenig davon sinnvollen Zwecken widmen. Denn selbst wenn die Zivilisi-

sation nicht eingreifen würde und die Eingeborenen sich selbst überließe, hätte das keine Zukunft. Die Belege der Steinzeit sind nämlich nur konserviert und präpariert (z.B. durch die Wissenschaft) von so großer Bedeutung und großem Wert: Als historische Belege der Menschheitsgeschichte. Ansonsten ist die Lebensweise der Steinzeit überholt und würde einen langsamen Tod sterben in einer Welt die sich fortwährend entwickelt und modernisiert. Die Absicht der Weißen ist einzig Gutes für die Eingeborenen zu tun, sie aus ihrer Seifenblase und damit ihrem Dilemma zu befreien: Die Weißen wollen die Primitiven in die zivilisierte Welt einführen, sie bei ihren ersten Schritten begleiten und ihnen Halt geben. Und zwar solange bis die Eingeborenen auf eigenen Füßen stehen können. Dafür erwarten die guten Weißen nicht viel, einzig dass ihre Güte erwidert wird und sie z.B. das ohnehin nicht genutzte Land der Eingeborenen übernehmen dürfen. Die deutsche Flagge gefällt den Papuas ohnehin (da sie die Farben kennen), und obwohl sie den Sinn vom Flaggenhissen nicht verstehen, so wissen sie doch, dass es ein sehr bedeutungsvolles Ereignis ist. In der Tat, wird die deutsche Herrschaft für vielerlei Verbesserungen sorgen – z.B. für Frieden, wodurch wiederum Land und Leute endlich entsprechend gedeihen können.

Verläuft die Zivilisierung glücklich, können sich die Eingeborenen dann an die Weißen anpassen und sich in die Kultur der Zivilisatoren einfügen. Sie werden auf der Hierarchieleiter jedoch immer unter den letzteren stehen. Denn sie können zwar deren Lebensstil etc. erlernen, aber sie werden dies nie internalisieren – ungefähr so, wie man etwas auswendig lernen kann ohne es verstanden zu haben. Kurz: Sie werden nie zu Zivilisatoren werden, nie auf dieselbe Stufe gelangen. So wie eine Mutter immer die Mutter ihres Kindes sein wird, so werden immer die Zivilisatoren über den Zivilisierten stehen. Die Eingeborenen sind eben Menschen der Steinzeit, es liegt in ihrer Art, das ist im Grundsatz unveränderbar.

Darstellungsstrategien und Kritik daran

Werke im Vergleich

Es ist interessant, die Darstellungen in den verschiedenen Werken zu betrachten und zu vergleichen. Denn obwohl die angewandten Strategien grundsätzlich für alle Werke gelten, so sind doch bestimmte Unterschiede oder Variationen zu erkennen. Dabei scheint mir, dass die unterschiedlichen Darstellungsweisen unter anderem mit der akkumulierten Erfahrung Finschs zu tun haben, aber auch mit der erwarteten Zielgruppe.

So wird in *Neu Guinea und seine Bewohner* sehr stark die damalige populistische Sichtweise von primitiven Wilden (als heimtückisch, misstrauisch, faul, wild, treulos und lüstern) widerspiegelt. Dieses Bild ist hier viel ausgeprägter und negativer als in den anderen, späteren Werken von Finsch. Durch die Erfahrungen seiner Reisen dürfte er diesen Standpunkt später nicht mehr in derselben Weise vertreten haben. Wie schon oben erwähnt, bezeichnete er dieses Werk später als sehr fehlerhaft.

Die Unterschiede zwischen den zeitlich und erfahrungsmäßig nicht so weit auseinanderliegenden Werken *Samoafahrten* und *Ethnologische Erfahrungen* sind jedoch ebenso wenig zu unterschätzen. So habe ich den Eindruck, dass (obwohl allgemein alle Werke für die breite

Öffentlichkeit gedacht gewesen sein dürften) ersteres mehr auf die (gewöhnliche) 'Durchschnittsbevölkerung' zugeschnitten ist, als z.B. *Ethnologische Erfahrungen*. Letzteres Werk scheint mehr für Personen gedacht zu sein die wirklich an den Eingeborenen, ihren Lebensweisen und Gebrauchsgegenständen (hiermit meine ich auch Schmuck etc.) interessiert sind, um nicht zu sagen für „Fachinteressierte“. Es ist sehr ausführlich, detailliert und sachlich beschrieben, eher nichts was man einfach so als 'Reiseerzählung' liest. Die *Samoafahrten* hingegen beschreiben eine abenteuerliche Reise in unbekannte Gefilde. Es ist viel persönlicher aufgezogen; Finsch spielt darin eine wichtige Rolle, denn er 'erzählt' von seinen 'Abenteuern'. Diese Publikation enthält zum Teil recht „populistische“ Aussagen und 'philosophierenden' Bemerkungen über die Eingeborenen, deren Kolonialisierung, Missionierung und Zivilisierung. Auch sind hier stereotype, idealistische und abwertende Bemerkungen zu finden, wie Finsch sie ansonsten weder in den Tagebüchern/Völkerkunde noch in *Ethnologische Erfahrungen* machte und am ehesten noch in *Neu Guinea und seine Bewohner* zu finden sind. So z.B. Aussagen über die Nutzlosigkeit der Eingeborenen als Arbeiter (in deutschem Sinn) und zur „Urbarmachung“ Neu Guineas, oder ihrer Prädestinierung Untertanen zu werden. Auch romantisch-stereotype (Paradies-)Bilder, z.B. von „schlanken, braunen Mädchen“ in Grasschürzchen mit viel Muschelschmuck, die „das Haar mit brennendroten Hibiscusblumen geschmückt“ haben, was sie „gar niedlich“ macht, sind Beispiel dafür (siehe Finsch 1888: 72f).

Widersprüche, Ambivalenzen, Stereotypen & Co

Die Eingeborenen werden durch den Zivilisatoren oppositionäre Eigenschaften (z.B. entwickelt – primitiv) beschrieben. Die Differenzen die dadurch entstehen werden stets erwähnt, aufgezeigt, betont und wiederholt („Die Eingeborenen sind anders!“), und an offensichtlichen festgemacht („Das sieht man am Aussehen“). Was nicht ins Schema passt wird weitgehend ausgeblendet oder passend gemacht, d.h. in entsprechender Weise interpretiert. Dabei sind die Widersprüchlichkeiten, von welchen die Darstellungen der Eingeborenen geprägt sind, sehr hilfreich. Sie sind nötig um die „Wahrheiten“ des Diskurses aufrecht erhalten zu können: Einerseits sind alle Eingeborenen gleich (Naturkinder), andererseits sind sie sehr unterschiedlich und individuell. Ihr Handeln ist sowohl vorhersehbar als auch willkürlich. Sie sind sowohl primitiv und naiv als auch schlau und gewieft. Genauso sind sie gleichzeitig einfältig und hinterhältig. Einerseits ist ihr endloser Fleiß (z.B. in der Kunst) zu bewundern, andererseits sind sie aufgrund ihrer Faulheit und Einstellung für beinahe keine Arbeit zu gebrauchen. Das gleiche gilt für ihre so große Moral, wie z.B. die „Decenz“, die so hervorragend ist und die Papuas sogar auf eine Stufe der Kultur setzt. Zur selben Zeit sind sie jedoch nackte Wilde, die kein Schamgefühl und keine Manieren haben.

Mit Finschs positiven Bemerkungen und seinem Lob gehen fast durchwegs negative Kommentare einher, die das Positive wieder abschwächen. Bei den bewundernswerten Kunstarbeiten der Papuas handelt es sich z.B. um Einzelstücke und individuelle Leistungen, die hauptsächlich aufgrund der Primitivität des Werkzeuges (und der der Produzenten) so erstaunlich sind. Das heißt sie sind zwar gut, aber nicht grundsätzlich, sondern nur in Anbe-

tracht der Umstände. Es impliziert also keineswegs eine Gleichstellung des Kunsthandwerkes der Eingeborenen mit dem der Weißen. Und selbst wenn etwas Papuanisches gleich gut ist wie etwas Europäisches, dann meist wie etwas Schlechteres. Zum Beispiel wären manche papuanischen Häuser mit Fenster (!) besser als manch armselige Hütten in Deutschland. Schlussendlich sind sie aber genauso wenig besser, wie das Schwein beim Festmahl nicht an ein deutsches Spanferkel rankommt. Denn es fehlt doch immer etwas um der Gleichstellung gerecht zu werden – einmal eben die Fenster und ein anderes Mal das Salz.

Die Bezeichnung „Menschen der Steinzeit“ ist stark negativ behaftet. Obwohl es einerseits etwas interessantes, weil besonderes, darstellt, so ist diese Besonderheit nichts wirklich positives – trotz der Behauptungen die Eingeborenen seien glücklicher, unverdorben und sorgloser. Denn die Begründung dafür ist ihre Leidenschaftslosigkeit, ihre Kindlichkeit und ihre Unterentwicklung. Der Steinzeitbegriff suggeriert außerdem Überholtheit, Vergangenheit und Entwicklungsstagnation. Damit einher gehen Eigenschaften wie Zurückgebliebenheit, Einfältigkeit, Primitivität und Leben nach dem Instinkt. All diese zugeschriebenen Eigenschaften der Eingeborenen stehen denen der Weißen gegenüber und lassen erstere unterlegen erscheinen. Da sie außerdem als Charaktereigenschaften dargestellt werden, wirken sie wie ein fixer, unveränderbarer Teil derselben. Dazu passt auch die Behauptung, die Eingeborenen seien frei von Kultur gewesen: Dies unterstützt ebenfalls die Vorstellung von rein instinktiv handelnden Menschen, die kein rationales Denken besitzen und deren einziges Interesse die Befriedigung ihrer primären Bedürfnisse ist. Finschs 'Widerlegungen' dieser von ihm getätigten Aussagen durch die Beteuerung, die Eingeborenen haben einen außerordentlichen Kunstsinn bzw. erste Anzeichen der Kultur, mindern diesen Eindruck kaum. Sie bleiben trotzdem primitive Wilde. Ihre Zurückgebliebenheit etc. macht sie zwar interessant für die Wissenschaft, aber es ist ein veralteter, überholter und irgendwie unveränderbarer Zustand der Eingeborenen, die sich wohl oder übel der Moderne unterordnen müssen.

Obwohl Finsch die Vielfalt und Individualität der Papuas ständig betont, reduziert er sie doch auf einige (Charakter-)Eigenschaften, die durch Naturalisierungen fixiert werden. Zum Beispiel durch Bezeichnungen wie „Naturkinder“ oder „Steinzeitmenschen“ und durch Suggestionen wie deren Primitivität sei schon am Aussehen (der Frisur, der Bekleidung und dem Ausputz) und an ihren Werkzeugen ersichtlich. Auch die Aussage, dass bei den Papuas „in der Bodenbearbeitung ein charakteristischer Zug der ganzen Rasse“ liege, geht in diese Richtung (siehe Finsch 1888: 57). Es vermittelt den Eindruck, dass der Landbau zu den Papuas gehört, eine Charaktereigenschaft von ihnen ist und damit ein (unveränderlicher) Teil von ihnen (anstatt dass es in erster Linie auf Umweltgegebenheiten zurückzuführen ist). Genauso ist nach Finsch Stehlsucht allen Papuas eigen sowie Kannibalismus eine schlechte, überkommene Angewohnheit von ihnen ist. Dies suggeriert, es handle sich um kulturell spezifische (Charakter-)Eigenschaften.

Durch diese Zuschreibungen entstehen bestimmte Vorstellungen von den Eingeborenen, nämlich Stereotype. Durch deren Fixierung kennt man die Eingeborenen, man weiß wie sie ticken und kann sie folglich einschätzen. Außerdem bedarf es keiner großen Erklärung der

Situation (z.B. Machtverhältnisse), da es ohnehin klar und dank der Naturalisierungen logisch ist. Finsch scheint sich einiger Stereotypen bewusst zu sein, kritisiert und widerlegt zum Teil auch welche von anderen Autoren/Forschern. Selbst bedient er jedoch immer wieder welche. So z.B. die Wildheit der Eingeborenen: Obwohl er sagt, Papuas können aufgrund ihrer Leistung nicht als Wilde gesehen werden, so suggerieren seine Beschreibungen des Äußeren dennoch Ungepflegtheit, Unreinlichkeit und wildes Aussehen. Über deren Bekleidung sagt er, dass völlige Nacktheit eine Ausnahme darstelle und die meisten in irgendeiner (häufig notdürftigen) Weise die Schamteile bedeckt halten. Durch die Verwendung des Begriffes „Adamistisches Kostüm“ wird jedoch die Vorstellung der fast völligen Nacktheit sowie einer äußerst knappen wie primitiven Bekleidung, einem Blatt, unterstützt. Dabei erwähnt Finsch immer wieder, dass die Eingeborenen für Bekleidung extra Tapa herstellen. Auch die Bezeichnung „notdürftig“ suggeriert, dass es zu wenig, nicht ausreichend ist. Außerdem erinnert der (indirekte) Vergleich mit Adam und Eva an „ganz früher“, an den Ursprung der Menschheit sowie ans Paradies – auch wenn Finsch sagt, die Paradiesvorstellung treffe auf die Tropen nicht zu. Durch die Vorstellungen, die er erweckt, vermittelt er einen gegenteiligen Eindruck zu dem was er sagt. Er vermittelt also durch einzelne Bezeichnungen und Vergleiche stereotype, minderwertige Zuschreibungen, obwohl er diese mit Aussagen widerlegt. Weiter ist die Verwendung des Begriffes „Wilde“ sehr interessant bei Finsch: Er schreibt es fast ausschließlich in Anführungszeichen bzw. „sogenannte Wilde“ um zu zeigen, dass er diesen Begriff und die Konnotationen nicht unterstützt. Dennoch verwendet er den Begriff und zwar hauptsächlich in Verbindung mit stereotypen Zuschreibungen. Allerdings meist mit solchen die er nicht unterstützt. Vielmehr zeigt er diese Zuschreibungen auf um sie zu widerlegen: Mit der Verwendung des Begriffes „Wilde“ zeigt er die populistische Mainstream-Vorstellung auf, weist mit der Bezeichnung darauf hin, um dann durch Widerlegungen zu zeigen, dass er es besser weiß. Seine Beschreibungen sind jedoch genauso von Stereotypisierungen geprägt.

Weiter auffällig ist die häufige Erwähnung bzw. genaue Beschreibung der Geschlechtsteile der Eingeborenen. Und das obwohl Finsch Nacktheit und wenig Bekleidung grundsätzlich als unvorteilhaft beschreibt, während viel Bekleidung als schön und anständig gilt und das Aussehen der Papuas allgemein als hässlich. Es scheint fast, als seien Geschlechtsteile von besonderer Wichtigkeit, ein wichtiges Merkmal oder als sagten sie etwas über den Charakter einer Person aus. Brüste beispielsweise scheinen über die Schönheit einer Frau zu entscheiden, was in der Folge die Interaktion bestimmt: sind die Brüste schön, ist die Frau schön und damit der Umgang gut und angenehm. Folglich ist es sehr unangenehm mit alten Frauen zu sprechen, sich mit ihnen abzugeben. Denn ihre Brüste sind hässlich (sackartig und schlaff) und allgemein sind sie unappetitlich. Finsch reduziert hiermit den Umgang auf das Aussehen und stellt letzteres über das Verhalten: Das Aussehen wird also in der Interaktion als wichtiger, entscheidender dargestellt als Charakter und Verhalten bzw. wird der Charakter vom Aussehen abhängig gemacht. Dabei spielen aber Gesicht und/oder Gesamteindruck eine untergeordnete Rolle – entscheidend sind die Brüste!

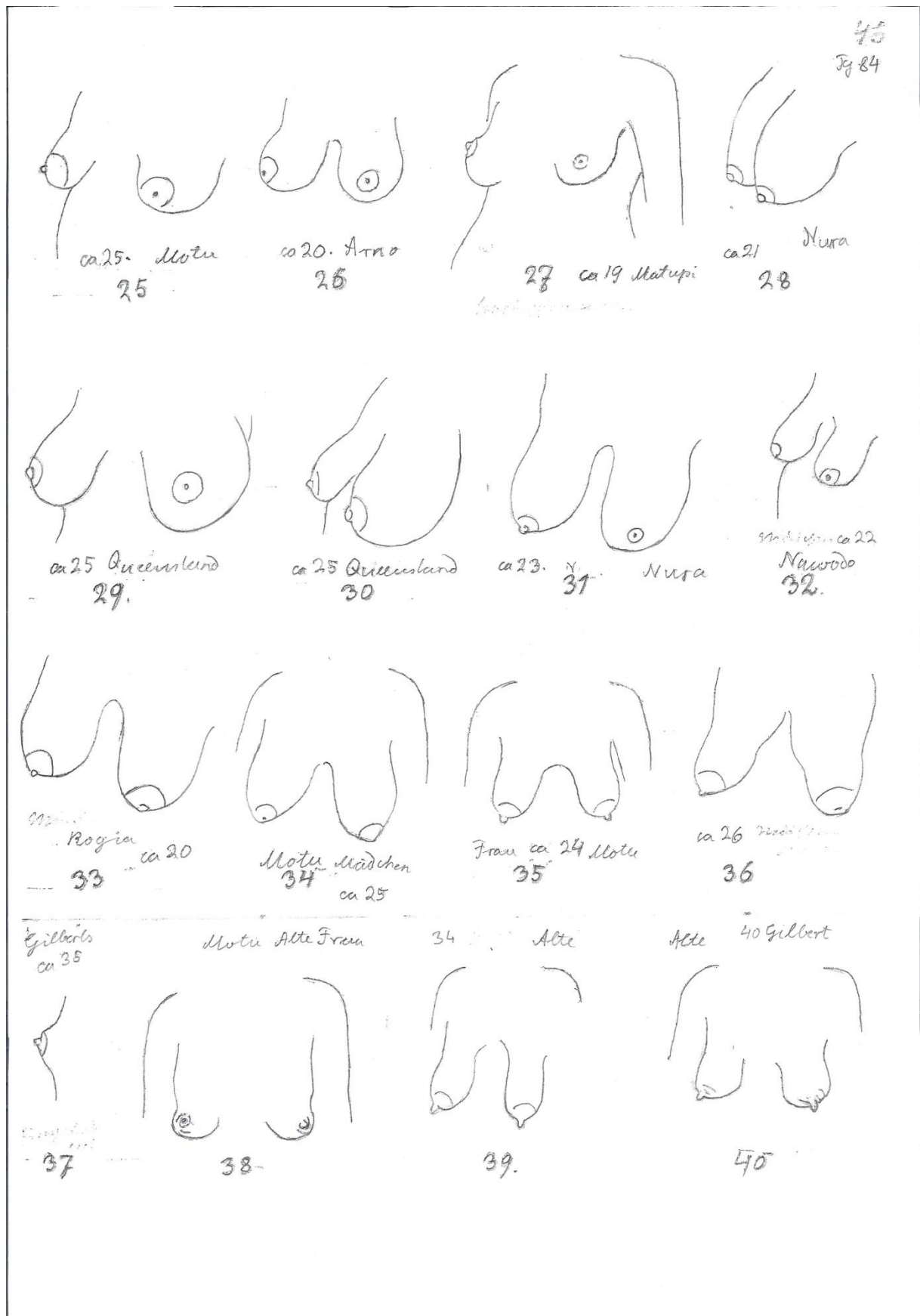


Abb. 53: Weibliche Brüste im Vergleich

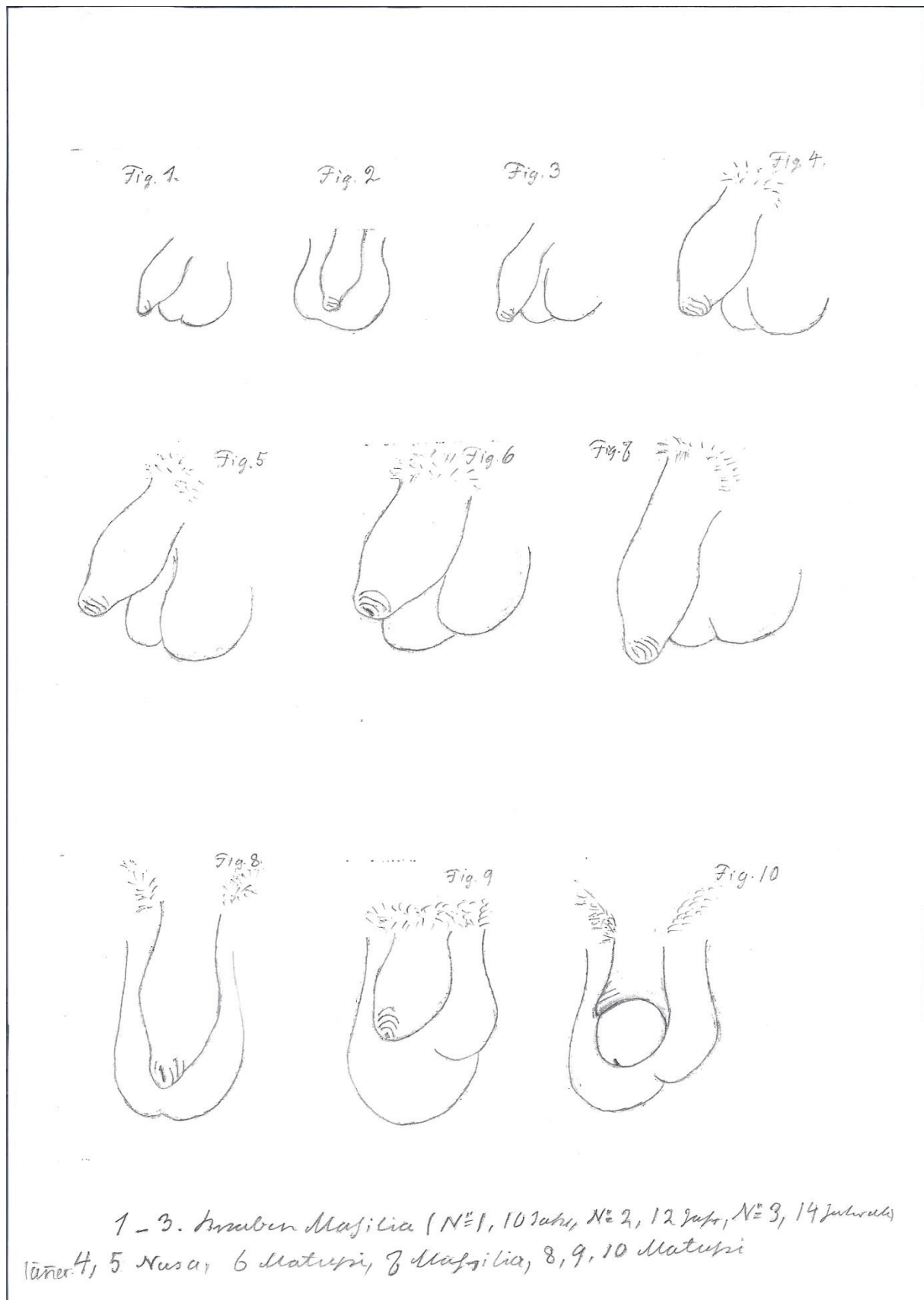


Abb. 54: Männliche Geschlechtsteile im Vergleich

Es gelten jedoch gravierende Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Bei Männern wird der Penis zwar ebenfalls häufig beschrieben, bei der Interaktion geht es aber allgemein mehr um deren Verhalten. Um eine Übersexualisierung der Eingeborenen (wie bei stereotypen Bildern von Schwarz-Afrikanern üblich) handelt es sich, trotz der Betonung und Beschreibung der Geschlechtsteile, meiner Meinung nach nicht. Jedenfalls lässt die Hervorhebung aber eine Faszination (um nicht zu sagen einen Fetisch) vermuten. Diese Faszination/der Fetisch wird in der Darstellung/Repräsentation jedoch ausgeblendet und „vertuscht“, indem das Ganze unter dem Alibi „alles für die Wissenschaft“ vorgenommen wird. Die Repräsentation findet hier – wie von Bhabha behauptet – auf verschiedenen Ebenen (einer offensichtlichen und einer verdeckten) statt. So ist die Wissenschaft der Deckmantel, wodurch die allgemeine Faszination an den Eingeborenen und deren Geschlechtsteilen sowie das Vorgehen (exzessives Begutachten) „neutral“ und von rein wissenschaftlicher Natur werden. Somit kann die Faszination gleichzeitig bestritten bzw. ausgeblendet und dennoch ausgelebt werden. Der Voyeurismus scheint folglich keineswegs unangebracht zu sein bzw. überhaupt nicht erst als solcher gesehen zu werden. Denn Finsch gibt diesbezüglich nirgends Erklärungen, Rechtfertigungen oder dergleichen ab. Würde er jedoch europäische Frauen auf diese Weise begutachten bzw. beschreiben ist anzunehmen, dass es als unsittlich etc. gesehen würde.

Des Weiteren ist bei Finsch die zweifache Festlegung/Aufspaltung von Fanon (einerseits primordial und andererseits nach Körper/Ethnie/Vorfahren) zu finden. Finsch unterscheidet beispielsweise deutlich zwischen den Geschlechtern: Papuamänner sind glanzvoller, haben mehr zu sagen, haben ihre Männerfeste und „Klubhäuser“ etc. Frauen hingegen sind ärmlich herausgeputzt, allgemeine Hässlichkeit prägt sie im Alter, sie sind den Männern unterlegen und von vielem ausgeschlossen (z.B. den erwähnten Festen etc.). Die Erklärung dafür ist ein Tabu, was zeigt wie abergläubisch die Frauen sind. Doch obwohl Männer sich mehr schmücken als Frauen, bezeichnet Finsch Frauen eher als eitel denn Männer. Außerdem wird die Kategorie Frau weiter aufgespalten, z.B. durch die Verwendung von bestimmten Begriffen für Frauen: Geht es um europäische Frauen so verwendet er fast ausschließlich den Begriff „Damen“. „Das weibliche Geschlecht“ gilt bei allgemeinen Darstellungen und inkludiert zuweilen europäische und papuanische Frauen. Der Begriff „Weiber“ hingegen ist einzig für Papuafrauen reserviert, sie werden so gut wie nie als „Damen“ bezeichnet. Mit der Gegenüberstellung von „Damen der Zivilisation“ und „Weibern der Eingeborenen“ gehen weitere Konnotationen einher. So impliziert der Begriff „Damen“ Vornehmheit und Feinheit, während „Weiber“ eine eher rohe und grobe Bezeichnung mit negativem Beigeschmack ist. Dadurch werden die jeweils damit betitelten Frauen auf- bzw. abgewertet.

Machtbeziehungen

Finsch stellt es so dar, als wäre er den Eingeborenen überlegen. Dabei ist das Entwicklungsstufenmodell²³, von welchem er offensichtlich ausgeht, als Grundlage sehr hilfreich. Es siedelt Finsch bzw. Europäer ganz oben an, während die Eingeborenen als Vertreter der Stein-

²³ Es suggeriert, dass alle Völker dieselben Entwicklungsschritte durchgehen, nur in unterschiedlicher Geschwindigkeit: die besseren, klügeren schneller, andere langsamer.

zeit (fast) ganz unten stehen. Und das Praktischste daran ist, dass die Hierarchisierung damit gleich sowohl fixiert als auch naturalisiert ist und die Machtverhältnisse neutralisiert werden. Denn es ist die natürliche Entwicklung der Menschheit, von der 'Natur' so vorgegeben. Weiter tut die Gleichsetzung der Eingeborenen mit Kindern (z.B. als Naturkinder) ihre Wirkung: hier wird das Verhältnis zwischen Weißen und Eingeborenen dem von Eltern und Kindern gleichgesetzt und damit wiederum Hierarchisierung und Macht als natürlich und vor allem nötig dargestellt. Weiter propagiert Finsch die Unterlegenheit und 'Minderwertigkeit' der Eingeborenen dadurch, dass er sie als brav, folgsam, scheu, aufdringlich, lästig usw. beschreibt und durch Bemerkungen wie „auf Verlangen gaben sie die Hand“. Es entsteht der Eindruck als wäre die Rede von Tieren oder kleinen Kindern. Jedenfalls nicht von mündigen, gleichberechtigten Personen. Noch eindeutiger ist die Behauptung bei der Jagd (der Weißen auf Vögel) sei es zum Aufspüren der Beute unendlich viel besser die eingeborenen Jungen „als Jagdhunde zu gebrauchen“ als gut dressierte Hunde zu nehmen, da letztere im Urwald nutzlos seien (Finsch 1888: 182).

Durch die offensichtliche Unterlegenheit der Eingeborenen bedarf es auch keiner genaueren Erklärung der Überlegenheit. Finsch gibt, außer den Erwähnungen, dass er den Eingeborenen durch Wissen und Feuerwaffen überlegen ist, nicht wirklich Beispiele für seine Macht an. Er betont jedoch, dass er überlegen ist und dies den Eingeborenen zeigen könnte wenn er wollte. Dies will er aber nicht, da er lieber friedlich und freundlich mit ihnen verkehrt; es ist seine Entscheidung und aufgrund seiner „Güte“ so. Auch die Bekanntmachung mit den Gegenständen der Zivilisation und andere Geschenke sind reiner Akt seiner Güte. Dass er sehr gütig ist betont Finsch weiter durch die Erzählung, dass er Eingeborenen die aus Angst vor ihm flüchten Geschenke hinterlässt, oder durch jene Aussage, dass er einem Mann, dem das erhandelte Messer ins Wasser fällt, ein neues gibt – einfach so, weil er gerne fröhliche Menschen sieht. Allgemein entscheidet Finsch über die Interaktion mit den Eingeborenen: an welchen Orten überhaupt gehalten und gehandelt wird, wie lange er bleibt, welche Dörfer er besucht, wann und was er verschenkt etc. Er macht den Eingeborenen klar, dass er als Freund kommt, erklärt ihnen den Zweck seiner Reise und schon kann es beginnen. Außerdem fragt er nicht lange ob er den Tempel betreten darf, ob er Haare abschneiden kann – die wachsen ja eh nach. Er tut es einfach, aber auf höfliche Art und Weise, so dass er die Eingeborenen damit 'überlistet': Sie können aufgrund seiner Freundlichkeit nicht anders als sein Handeln zu akzeptieren und die Freundlichkeit zu erwidern. Finsch ist ihnen also (mindestens) zweifach überlegen: einmal durch Wissen und Waffen und außerdem im Umgang: er weiß wie mit ihnen umzugehen ist, so dass sie ihm ohne Gewaltanwendung, also freiwillig, geben was er will. Er macht sie ihm 'unterlegen' bzw. 'unterwerfen' sie sich selbst und das gerne.

Offenkundig entscheiden jedoch die jeweiligen Eingeborenen ob bzw. wann sie kommen, was sie mitbringen, was sie beim Handel nehmen und was hergeben, ob sie Finsch in ihr Dorf einladen und was sie ihm dort zeigen/geben/bieten. Es ist daher anzunehmen, dass die Machtverhältnisse in der Realität viel ausgeglichener waren als dargestellt. Denn angesichts

dessen, dass er auf ethnologischem Gebiet forschen wollte und somit auf den Kontakt und die Interaktion mit Eingeborenen angewiesen war, war er (wie oben erwähnt) von ihnen abhängig. Entgegen Finschs Darstellungen zirkuliert die Macht im Diskurs sehr wohl und je nach Bedürfnis/Kontext sind die Unterlegenen den Überlegenen unter- bzw. überlegen oder gleichgestellt. Durch Finschs hauptsächliche Darstellung seiner Überlegenheit wird eine bestimmte, sehr subjektive „Wahrheit“ geschaffen. Macht und Hegemonie werden in ihrer Form erst in der bzw. durch die Darstellung konstruiert und dann als Wahrheit suggeriert. Dies zeigt auch die Bezeichnung der Kaiser Wilhelms-Länder als „unsere neuen Landsleute“ sehr schön: Es impliziert, dass Veränderung und Progress stattgefunden hat. Die Bewohner von Deutsch Neu Guinea gehören jetzt zum Vaterland Deutschland, einer modernen, entwickelten Weltmacht. Die Eingeborenen werden sozusagen 'eingebürgert' und müssen sich an Deutschland und dessen Regeln, Werte und Vorstellungen anpassen. Sollte ihnen dies nicht gelingen, müssen sie sich eben zurückziehen und weichen, um der Zivilisation Platz zu machen. Und dies obwohl es eigentlich Deutschland ist, das nach Neu Guinea kommt/eindringt. Diese Darstellungen dienen also eindeutig bestimmten Interessen (Kolonialisierung, Ansehen, Macht) und gewissen Zwecken (Rechtfertigungen, Sicherung und Aufwertung derselben) – in erster Linie denen ihrer Produzenten. Die Darstellungen stimmen daher nicht zwingend mit der Sichtweise der als Untertanen dargestellten Personen überein.

So leisteten die Eingeborenen teilweise Widerstand gegen die Erwartungen der Zivilisatoren: Sie wollen oft nicht für die Weißen arbeiten bzw. nur für bessere Bezahlung, sie lassen sich nicht so schnell und zahlreich bekehren wie von den Zivilisatoren/Missionaren gewünscht, nehmen deren Vorstellung nicht (ganz) an, übernehmen Vieh und Nutzpflanzen (z.B. von Maclay) nicht, rauben Stationen aus, rächen die Entführungen durch Arbeiterwerbeschiffen und andere Unannehmlichkeiten und vertreiben oder töten die Eindringlinge schon mal. Oder sie geben beim Handel die guten Sachen einfach nicht her und/oder verstecken sie. In Finschs Darstellungen werden die Eingeborenen dann sofort als unverschämt, dreist oder gar als zu dumm, faul und unfähig für diese Aufgaben dargestellt. Wie überhaupt, wenn sie nicht Finschs Wunsch entsprechen: Solange er bekommt was er will bzw. was er sich erhofft, beschreibt er die betreffenden Eingeborenen als nett etc. Wenn sie ihm nichts geben wollen oder selber kein Interesse an ihm zeigen, dann werden sie schnell als lästig bezeichnet und degradiert. Als Widerstand oder Aufstand (gegen Finsch, die deutsche Herrschaft etc.) wird das Verhalten hingegen nicht ausgelegt. Es gilt maximal als ungehorsam, wie ein Kind, das nicht folgt, nicht brav war und bestraft gehört. Auch dies unterstützt und bestätigt das Hierarchiebild und hält es aufrecht. Es gibt also mehrere Wahrheiten. Im Diskurs wird aber mehr oder weniger eine, nämlich die der Überlegenen, als die einzig wahre proklamiert.

So verhält es sich auch mit Werten und Idealen, die zu Normen werden. Finsch betont laufend, dass allgemein europäisches gut und schön ist, während papuanisches gewöhnungsbedürftig, schlecht und hässlich ist. Das einfachste Beispiel hierfür ist das Aussehen der Papuas. Grundsätzlich neigen sie zu Hässlichkeit (obwohl es nicht als Rassetypisch für sie gesehen werden kann). Auch diejenigen mit jüdischen oder indianischen Zügen sind keine

Schönheiten. Finsch erklärt jedoch nie, was für ein Aussehen mit diesen Bezeichnungen gemeint ist - außer dass die krumme Nase für Indianer typisch sei. Als Schönheitsideal gilt das europäische Aussehen, mit schmaler, gut proportionierter Nase sowie Mund und proportioniertem Gesicht allgemein. Mehr wird nicht erklärt. Er führt nicht an was mit europäischem Aussehen gemeint ist: welches Land, welche Menschen, welches Aussehen etc. Finsch scheint zu finden, dass es keiner Erklärung bedarf. Dies kann bedeuten, dass die meisten damaligen Leser eine Vorstellung von diesen verschiedenen Typen von Aussehen hatten – sie also stereotypisiert waren. Da Finsch oft vermerkt „(nicht) so schön als bei uns“ könnte man annehmen, dass er bezüglich des europäischen Schönheitsideals von Deutschland ausgeht. Dies muss aber nicht sein. Auch bei Dingen, wie Bauwerken, Lebensweise, Entwicklungsstand uvm., gilt europäisches als Ideal bzw. erstrebenswerte Norm und deren Verhaltensregeln als die Richtigen. Die Eingeborenen werden diesen allgemein unterworfen bzw. in die europäische Werte- und Normenskala eingeordnet, es gelten dieselben Regeln für sie. Dies führt natürlich dazu, dass die Eingeborenen stets schlechter abschneiden. Nicht zuletzt da ihnen fremde Werte übergestülpt werden, die den ihren (oft) nicht entsprechen und ihnen (teils) nicht bekannt sind.

Ähnlich verhält es sich mit Religion. Hier scheint Finsch ebenfalls von der europäisch-christlichen Vorstellung (oder Definition) auszugehen. Denn für ihn hat so gut wie nichts der Eingeborenen etwas mit Religion zu tun. Dabei gibt er weder Dinge an, die er als Religion der Eingeborenen sieht, noch erwähnt er weshalb er denkt, dass bestimmte Dinge nichts damit zu tun haben, keine Götzen sind etc. Genauso wenig vermerkt er was die Papuas darunter verstehen bzw. seiner Meinung nach verstehen könnten. Er schreibt aber auch nicht explizit, dass sie keine Religion haben. In seiner Aussage „das hat nichts mit Religion zu tun“ ist er hingegen sehr konsequent, sie kommt recht häufig vor. So sind für ihn Telums zwar auf Ahnen und damit die Geschichte der Papuas zurückzuführen, haben aber „höchstens mit einem gewissen 'Tabu', aber nichts mit Religion zu thun“ (Finsch 1888: 50). Manche anderen Schnitzereien (jene die keine Menschen darstellen) können seiner Meinung nach nicht einmal etwas mit Ahnenverehrung zu tun haben. Sie entstehen durch Zufälligkeiten, nach „Laune und Phantasie der Papuas“ und es liegt ihnen „keine tiefere Bedeutung zu Grunde“ (Finsch 1888: 102). Finsch scheint es nicht in Betracht zu ziehen, dass bei Papuas die Vorstellung von Religion evtl. eine ganz andere sein könnte und folglich Sachen wie Feste, Ahnenverehrung, Telums, Tabu etc. etwas mit Religion zu tun haben könnten. Trotz des Aberglaubens der Eingeborenen gilt kaum etwas als heilig. Interessanter Weise zählen zum raren Heiligtum der Papuas europäische Dinge – z.B. Geschenke wie die von Maclay, oder die von Finsch geschenkte deutsche Flagge. Dies impliziert einerseits, dass die Eingeborenen kaum Werte auf dem religiösen Gebiet haben. Andererseits 'beweist' es, dass die Eingeborenen die Weißen bzw. deren Waren verehren. Dies erhebt letzere wiederum über erstere. Diesmal nicht auf natürliche Weise, sondern auf Initiative und Wunsch der Eingeborenen selbst!

Weiter wird von den Eingeborenen erwartet, dass sie sich nach 'europäischem' Verhaltenskodex richten. Dass sie diesen wahrscheinlich nicht kennen wird ausgeblendet. Denn der

Kodex ist wiederum die Norm, dem normalen, rationalen Verstand entsprungen – und plötzlich wird erwartet, dass die Eingeborenen diesen Verstand anwenden, der ihnen doch eigentlich zuvor abgesprochen wurde. So geht Finsch davon aus, dass den Eingeborenen Werte wie Freundschaft, Frieden, Gastfreundschaft, Geschenke, Höflichkeit etc. in derselben Weise bekannt sind wie ihm. Sie werden allerdings anders ausgedrückt und kundgetan (z.B. Freundschafts- und Friedenszeichen). Finschs Erzählung, dass die Eingeborenen aus Höflichkeit die von ihm angebotenen Lebensmittel der Zivilisation probierten, suggeriert jedenfalls dass sie dieselben Anstandsregeln und Vorstellungen von höflichem Umgang (mit „Fremden“) haben. Denn die Eingeborenen probierten deshalb, weil sie Finsch nicht enttäuschen/kränken wollten und nicht etwa aus Neugierde oder ähnlichem.

Durch diese Normierung der eigenen, 'europäischen' Werte wird versucht kulturell spezifische Bedeutungen der Ereignisse als natürliche, selbstverständliche Sicht der Dinge darzustellen. Wiederum soll dabei Macht verschleiert werden und der Diskurs wahr und natürlich gemacht werden. Die Konstruiertheit des Ganzen soll verdeckt werden.

Rechtfertigung

Ganz so wahr, gerechtfertigt, logisch und natürlich (d.h. als einzige Möglichkeit) scheinen die Wahrheiten der Zivilisierten jedoch selbst für deren Produzenten nicht zu sein. Denn es bedarf vermehrt der Rechtfertigung ihrer Vorgehensweisen und Handlungen. Es ist allerdings wahrscheinlicher, dass diese Rechtfertigungen nicht den Eingeborenen galten – denen hätte man eher nicht zugetraut, dass sie das verstehen. Viel mehr sah man sich genötigt sich vor den anderen Weltmächten und teilweise auch dem eigenen Land/Volk zu rechtfertigen und Vorgehensweise und Besitzanspruch zu beteuern.

Allgemein schien es zu Finschs Zeiten (bereits) verpönt zu sein, die Eingeborenen grundsätzlich oder 'grundlos'²⁴ schlecht zu behandeln. Dies wird unter anderem durch die Begründung Deutschlands ersichtlich, aus humanen Gründen einzugreifen und zu kolonialisieren um den Entführungen der Eingeborenen durch die Australier (Arbeiterwerbeschiffe) Einhalt zu gebieten. Weiter zeigt sich die (theoretisch) humane Einstellung im Verbot von Arbeiterwerbeschiffen und die Rückführung von dadurch entführten Eingeborenen (siehe z.B. Finsch 1888: 377). Außerdem war für Finsch vertraglich festgelegt, dass er friedlichen Kontakt mit den Eingeborenen knüpfen sollte. Nicht zu vergessen ist allerdings, dass durch Freundschaften mit den Eingeborenen auch die Rechte auf Besitzanspruch (durch die Unterstützung der Eingeborenen) vor anderen Kolonialmächten gesichert und gerechtfertigt wurden. So war eine Überlegenheitsdemonstration mit Waffen den Eingeborenen gegenüber nicht unbedingt von Vorteil für die besitzergreifende Kolonialmacht. Dadurch konnte ihr Ruf und damit ganz schnell auch der Besitzanspruch verloren gehen. Jedenfalls scheint Finsch das Bedürfnis zu haben sich zu rechtfertigen. Vielleicht auch um in keinsten Weise des Raubes oder der Gewalt etc. bezichtigt zu werden. Ob dies mit dem Wettstreit der europäischen Mächte um

²⁴ Die Frage, die sich hierbei stellt, ist was als grundlos gesehen wurde und was als Grund für eine schlechte Behandlung akzeptiert wurde.

Kolonien und der Rechtfertigung auf Besitz zu tun hat, oder ob es Finsch dabei nur um sein Ansehen geht, ist nicht klar. Wahrscheinlich wird beidem damit geholfen.

An manchen Stellen schreibt Finsch, dass bestimmtes Land in keinem Besitz war, dass die Eingeborenen ihm gerne Land verkauften und hofften er und seine Begleiter würden ein Dorf bauen und bleiben. Weiter erwähnt er unbewohnte Dörfer und dass die Eingeborenen diese manchmal einfach so verlassen. Dies scheint den Landerwerb und den Bau von Stationen durch Europäer rechtfertigen zu wollen. Ähnliches gilt für die Bemerkung, dass die Eingeborenen das Land (durch die Plantagen und ihre geringe Anzahl) nicht ausnützen. Dies rechtfertigt ebenfalls die Übernahme von Landteilen sowie die Adaption von gesamt Deutsch Neu Guinea und die Besiedlung. Schließlich gibt es dort massenhaft ungenutzten (!) Platz, während Deutschland an Überproduktion leidet und aus allen Nähten platzt. Weitere Aussagen, welche die angebliche Unfähigkeit der Eingeborenen aufzeigen (sei es adäquate Landnutzung oder sich weiter zu entwickeln) dienen dazu Kolonisierung, Zivilisierung und Missionierung zu rechtfertigen bzw. als notwendig und daher als natürlichen Lauf der Dinge darzustellen. Die betonte Hinterhältigkeit der Eingeborenen und ihr fieses, uneinschätzbares Verhalten hingegen rechtfertigt den nicht immer humanen Umgang und zuweilen das Erschießen von (friedlichen) Eingeborenen: Dies geschieht nicht zuletzt zum Wohle der Eingeborenen, denn die würden sich aus Blutrünstigkeit gegenseitig bzw. all ihre Frauen und Kinder erschlagen. Die Eingeborenen werden von den Weißen also vor dem Aussterben bewahrt und deren Frauen und Kinder werden geschützt. Die Aussage, die deutsche Mission sei am ehesten dazu bestimmt Licht in die Region zu bringen, rechtfertigt die Missionierung allgemein („denn sie ist ja nötig“) und die Anwesenheit und die Arbeiten der Deutschen im speziellen: diese Mission und somit Deutschland hat das Vorrecht, weil sie dafür geeignet und dazu bestimmt ist.

Die Bemerkung, dass Telums und dergleichen nichts mit Religion zu tun haben und daher rein für die Wissenschaft von Interesse seien, sollte wohl Finsch in seiner wissenschaftlichen Mission und der Wissenschaft im Allgemeinen das Vorrecht gegenüber Missionaren, Religionsforschern etc. einräumen. Es rechtfertigt außerdem den Wunsch, einen der Telums kaufen zu wollen und wertet Arbeiten auf diesem Gebiet, wie auch die (ethnologische) Wissenschaft im Allgemeinen, auf. Die Aussage, dass es der Wissenschaft vorbehalten sein wird durch Telums Neuigkeiten über die unbekannte (fast verlorene) Geschichte der Papuas ans Licht zu befördern, dient dem selben Zweck.

Aufwertung der Arbeiten

Finsch will die Authentizität und die Einmaligkeit seiner Werke und Arbeiten hervorheben. Zitate von Maclay, welche Finschs Aussagen untermauern, dienen der Bestätigung und Rechtfertigung von Glaubwürdigkeit und Authentizität. Weiter sollen diese durch „ich war dort und sah es“ gegeben sein. Durch letzteres wird außerdem Objektivität beteuert: es suggeriert, Finsch habe nur aufgeschrieben was er sah, was wirklich passiert ist. Dabei wird verdeckt, dass es sich in Wirklichkeit um eine spezifische, unter anderem kulturell, sozial und subjektiv geprägte und beeinflusste Sichtweise handelt.

Bezüge auf Maclay sind des Weiteren für die Repräsentativität wichtig, die auch dadurch bekräftigt wird, dass Finsch 'alles' weiß. Er hat die gesamte Küste von Kaiser Wilhelms-Land gesehen und den Rest hat er durch fremde Berichte ergänzt. Er ist informiert, kennt sich aus, ist im Bilde. Das Lob an Maclay ist auch Eigenlob. Denn Finschs Informationen stimmen mit Maclays überein, sind also genauso gut und richtig. Somit wird Finschs Arbeit durch das Lob ebenso aufgewertet. Finsch hat außerdem als einer der Ersten diese ganze Küste so genau untersucht. So war er auch einer der ersten, der so nahen und regen Kontakt mit den Eingeborenen hatte. Dies wiederum zeugt von seiner Pionierarbeit, denn damals waren die Bewohner noch unberührt und unbeeinflusst von der Zivilisation, genauso wie ihre Werkzeuge. Die von ihm gesammelten Objekte sind daher noch authentische Utensilien der Steinzeit und deshalb besonders wertvoll. Weiter suggeriert die Aussage 'Sie waren frei von Kultur', dass die Kolonialisierung nach bzw. mit Finsch kam, er also den Grundstein dafür legte. Wichtigkeit und Besonderheit seiner Arbeiten und Sammlungen betont Finsch durch viele Aussagen, z.B. durch die dass es sich um Pionierarbeiten handelt, dass das bisher vorhandene Wissen sehr mangelhaft war und die Objekte rar sind, dass seine Forschungen durch Freundschaften mit den Eingeborenen besonders tiefe Kenntnisse beinhalten und sehr gründlich sind. Finsch propagiert häufig seine Überlegenheit gegenüber anderen Europäern, einigen Reisenden und sogar Forschern. Unter anderem dienen folgende Aussagen der Überlegenheitsdemonstration: Unkundige würden bestimmte Gesten als Zeichen für Kannibalismus halten, wenn es doch nur eine Einladung zum Essen sei (siehe Finsch 1888: 131), oberflächliche Beobachter/Missionare halten Versammlungshäuser für Tempel und Schnitzereien, die Talismane darstellen, für Götzen. Weiter konnte Finsch „die alte Schuld“ der Etna, den „Tempel“ in Tobadi falsch abgebildet zu haben „nach fast zwanzig Jahren sühnen durch eine an Ort und Stelle aufgenommene korrekte Skizze“ korrigieren (siehe Finsch 1888: 358). Kurz: Er weiß mehr, leistet gute, ordentliche Arbeit.

Bezüglich des Kontaktes mit Eingeborenen betont Finsch stets sein Wissen. Er ist ein Kenner und Freund, hat beste Freundschaften geschlossen und weiß wie mit ihnen umzugehen ist. All das wertet seine Arbeiten auf: Er hat gute Arbeit geleistet was die Kontaktknüpfung angeht und auch für das gute Einvernehmen für die Zukunft gesorgt. Weiter werden durch die Kenntnis der Eingeborenen seine ethnologischen Werke als gut, authentisch, wahr etc. dargestellt. Die Aussagen, dass selbst die Eingeborenen noch lange an den Forscher aus Deutschland denken werden (z.B. Finsch 1888: 189) bzw. dass sie wollten dass er bleibt, ein Dorf baut und ihm sogar Land und Frauen dafür boten, betont seine Wichtigkeit und gute Verbindung. Er hat Eindruck hinterlassen und zwar auf positive Weise. Weitere Aussagen, wie die dass sich seine Anwesenheit schnell herumgesprochen habe und die Eingeborenen ihre Freunde und Familien mitbrachten um ihnen Finsch zu zeigen, hebt seine gute Stellung hervor: Er ist interessant, eine Attraktion und beliebt. Mit der Aussage, dass die Rabuner ihn mit „Doktor“ riefen und andere Eingeborene dachten Finsch müsse reich sein (da er viele Messer besaß), kann er sein Ansehen, das Image vom gelehrten, reichen Doktor, hervorheben ohne dass es direkt angeberisch wirkt. Schließlich sind es die Eingeborenen die dies 'sagen' – für mich stellt sich allerdings die Frage, weshalb er sich bei den Eingeborenen als Dok-

tor vorstellte. Die Behauptung, in Kaiser Wilhelms-Land gäbe es keinen Kannibalismus, dient meiner Meinung nach ebenfalls der Aufwertung von Finschs Leistungen: Es wertet Land und Leute auf und somit den Besitz für Deutschland und damit auch Finsch als 'Inbesitznehmer'. Er hat wertvolles Land erobert, man kann dorthin auswandern ohne Angst haben zu müssen, dass man verspeist wird: es ist ein Gewinn für Deutschland und hat Zukunft. Die Probleme Deutschlands (Überproduktion und Bedarf an Rohstoffen) sind damit gelöst und Finsch hat geholfen dies zu ermöglichen.

Folgerung

Meiner Meinung nach passen Halls und Bhabhas Theorien gut auf Finschs Beschreibungen. Das Meiste ist darin wiederzufinden. Leider sah ich die Diskurse aber recht 'einseitig', nämlich von Finschs Warte aus. Das ist der Nachteil an vielen ethnologischen Arbeiten, dass die Beschriebenen so gesehen oft keine 'eigene' Stimme bzw. in Finschs Fall keine Darstellungsmöglichkeit im Sinne von Gegendarstellungen haben. Ich war bereits vor der Analyse der Ansicht, dass der koloniale Diskurs auf Finschs Darstellungen zutrifft, was sich während dem Lesen gefestigt hat. Natürlich handelt es sich dabei um eine (in diesem Fall meine) persönliche, subjektive Meinung. Da es zur Analyse von Finschs Werken keine Sekundärliteratur gibt – bzw. ich keine gefunden habe – konnte ich auch keine verwenden. Ich habe aber versucht, meine Sichtweise durch Begründungen offen darzulegen bzw. nachvollziehbar zu machen.

Durch die Darstellung und die Repräsentation wird also Bedeutung produziert. Dadurch wird den Eingeborenen eine bestimmte Rolle/ein Image zugeschrieben, das mit bestimmten Vorstellungen, Verantwortlichkeiten, Rechten, Erwartungen sowie weiteren Bedeutungen und Werten verbunden ist. Der Eindruck, den die „Beherrscher“ von den Eingeborenen vermitteln, ist je nach Interesse ersterer veränderbar: Sollen sie Untertanen sein, oder als gutes Beispiel für die Zivilisation dienen – alles ist möglich. Sie können praktisch handeln wie sie wollen, dem Diskurs entkommen sie nicht. Denn durch die stereotypen Zuschreibungen sind alle Handlungsweisen der Eingeborenen abgedeckt und sie passen dank der Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen immer ins Schema. Sie befinden sich folglich als Handelnde im Diskurs ob sie wollen oder nicht. Zudem 'akzeptieren' sie ihre Stellung (d.h. prinzipielle Unterlegenheit) aus der Sicht der Weißen durchaus. Dafür sorgt außerdem die Naturalisierung der Ungleichheiten und Machtbeziehungen – es muss so sein. Die Frage des Wollens hat sich somit gleich erledigt: Es ist notwendiges Übel (Burden of the white man). Die Willkürlichkeit bzw. Kontext- und Interessensabhängigkeit der Zuschreibungen mindert keineswegs die Realität der Auswirkungen die damit einhergehen: Der Umgang zwischen Weißen und Eingeborenen bzw. der Weißen mit den Eingeborenen wird dadurch geregelt, bestimmt und gerechtfertigt.

Problematik und Relevanz

Trotz Finschs sämtlicher positiver Bewertungen der Eingeborenen entsteht ein eher negativer Eindruck von einer unterlegenen, primitiven Menschengattung und Kolonialisierung als die einzige bzw. nötige Lösung. Die Suggestion, dies sei der Lauf der Dinge, nimmt die Verantwortung und in vielen Punkten die Schuld von Finschs Handeln bzw. dem der Kolonialisierer allgemein. Auch wenn es nicht alles rechtfertigt, so doch sehr vieles. Außerdem entsteht der Eindruck die Papuas können froh sein, dass sie von Finsch/Deutschland kolonialisiert werden und nicht von einem anderen Land wie Australien. Denn erstere wollen nur das Beste für die Eingeborenen. Finschs Ziele und Absichten sind rein in Form von Wis-

senschaft angegeben und seine Methoden kaum dargelegt. Es wird suggeriert, er sei neutral und objektiv und das macht ihn auf gewisse Weise unkritisch.

Ich habe den Eindruck, dass Finschs Beschreibungen seinen Erfahrungen (bzw. den Interpretationen davon) entsprechen und er nicht einfach Sachen erfindet.²⁵ Dennoch sind seine „Fakten“, neben der unausweichlichen Selektivität, auch entsprechend seinen Vorstellungen und Bedürfnissen zurechtgerückt. Die Interpretationen scheinen teilweise mehr den (Wunsch-)Vorstellungen des Autors zu entsprechen als einer (möglichen) Wahrheit (z.B. dass ausgerechnet europäische Sachen zu den wenigen Heiligtümern der Papuas gehören). Einige seiner Schlüsse scheinen sehr voreilig gezogen. So gilt für Finsch manchmal nach nur einer Beobachtung etwas als allgemein gültig. Des Weiteren stellt er sehr schnell Vermutungen über Gesehenes bzw. dessen Bedeutung auf, die er dann genauso schnell zu Wahrheiten macht. Er weiß beispielsweise nach den Beobachtungen eines Tages bzw. oft bereits nach nur einigen Stunden der Interaktion, dass die Dorfbewohner Monogamie betreiben, weil ein Mann nur eine Frau als die seine vorstellte. Weiter weiß er, dass es keine Häuptlinge gibt, weil beim Handeln niemand bestimmt; dass mehrere Familien in einem Haus leben, weil er vier Abteilungen zu erkennen glaubte und dass bestimmte Instrumente wie Flöte/Trommeln tabu sind, weil man sie nicht anfassen durfte (und umgekehrt). Das häufige Fehlen von Begründungen für seine Annahmen und Behauptungen ist ebenfalls problematisch. Die Rechtfertigungen bzw. Bestätigungen der Authentizität seiner Behauptungen werden stets mit dem 'Ich war da und sah es mit eigenen Augen' abgespeist. Wären Erklärungen angeführt, so hätte man eventuell weniger den Eindruck der Willkürlichkeit seiner Folgerungen. So werden z.B. seine Annahmen, dass Schweineschädel Erinnerungszeichen an Schmausereien sind oder dass die kurzrasierten Haare eines Mädchens aus Hihiaura als Zeichen der Verlobung gelten, nicht begründet (siehe Finsch Völkerkunde 11: 8). Genauso willkürlich scheint seine Behauptung Eingeborene bestimmter Orte seien noch völlig ursprünglich und unberührt von der Zivilisation, obwohl bereits einige Schiffe vor Ort waren und Waren hinterlassen haben. Auch die mehrfachen Vermerke, dass einige der Dörfer wohl noch nie zuvor Weiße gesehen hatten obwohl sie bereits europäischen Tand besaßen, wirken nicht sehr überzeugend bzw. nicht wirklich wissenschaftlich erörtert. Des Weiteren ist fraglich wie Finsch dazu kommt sicher zu sein, dass bestimmte Zeichen Friedens-, Freundschafts- oder Verwunderungszeichen sind bzw. weshalb er glaubt die Bedeutung von Wörtern, die er zum ersten Mal hört, bestimmen zu können (z.B. maiang, siehe Finsch Völkerkunde 13: 12f; oder tiage, Finsch Völkerkunde 19: 25-29). Es handelt sich bei seinen Wahrheiten also häufig um voreilige Schlüsse und Mutmaßungen, obwohl er genau diese Vorgehensweisen bei anderen Forschern/Reisenden kritisiert und davor warnt. So zum Beispiel bezeichnet er einige Aussagen anderer als Unwahrheiten, Ungenauigkeiten und Powells Erzählungen gar als Münchhausen-

²⁵ An einer Stelle hatte ich den Eindruck, dass Finsch evtl. z.T. doch Erzählungen anderer als seine Erfahrung in seine Werke einbaut. Nämlich eine Erfahrung mit den Humboldtianern: In *Neu Guinea und seine Bewohner* zitiert Finsch (1865: 135) einen Bericht der Etna-Expedition, der erzählt dass ein Eingeborener dabei erwischt wurde wie er etwas von der Etna stehlen wollte. Als er gescholten wurde legte der dreiste Dieb mit Pfeil und Bogen an. Dieser Bericht stimmt fast komplett mit Finschs eigenem(?) Erlebnis, des Blechbüchsendiebes auf der Samoa, überein. Einzig der gestohlene Gegenstand ist ein anderer (Finsch Völkerkunde 19: 31; 1888: 363).

niaden (siehe Finsch 1888: 124, Fußnote). Den Schluss, Kannibalismus käme in Kaiser Wilhelms-Land wirklich vor, findet er zu voreilig gezogen, da kaum jemand wirklich Zeuge davon war, sondern nur von irgendjemandem irgendetwas gehört hat. Auch sieht er ein paar menschliche Unterkiefer an Häusern oder als Armband nicht als Zeichen von Kannibalismus. Und durch Männer angebotene Frauen sind kein Zeichen für herrschende Unsitten. Dies sei nicht ernst gemeint sondern nur um Tabak zu bekommen. Die eurozentristische Sichtweise kritisiert Finsch ebenfalls bei anderen Reisenden, ist ihr jedoch selbst verfallen. So behauptet er, Papuas dürfen nicht nach den Werten und Vorstellungen der Europäer bewertet werden, tut dies selbst aber ständig. Eine androzentristische Sichtweise ist ebenfalls vorhanden: Er betont die Überlegenheit und Vorzüge der Männer, beschreibt Frauen als weniger wichtig (sie werden immerhin von den Männern für Tabak verkauft!) und scheint ihr Aussehen fast das Erwähnenswerteste zu finden.

Finsch hat im Gegensatz zu vielen (damaligen) Forschern sehr viel veröffentlicht und seine Reisen und Beobachtungen genau beschrieben. Dies vermittelt den Eindruck, als hätte er viel Zeit darauf verwendet. Und das obwohl er in erster Linie andere Aufträge hatte und seinem ethnologischen Interesse nur nebenbei nachgehen konnte. Er muss daher ein reges Interesse für das Forschen auf ethnologischem Gebiet gehabt haben oder sich etwas Bestimmtes dadurch erhofft haben. Seine Sorgfalt, die Genauigkeit und die Fülle seines Materials ist für die Wissenschaft sicher sehr wertvoll. Außerdem muss ihm gut geschrieben werden, dass er versuchte seine Erfahrungen aufzuarbeiten und weitere Meinungen zu Beobachtungen, über deren Bedeutung er sich unsicher war, einzuholen um mögliche Fehlannahmen zu berichtigen. Auch das Zugeständnis, dass seine ethnologischen Erkenntnisse teilweise vorläufig seien und dass es sich teils um seine Sichtweise handle (sprich eine von vielen), zeugt von der Fähigkeit zur Selbstkritik. Er wollte wissenschaftliche Arbeiten liefern, die möglichst objektiv sein sollten und kritisierte stets Berichte die zum Zweck der Abenteuerlichkeit oder Wichtigtuerei aufgebauscht und ausgeschmückt waren – so z.B. einen Bericht von Hugo Zöllner²⁶ (siehe Finsch 1893: 252) oder die Werke von Powell (siehe Finsch 1888: 124). Des Weiteren hat sich Finsch, wie bereits erwähnt, sehr bemüht seine zahlreichen Sammlungsobjekte zu ordnen, zu kategorisieren und zu beschreiben. Dies war für die damalige Zeit nicht unbedingt typisch und auch heute gibt es genügend Forscher die sich diese Mühe nicht machen, wodurch die Objekte für die Wissenschaft eher nutzlos als wertvoll sind. Die Genauigkeit und Sorgfalt macht seine Objekte auch für die heutige Wissenschaft brauchbar: man kann sie mit neuerem Wissen abgleichen und neue Erkenntnis gewinnen (was bei nichteinzuordnenden Objekten recht schwer ist, weil es sich nur um Vermutungen handeln kann).

²⁶ „Hugo Zöllner, der Chef der »Neu-Guinea-Expedition der Kölnischen Zeitung«“ beschreibt 1889 eine erlebte Übernachtung in einem Dorf um sehr vieles abenteuerlicher als einer seiner Mitreisenden. Dazu meint Finsch (1893: 252): „Es ist ein Glück für die Wissenschaft, dass sich bei der Expedition noch andere, nüchterne Beobachter befanden, deren Berichte die feuilletonistischen Ausschmückungen [von Zöllner] auf das richtige Mass zurückführen“.

Obwohl Finsch weder lange vor Ort war, keinen nahen Kontakt zu den Eingeborenen hatte noch gute Sprachkenntnisse besaß, versuchte er im Ansatz doch ihnen durch seine Forschung 'eine Stimme zu geben'. Auch wenn bei ihm europäische Werte als Normen gelten, so sieht er doch auch die schlechten Seiten der Kolonialisierung. Er findet die Entführungen der Eingeborenen durch Arbeiterwerbeschiffe bzw. überhaupt den Umgang letzterer mit den Eingeborenen als unmenschlich (siehe z.B. Finsch 1888: 29). Und auch wenn er die Eingeborenen als mögliche Untertanen sieht, so sind sie in seinen Augen dennoch Menschen mit Rechten. Finsch kritisiert mehrfach Vorgehensweise und Sichtweise der Kolonialisierer und vermerkt, dass nicht für alle dieselben Vorstellungen von gut und schlecht gelten (müssen). Zum Beispiel betont er, dass die Primitiven nicht so primitiv sind wie die Zivilisierten das empfinden. Vielmehr sei man sich derer Können nur zu wenig bewusst bzw. sei es zu wenig bekannt als dass es Anerkennung finde. Weiter bedenkt er, dass der den Europäern so wichtige Fortschritt für die Papuas nicht zwingend wünschenswert ist und in ihrem Sinne keine Verbesserung darstellen muss – allgemein ist die Entwicklung und Zivilisation jedoch auch bei Finsch die nötige Zukunft. Aber nicht alles was die Zivilisation macht ist gut, selbst wenn gutgemeinte Absichten dahinter stecken – z.B. das von Maclay eingeführte Vieh, das den Eingeborenen viel Ärger, aber keinen Nutzen brachte. Auch die Geschenke die Finsch verteilte waren gut gemeint. Er fürchtet jedoch, dass sie auch negative Auswirkungen in Form von Neid und Missgunst hervorbringen, da nicht immer alle Eingeborenen gleich reichlich bedacht werden können (siehe Finsch 1888: 301). Weiter kritisiert Finsch die Vorstellung, die Eingeborenen müssten sich von heute auf morgen verändern und sich an die Zivilisation anpassen. Außerdem erwähnt er auch die negativen „Gaben“ an Eingeborene, so zum Beispiel die Krankheiten die durch die Entdecker, Zivilisatoren und Missionare eingeschleppt werden. Er sieht also auch die Kehrseiten und Unmenschlichkeiten der Kolonialisierung und Zivilisierung.

Überhaupt scheint Finsch die Eingeborenen bei seinen Forschungen zu respektieren. Seinen Tagebucheintragungen zufolge ist er ihnen durchaus dankbar, dass sie ihn gewähren ließen, ihm Dorf und Häuser etc. zeigten. Des Weiteren sieht er sie als Menschen, wenngleich als ihm unterlegene, und nicht als Objekte. So versucht er schon einmal die Seite der Eingeborenen zu verstehen und fragt sich wie sein Forschen auf sie wirkt bzw. versucht er sich selbst beim Forschen aus ihrem Blickwinkel zu sehen. Außerdem legt er Wert darauf sich jenen Eingeborenen gegenüber, die freundlich waren, nicht respektlos (sondern höflich) zu verhalten (z.B. Finsch 1888: 309f). Seinen Tagebüchern zufolge nahm er nicht einfach von den Eingeborenen was er wollte sondern kritisiert solche (auch) unter Forschern vorkommenden Vorgehensweisen.²⁷ Er erhandelte das Meiste ehrlich, weshalb seine Sammlungsobjekte meist von den Eingeborenen freiwillig gegebene Dinge sind. Des Weiteren legte er Wert darauf, dass die Interaktionen stets friedlich verliefen und wollte unnötige Konflikte und unnö-

²⁷ In einem anscheinend kurzfristig, aus Angst vor Finsch und Begleitern, verlassenen Dorf hinterlässt Finsch kleine Geschenke und zwar „nicht wie es sonst so häufig von sammelnden Forschern geschieht, als Entgelt für mitgenommene Ethnologica, sondern nur, um den Leutchen unsere guten Absichten zu zeigen“ (Finsch 1888: 162f).

tige Gewalt verhindern – hier stellt sich natürlich die Frage ab wann diese Dinge als nötig beschrieben werden, aber Finsch zufolge kam es nie zu Gewalthandlungen seinerseits gegenüber Eingeborenen. Dennoch gehen seine Forschungen und die Wissenschaft über alles, dies ist das Wichtigste und Rechtfertigung für das Meiste, z.B. Unhöflichkeiten gegenüber den Eingeborenen wie das Betreten des Tempels ohne zu fragen.

Finsch bedient sich in seinen Beschreibungen zwar einerseits mehrfach der Stereotypen. Andererseits leistet er Widerstand gegen manche Klischees (wobei er manchmal ein und dasselbe Klischee zuerst bestätigt und dann wieder bestreitet oder umgekehrt) und widerlegt so manche damalige Mainstream-Behauptung. So beispielsweise die Vorstellungen, dass Nacktheit sexuelle Freizügigkeit bedeutet, dass die Eingeborenen schamlos und bildungsunfähig sind, dass ihnen Stehl- und Mordsucht inhärent sind. Den Kannibalismus und die Grausamkeit der Eingeborenen sieht Finsch genauso wenig als gegeben oder charakteristisch für Papuas an. Und auch wenn er die Eingeborenen als abergläubisch bezeichnet, so ist bei Finsch keine besondere Betonung dessen vorhanden (dafür spricht er ihnen eine Religion ebenso wenig zu).

Finsch macht die Eingeborenen nicht allgemein schlecht, hebt sie aber auch nicht in den Himmel (à la Rousseau). Er widerspricht dem Verherrlichen genauso wie dem Schlechtmachen. Er betont ihre Stärken und ihre Schwächen, lobt sie und kritisiert sie, rutscht im Großen und Ganzen aber in kein Extrem ab. Er spricht den Eingeborenen neben bestimmtem Können und gewissen hervorragenden Leistungen auch etwas wie rationales Denken und eine gewisse Eigenständigkeit zu: So ist er überzeugt, dass die Eingeborenen bei der Verwendung der Materialien/der Rohstoffe wissen was sie tun, obwohl es aus europäischer Sicht auf den ersten Blick nicht so scheint. Er versucht aufzuzeigen, dass es eben verschiedene Sicht- und Lebensweisen gibt. Schlussendlich ist jedoch immer seine Sichtweise die wahre, geltende, weil doch objektive. Und die Wissenschaft rechtfertigt einige sonst als negativ empfundene Handlungsweisen.

Abschließende Worte

Der kritische Ansatz ist bei Finsch sicher vorhanden, aber nicht ausgereift (wobei sich die Frage stellt inwiefern das überhaupt möglich ist). Seine Arbeiten sind meiner Meinung nach sehr interessant und wichtig. Es handelt sich dabei um ethnologische Arbeiten und nicht nur, wie es bei Reisenden vielfach der Fall war, um (abenteuerliche) Reiseberichte.

Aber damals wie heute sind Reisende, Forscher bzw. alle Menschen eingebettet in ihre zeitgenössischen Theorien, Weltvorstellungen, (Vor-)Urteile usw. Einiges hat sich dennoch geändert. Heute kommt neues Wissen dazu. Die Disziplinen (Kultur- und Sozialanthropologie, Geschichte u.v.m.) haben sich weiterentwickelt und sich mit Selbstreflektion beschäftigt. Des Weiteren hat man eine größere Bandbreite an Meinungen. Die indigene Bevölkerung hat mittlerweile auch 'eine eigene Stimme', sprich die 'andere Sichtweise' wird ebenfalls publik gemacht. Außerdem sind die 'Anderen' nicht mehr ganz so fremd und exotisch. Dazu kommt außerdem, dass viele der frühen Entdecker und Reisenden auf dem Gebiet der Ethnologie

keine Erfahrung hatten oder keine Zeit um Lebensweisen genauer kennenzulernen. Auch haben viele (Wissenschaftler nicht ausgenommen!), entsprechend der „self-fulfilling prophecy“, gesehen was sie erwarteten oder sehen wollten oder sollten oder schrieben was sie über drei Ecken gehört hatten (was heute z.T. leider noch immer der Fall ist!).

Auch in der Kultur- und Sozialanthropologie werden alte Quellen häufig herangezogen, was nicht grundsätzlich als falsch/schlecht bezeichnet werden kann. Schlecht ist allerdings, wenn sie unüberlegt, unreflektiert eins zu eins übernommen werden. Denn dann wird ein einseitiges, meist verzerrtes Bild (re)produziert. Es kommt zu einer Art 'Stagnation des Wissens': Durch die Übernahme alter Beschreibungen werden auch die Vorstellungen und Werte mit übernommen und die implizierten Machtverhältnisse tradiert. Oft genug wird die Südsee noch als Paradies verkauft, wo die Menschen ein einfaches Gemüt haben, immer fröhlich und freundlich sind, kurz: die edlen Wilden wie eh und je. Ebenso häufig wird das Gegenbild der gefährlichen, blutrünstigen, kriegerischen, faulen und primitiven Kannibalen noch hoch gehalten. Dies gilt leider nicht nur für populistische Werke (Filmen, Bücher etc.) sondern zum Teil genauso für wissenschaftliche Werke bzw. Wissenschaften selbst.

„Unser Bild der »Südsee«, wie sie auch häufig verklärend und geographisch etwas unscharf bezeichnet wird, ist von den Beschreibungen der Entdecker, Seefahrer und Missionare sowie von den Sichtweisen der Historiker, Geographen und Ethnologen geprägt, die Objekte und Erzählungen der Reisenden entsprechend dem damaligen Theoriestand und damaligen gesellschaftlichen Wertvorstellungen ausgewertet haben“ schreibt Mückler (2008: 9).

Und dies obwohl man heute längst viel mehr über die äußerst komplexen Glaubens- und Verwandtschaftssysteme, Haus- und Bootsbauten sowie Überlebens- und Lebensstrategien der Pazifikinsulaner weiß. Da es nicht gegeben ist, dass alt immer schlechter als neu ist, sollte man mit neuen Quellen genauso kritisch verfahren. Man sollte nichts für 'die reine Wahrheit' halten oder unhinterfragt übernehmen, sondern jedenfalls kritisch betrachten – sowohl Finschs Arbeiten als auch neuere – klarer Weise ist auch diese hier mit eingeschlossen. Denn es gibt weder die wissenschaftliche Objektivität noch die eine Wahrheit.

Literaturverzeichnis

BARTHES, Roland (1964) Mythen des Alltags. Frankfurt am Main.

BELLWOOD, Peter (1975) The Prehistory of Oceania. In: Current Anthropology, Vol. 16, No. 1, March.

BHABHA, Homi K. (2000) Die Frage des Anderen. In: Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kulturen. Tübingen.

BUCHHOLZ, Hanns (2002) Die naturräumliche Struktur der ehemaligen deutschen Südseeko-
lonien. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.). Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch.
Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

CORNEVIN, Robert (1974) Geschichte der deutschen Kolonisation. Goslar.

FINSCH, Otto (1865) Neu-Guinea und seine Bewohner. Bremen. Reprint.

FINSCH, Otto (1881) Schreibmaschinenschriftliches Transkript des Tagebuches Nr. 12 der
Pazifik-Expedition. Aus der Finsch Sammlung aus dem Archiv des Museums für Völkerkunde
Wien. Unveröffentlichtes Material.

FINSCH, Otto (1888) Samoafahrten: Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea
in den Jahren 1884 u. 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa“. Leipzig. Reprint.

FINSCH, Otto (1888a) Ethnologischer Atlas: Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas. Leipzig.

FINSCH, Otto (1893) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Wien.

FINSCH, Otto (1899) Systematische Uebersicht der Ergebnisse seiner Reisen und schriftstelle-
rischen Thätigkeit (1859 – 1899). Berlin. Reprint.

FINSCH, Otto (o. J.) Schreibmaschinenschriftliche Transkripte der Völkerkunde. Bücher 1 –
20. Aus der Finsch Sammlung aus dem Archiv des Museums für Völkerkunde Wien. Unver-
öffentlichtes Material.

FLICK, Uwe (2000) Konstruktivismus. In: Flick, Uwe/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.).
Qualitative Forschung – ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.

FLICK, Uwe (2009) Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg. 2.
Auflage.

GRAUDENZ, Karlheinz (1995) Die deutschen Kolonien: Geschichte der deutschen Schutzge-
biete in Wort, Bild und Karte. Augsburg. 8. Auflage.

GRIJP, Paul van der/Toon van Meijl (1994) Introduction: European Imagery and Colonial His-
tory in the Pacific. In: Meijl, Toon van/Paul van der Grijp (Hg.). European Imagery and Co-
lonial History in the Pacific. Saarbrücken.

GRÜNDER, Horst (2002) Die historischen und politischen Voraussetzungen des deutschen Kolonialismus. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.). Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

HALL, Stuart (1997) The Spectacle of the Other. In: Hall, Stuart (Hg.). Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London.

HALL, Stuart (1997) The Work of Representation. In: Hall, Stuart (Hg.). Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London.

HENZE, Dietmar (1980) Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde. Graz

HIERY, Hermann Joseph (2002) Vorwort. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.). Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

HIERY, Hermann Joseph (2002) Zur Einführung: Die Deutschen und die Südsee. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.). Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

HIERY, Hermann Joseph (2002) Schule und Ausbildung in der deutschen Südsee. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.). Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

HIERY, Hermann (2008) Die Kolonialgeschichte: ein Überblick. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

MAYRING, Philipp (2000) Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.). Qualitative Forschung – ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.

MAYRING, Philipp (2002) Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim und Basel. 5. Auflage.

MÜCKLER, Hermann (2008) Einleitung. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

MÜCKLER, Hermann (2008) Mythos Südsee. Reaktionen, Projektionen, Visionen. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

MÜHLHÄUSLER, Peter (2002) Die deutsche Sprache im Pazifik. In: Hiery, Hermann Joseph (Hg.) Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

MÜLLER-FUNK, Wolfgang (09.11.2007) Introduction into the Viennese Homi Bhabha Lecture. Universität Wien. <http://public.univie.ac.at/index.php?id=20388>, [Stand 29.05.2010]

PARKER, Ian (2000) Die diskursanalytische Methode. In: Flick, Uwe/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.). Qualitative Forschung – ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.

SEIB, Roland (2008) Big Man – Great Man – Chief: gesellschaftliche Stratifikationen im Südpazifik. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

WERBER, Harald (2008) Die Anfänge der Christianisierung Ozeaniens: Ein Überblick über protestantische und römisch-katholische Missionierung auf verschiedenen Inselgruppen Ozeaniens. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

WOLFF, Stephan (2000) Dokumenten- und Aktenanalyse. In: Flick, Uwe/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.). Qualitative Forschung – ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg.

WOLFSBERGER, Margit (2008) Ehe, Familie und Verwandtschaft: Sozialformen in Ozeanien. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

VOESTE, Anja (2008) Sprachen und Sprachkontakte im Pazifik. In: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien.

Internetquellen

Ozeanienskript, Computergeschriebene Mitschrift zur Vorlesung Einführung in die Ethnologie Ozeaniens. Lehrveranstaltungsleiter Mückler, Hermann. Universität Wien. www.unet.univie.ac.at/~a9750175/ksa_web/Ozeanien.doc, [Stand 29.05.2010]

I 1) o. A. http://www.deutsche-schutzgebiete.de/otto_finsch.htm, [Stand 29.05.2010]

I 2) Indopedia http://www.indopedia.org/index.php?title=Otto_Finsch, [Stand 29.05.2010]

I 3) Meyers Konversations-Lexikon 1888 <http://www.peter-hug.ch/lexikon/Finsch>, [Stand 29.05.2010]

I 4) Wikipedia <http://de.wikipedia.org/wiki/Papua-Neuguinea>, [Stand 29.05.2010]

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Ozeanien und seine Teilregionen	27
Abb. 2: Die deutschen Südsee-Kolonien	34
Abb. 3: Dr. Otto Finsch	47
Abb. 4: Der Dampfer Samoa.....	51
Abb. 5: Das Kaiser Wilhelms-Land und das Bismarck-Archipel.....	59
Abb. 6: Frauen mit Ferkeln und Hunden (Bongu)	70
Abb. 7: Fischhaken (Finschhafen).....	71
Abb. 8: Fischhaken (Finschhafen).....	71
Abb. 9: Handelskanu (Bilibili)	72
Abb. 10: Verzierungen von Kanus	72
Abb. 11: Baumwurzel-Wasserfahrzeuge (Sechstrohfluss)	73
Abb. 12: Tabuhaus (Bilibili).....	73
Abb. 13: Haken (Finschhafen)	74
Abb. 14: Kopfstütze (Finschhafen)	74
Abb. 15: Schüssel (Finschhafen).....	74
Abb. 16: Frauen beim Töpfern (Bilibili)	75
Abb. 17: Kochtopf (Finschhafen).....	76
Abb. 18: Kalkkalebasse (1), Spatel (2-6), Brecher (7), Schaber (8).....	77
Abb. 19: Flechtarbeiten	78
Abb. 20: Äxte	78
Abb. 21: Waffen: Lanze (1), Speer (2), Wurfstock (3), Keule (4-6), Dolch (7)	79
Abb. 22: Krieger in Kürasse (Angriffshafen)	80
Abb. 23: Nassa (1-7), Conohelix punctatum (8), Conus (9), Modiola plumescens (16, 17)	81
Abb. 24: Ssanem (51, Huon-Golf), Kekum (52, Finschhafen)	82
Abb. 25: Bekleidungsformen	83
Abb. 26: Tätowierte Frau (Humboldt-Bai).....	84
Abb. 27: Stutzer (Grager)	84
Abb. 28: Mann mit Gatessifrisur (Astrolabe-Bai)	85
Abb. 29: Mann mit Pandanusblattröhre (Dallmannhafen)	85
Abb. 30: Mann mit Louis-Perücke (Astrolabe-Bai).....	85
Abb. 31: Mann mit Zottellocken	86
Abb. 32: Mann mit verziertem Bart, Haarkörbchen und Brustschmuck (Dallmannhafen)	86
Abb. 33: Haarkamm (Angriffs-hafen)	87
Abb. 34: Mann mit Stirn- und Haarschmuck (Astrolabe Gebirge)	87
Abb. 35: Mann mit Eberhauer-Nasenschmuck (Massilia).....	87
Abb. 36: Nasenschmuck	88
Abb. 37: Hals- und Brustschmuck	88
Abb. 38: Kampfschmuck (Finschhafen)	89
Abb. 39: Armschmuck (Grager)	89
Abb. 40: Leibschnüre.....	90

Abb. 41: Haus mit Grab	93
Abb. 42: Trommel (Grager)	94
Abb. 43: Masken (Dallmannhafen)	95
Abb. 44: Telum (Dallmannhafen)	96
Abb. 45: Weiblicher und männlicher Talisman (Guap bzw. Dallmannhafen)	97
Abb. 46: Telum (Guap)	97
Abb. 47: Kochtopf (Bilibili)	100
Abb. 48: Häuptling von Finschhafen	102
Abb. 49: Haarkörbchen (Venus Huk)	103
Abb. 50: Schmuckkette aus Hundezähnen (Venus Huk)	104
Abb. 51: Haus in Gaussbucht, ähnlich jenen in Dallmannhafen	106
Abb. 52: Frauen (Humboldt-Bai)	108
Abb. 53: Weibliche Brüste im Vergleich	131
Abb. 54: Männliche Geschlechtsteile im Vergleich	132

Abbildungsnachweis

Abbildung 1 Aus: Mückler, Hermann/Norbert Ortmayr/Harald Werber (Hg.). Ozeanien 18. bis 20. Jahrhundert: Geschichte und Gesellschaft. Wien. Abbildung 2

Aus: Hiery, Hermann Joseph (Hg.) Die Deutsche Südsee 1884-1914: Ein Handbuch. Paderborn; München; Wien; Zürich. 2. Auflage.

Abbildungen 3, 4, 5, 6, 9, 11, 12, 16, 27, 29, 31, 32, 35, 41, 48, 51, 52

Aus: FINSCH, Otto (1888) Samoafahrten: Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neuguinea in den Jahren 1884 u. 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa“. Leipzig. Reprint.

Abbildungen 7, 8, 10, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 25, 33, 36, 37, 38, 39, 40, 42, 43, 44, 46, 49

Aus: FINSCH, Otto (1888a) Ethnologischer Atlas: Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas. Leipzig.

Abbildungen 17, 23, 24, 45, 47, 50

Aus: FINSCH, Otto (1914) Südseearbeiten: Gewerbe- und Kunstfleiß, Tauschmittel und „Geld“ der Eingeborenen auf Grundlage der Rohstoffe und der geographischen Verbreitung. Hamburg. Reprint.

Abbildungen 22, 26, 28, 30, 34, 53, 54

Von: FINSCH, Otto. Handgezeichnete Skizzen. Aus der Finsch Sammlung aus dem Archiv des Museums für Völkerkunde Wien. Unveröffentlichtes Material.

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Anhang

Abstract

Fragestellung

Die Fragestellung dieser Diplomarbeit lautet:

- Welchen Eindruck gewinnt man durch Otto Finschs Beschreibungen von der indigenen Bevölkerung des Kaiser Wilhelms-Landes?
- Inwieweit sind Finschs Darstellungen aus heutiger Sicht noch relevant, inwiefern problematisch?

Ziel ist es Finschs Beschreibungen kritisch zu betrachten und mit Hilfe der Methoden (Dokumenten- und Diskursanalyse, Anwendung der Gütekriterien) zu analysieren und unter Bezug auf den historischen und den politischen Kontext dahinterliegende Strukturen (Macht) sowie damit zusammenhängende Problematiken und Relevanzen (aus heutiger Zeit) aufzuzeigen.

Methodischer Zugang

Dokumentenanalyse

Diese Analysenart war nur logisch, da einiges an Literatur und Dokumenten vorhanden ist. Dabei spielt die Quellenkritik eine wichtige Rolle: Es geht darum zu fragen wer das betroffene Dokument für wen/was bzw. zu welchem Zweck erstellt hat. Weiter wichtig sind Art, Äußere und Innere Merkmale, Nähe zum Gegenstand und Herkunft von Dokumenten.

Diskursanalyse

Hier geht es darum zu hinterfragen wie Wirklichkeit dargestellt wird und darum die „Konstruktion von Versionen des Geschehens in Berichten und Darstellungen“ aufzuzeigen (Flick 2009: 428). Es sollen die Diskurse und Machtstrukturen, welche den Beschreibungen zugrunde liegen sichtbar gemacht werden.

Theoretische Einbettung

Der Arbeit liegen Halls Theorie der Repräsentation und Bhabhas Theorie des Kolonialen Diskurses zugrunde. Beide Theorien basieren auf dem Konstruktivismus, der besagt, dass Wirklichkeit nicht an sich existiert, sondern konstruiert wird. Dennoch scheint die Wirklichkeit für diejenigen die sie produzieren als wahr.

Repräsentation

Stuart Hall geht davon aus, dass durch Repräsentation (representation) Bedeutungen produziert wird. Dingen wie Personen wird eine Bedeutung zugeschrieben und zwar immer abhängig vom Kontext (je nachdem mit was das Besagte verglichen etc. wird). Die zugeschriebenen Bedeutungen sind nicht fix sondern ändern sich. Dennoch regeln die zugeschriebenen Bedeutungen den Umgang mit dem Repräsentierten (Menschen/Dinge/Ereignissen). Die Auswirkungen des Umgangs sind real, unabhängig davon wie unreal die Zuschreibungen auch sein mögen.

Der Koloniale Diskurs und das Stereotyp

Damit verbunden sind Machtverhältnisse, die laut Homi K. Bhabha durch den Kolonialen Diskurs verschleiert werden. Dies geschieht durch die Schaffung eines „Untertanvolk“: Es wird Wissen über 'das Andere' produziert (z.B. durch Hervorhebung von Differenzen) wodurch es eingeordnet werden kann (Typisierungen). Die Zuschreibungen von Eigenschaften die dabei festgelegt werden sollen durch naturalisieren (die sind von Natur aus so) fixiert werden – die Andersheit wird als unveränderbar, durch die Natur fixiert propagiert. Dadurch (z.B. weil die Andersheit am Aussehen festgemacht wird) erscheint es natürlich, normal. Damit einher gehen Hierarchien, 'das Andere' ist anormal im Gegensatz zum normalen eigenen. Durch die Naturalisierungen/Normalisierungen erscheinen die Machtverhältnisse als notwendig, normal.

Um dies Aufrecht zu erhalten benötigt der Koloniale Diskurs das Stereotyp, die Fantasie und bedient sich des Fetisch.

Lebenslauf

Miriam Reiter

Persönliche Daten	geb. 15.01.1983 in Bregenz, Vorarlberg
Staatsbürgerschaft	Österreichische Staatsbürgerschaft
Schulische Ausbildung	1989 – 1993 Volksschule Dornbirn-Edlach 1993 – 2001 Realgymnasium Dornbirn 2001 – 2002 Universität Innsbruck, Studium der Sprachwissenschaften 2002 – 2004 Kolleg für Tourismus und Freizeitwirtschaft, Bludenz 2004 – 2010 Universität Wien, Studium der Kultur- und Sozialanthropologie
Berufliche Erfahrungen	Praktikum in Hotel, Restaurant und Bar in Frankreich für Tourismus-Kolleg Praktikum im Archiv des Museums für Völkerkunde Wien
Zusatzqualifikationen	
Sprachen	Englisch (ausgezeichnet) Französisch (gut) Serbisch (Grundkenntnisse) Spanisch (Grundkenntnisse)
EDV	Gute Kenntnisse in Microsoft Office

Wien, 2010-10-04